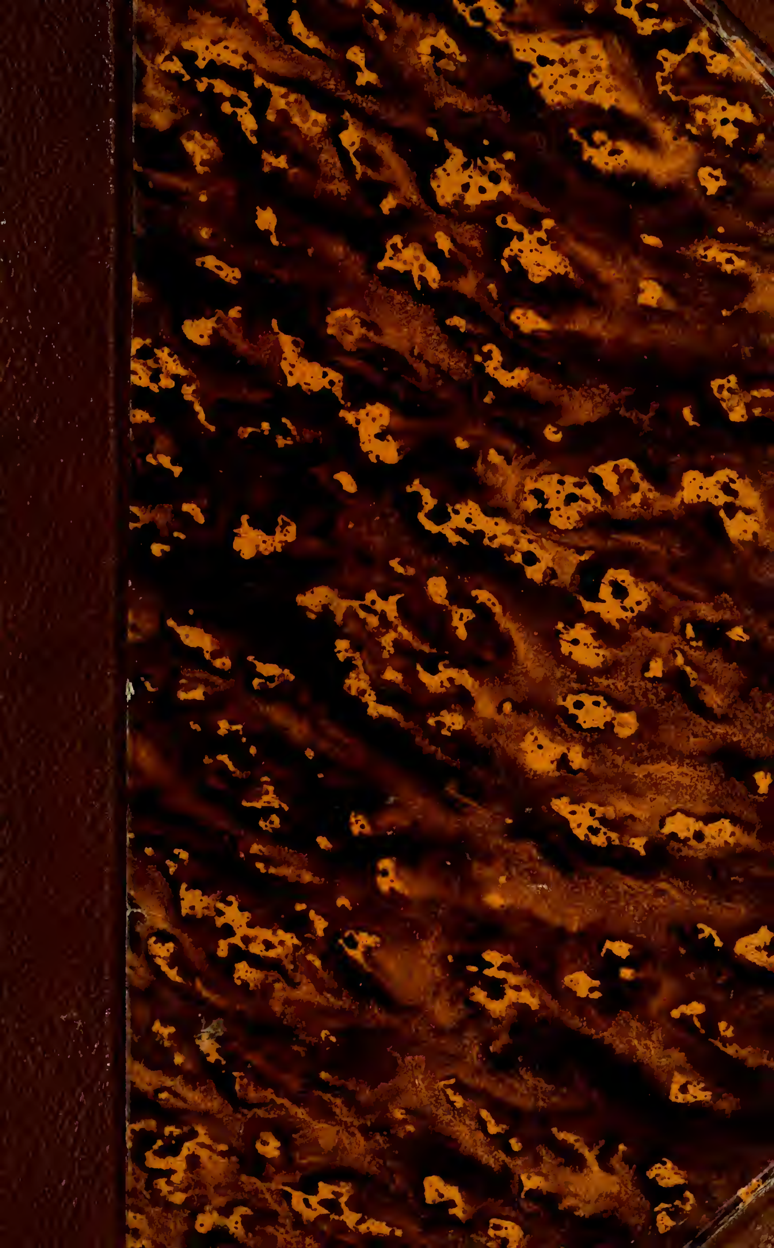








Aus Amerika.



Aus Amerika.

Erfahrungen, Reisen und Studien

von

Julius Fröbel.

Erster Band.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Leipzig
Dyk'sche Buchhandlung.

RBR
Jantz
#24
bd. 1

Vorwort.

Da das Urtheil über ein Buch mit durch die Erwartungen bedingt ist, zu welchen der Leser aus irgend einem Grunde berechtigt gewesen zu sein glaubte, ist es in meinem Interesse, im Voraus zu sagen, was in diesem und dem ihm folgenden Bande nicht gesucht werden darf.

Die beiden Bände sollen keine Reisebeschreibung, am wenigsten eine naturwissenschaftliche sein. Weit eher könnten sie als ein Abschnitt aus einer Lebensbeschreibung betrachtet werden. In objectiver Beziehung besteht der Inhalt aus meinen Erfahrungen, Reisen und Studien

in Amerika, in subjectiver aus den Memoiren eines unfreiwilligen Kosmopoliten, der jedoch ein freiwilliger Kosmopolitiker ist.

Der Leser darf sodann keine gleichförmige und erschöpfende Behandlung der Gegenstände erwarten, von denen ich spreche. Ich hatte, als ich nach Amerika kam, eine solche Abneigung gegen wissenschaftliches und literarisches Handwerk, daß ich es nicht über mich vermochte, ein regelmäßiges Tagebuch zu führen. Die wenigen Notizen, welche ich während der ersten Jahre in diesem Welttheile zur Unterstützung meines Gedächtnisses aufgeschrieben, gingen mir während der späteren Kreuz- und Querzüge größtentheils verloren. Naturwissenschaftliche Sammlungen, die mich in den Stand gesetzt haben würden, meiner Darstellung auch für den Mann vom Fache Interesse zu verleihen, sind gleichfalls größtentheils verloren gegangen; die geretteten Ueberreste habe ich aus den Händen gegeben, und sie sind mir bei der Ausarbeitung dieser beiden Bände nicht mehr zugänglich gewesen. Spätere Reisen und ein bewegtes Leben auf verschiedenen Schauplätzen haben die früheren Eindrücke geschwächt. Dies Alles hat meiner Erzählung Abbruch gethan. Vielleicht bemerkt der Leser schon in diesem ersten Bande, daß die Farben meiner Schilderungen lebhafter werden, sowie

ich weiter fortschreite, weil sie in meiner eignen Erinnerung weniger erblaßt sind. Im zweiten Bande, hoffe ich, wird meine Darstellung an Lebhaftigkeit des Colorites gewinnen.

Das menschliche Leben mit seinen sittlichen Interessen hat den Gesichtspunkt für alle meine Beobachtungen ausgemacht. Auch die Natur habe ich nur unter diesem Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Der Leser wird berücksichtigen, daß der Beobachter menschlicher Verhältnisse sich als Schriftsteller Beschränkungen auferlegen muß, die der Naturforscher nicht kennt. Während dieser Alles sagen darf, was er beobachtet hat, muß jener sehr oft die interessantesten Thatsachen verschweigen, wenn er nicht Indiscretionen begehen will, die ich nicht zu rechtfertigen wissen würde. Auch unter diesen Schwierigkeiten hat mein Buch zu leiden gehabt.

Ein Theil meiner Leser wird vielleicht finden, daß ich stellenweise mich allzusehr in Raisonnements verloren habe. Ich kann hierauf nur sagen, daß mir an diesen Raisonnements mehr gelegen war, als an dem übrigen Inhalte des Buches. Für meinen eignen Geschmack hätte ich lieber ein System der Ethik geschrieben, als meine Erfahrungen, Reisen und Studien. Da ich aber alle Ursache hatte,

auch nach dem Geschmacke des Publikums zu fragen, habe ich mich für diese letzteren entschieden, und in ihnen Thatsachen und Urtheile so gemischt, daß aus dem Ganzen eine in sich geschlossene, am praktischen Leben erprobte Weltansicht hervorleuchtet.

New-York den 4. Nov. 1856.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Seite

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Erstes Buch.

Reise von Deutschland nach den Vereinigten Staaten,
und erster Aufenthalt in denselben.



Erstes Kapitel.

Ueber die Grenze und von Deutschland nach Deutschland. — Vaterlandsliebe und Freiheitsliebe. — Wanderung durch die Schweiz. — Natur und Freiheit. — Fahrt durch Frankreich. — Liberté, Egalité, Fraternité: Gensdarmerie du canton. — Von Havre nach Hamburg. — Helgoland. — Liverpool. — Verkennung. — Ankunft zu New-York.

Im Januar 1849 überschritt ich in Gesellschaft eines Freundes bei Basel die Grenze Deutschlands und betrat den Boden der Eidgenossenschaft. Es geschah unfreiwillig und mit betrübtem Herzen. Ich fühlte in diesem Augenblicke ganz wie sehr ich Deutschland liebte.

Die Schweiz war mir nicht fremd. Ich hatte diesem schönen Lande sogar die ersten praktisch-politischen Anregungen, und, wenn man mir den Ausdruck erlauben will, einen großen Theil meiner politischen Bildung zu verdanken. Bei aller Kleinheit, und zum Theil gerade durch diese Kleinheit, haben seine Verhältnisse lange Zeit zu den lehrreichsten gehört die man in Europa studiren konnte. Ich hatte hier die Jahre verlebt in denen ich mich im sittlichen Sinne des Wortes zum Manne entwickelte, und die theuersten Bande des Privatlebens hatten mich heimisch gemacht. Weib,

Kind, Mutter, Brüder, und andere geliebte und mir treu ergebene Menschen sollte ich hier wiederfinden. Und dennoch war der Schritt über die Grenze für mich ein schwerer. — War es weil die Orte an welchen wir Gefahren und Leiden bestanden, und die Menschen welche sie mit uns erduldet, uns leicht theurer werden als die Schauplätze und Genossen der Freude und des Glückes, — oder hatte ich eine Vorahnung des Werthes den das Vaterland für mich in der weiteren Ferne noch erhalten werde, und der mir erst später und allmälig ganz zum Verständniß gekommen ist? —

Man hat in Deutschland darüber gestritten ob Freiheitsliebe oder Vaterlandsliebe das höhere Gefühl sei. Ich sehe jetzt wie unerfahren wir damals waren indem wir uns mit dieser Frage beschäftigten. Allerdings ist es die Freiheit, welche hauptsächlich ein Volk der Liebe würdig macht, — aber vielleicht weniger die Freiheit in deren Besitz es ist, als die zu der wir in ihm die Anlage erkennen und die immer den besten Theil seines Geistes ausmacht. Die Ideale und Zwecke eines Menschen müssen klein sein, welcher sich in irgend einem Theile der Welt von der Wirklichkeit wie sie ist befriedigt fühlt. Von dem Werthe oder Unwerthe des Augenblickes kann daher auch die Vaterlandsliebe nicht abhängen, und mit der Freiheitsliebe, welche ihr wie eine allgemeine Religion zum Grunde liegt, die ihr ihren Glauben und ihre Hoffnung mittheilt, kann sie kaum in Conflict kommen. Die Bethätigung der Freiheitsliebe kann vielmehr nur in der Form der Vaterlandsliebe auftreten, wobei freilich unter dem Vaterlande nicht nur das natürliche, sondern auch ein adoptirtes verstanden sein kann. Denn wie kosmo=

politisch auch die Freiheitsliebe in der Theorie sein mag, sie sieht sich, wo sie sich praktisch äußern will, auf eine Arbeit verwiesen, die immer in einem bestimmten Lande und Volke verrichtet und an dessen geschichtlichen Entwickelungsgang angeschlossen werden muß, und unsere Betheiligung an dieser Arbeit wird uns, mit seltenen Ausnahmen, am besten im Lande und Volke unserer Geburt und Erziehung gelingen. Wer dieser Betheiligung bedarf, wird schwerlich im adoptirten Vaterlande ganz glücklich sein können. Zuletzt sind Freiheit und Bildung allerdings von kosmopolitischer Natur, und in den höchsten Culturbestrebungen, wie den welthistorischen Religions- und Staatssystemen, sehen wir sie unmittelbar in kosmopolitischer Tendenz auftreten. Ihr Ausgangspunkt ist aber auch in diesen Fällen ein nationaler, und ihre Entwickelung läuft durch nationale Formen. Das Christenthum ist unstreitig die am meisten kosmopolitische Erscheinung der Weltgeschichte, und dennoch hat es einen nationalen Anfang der noch immer zu erkennen ist, und die Sage erzählt uns daß sein Stifter über Jerusalem weinte.

Diese Betrachtungen, welche sich mir aufdrängen indem ich nach mehr als sechs Jahren des Umherschweifens in einem andern Welttheile jenes Schrittes über die Grenze gedenke, greifen in vielen Beziehungen meiner Erzählung vor. Der Gedanke indessen mich aus Deutschland verdrängt zu sehen, war mir zu widerstrebend als daß ich mich unmittelbar in denselben hätte ergeben können. Nach einem achttägigen Aufenthalte in Zürich nahm ich wieder Abschied von den Meinigen, um mich über Frankreich zur See nach Hamburg zu begeben, wo ich andere Verhältnisse erwarten

zu können glaubte als die welche im südwestlichen Winkel von Deutschland mich über die Grenze getrieben.

Einige meiner Freunde, die sich in Zürich gesammelt hatten, beabsichtigten Genf zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen, und wir entschlossen uns die Reise dahin zu Fuße zu machen. Wir Alle waren der Erfrischung bedürftig die uns von einer Wanderung durch die schönsten Theile der Schweiz in Aussicht gestellt wurde. Und in der That — welcher Gegensatz zwischen dem Getümmel der Revolution aus dem wir uns gerettet hatten, und der erhabenen Ruhe auf den Höhen der Alpen, oder dem stillen Frieden in ihren Thälern!

Dieser Gegensatz hatte eine mächtige Wirkung auf unser Gemüth; er war jedoch nicht der einzige welchen ich fühlte. Ueberall auf unserer Wanderung traf mich die Erinnerung an frühere Jahre, in welchen ich dieselben Scenen in einem so ganz andern Zustande des Geistes gesehen hatte. Der Vierwaldstädter See zwischen seinen Felsenwänden, — die grünen Matten und Bergseiten von Unterwalden, — die Gletscher des Berner Oberlandes mit den Blumen am Rande des Eises, — der Blick von der Gemmi auf die weißen Gipfel der penninischen Alpen, und von der Höhe über Varen dem gewaltigen Gebirgsthale hinab, in welchem der wilde und trübe Rhodan sich zwischen buschreichen Inseln von einer Bergseite zur andern windet, — Sion mit seinen Burgen auf sonnenverbrannten Felsenhügeln, — St. Maurice mit seinem Felsenthore zwischen den riesigen Pyramiden der Dent du Midi und Dent de Morcle, — Ver mit seinen Ulmen, Nußbäumen und Kastanienhainen, — der

Genfer See endlich mit allen seinen Scenen von wunderbarer Schönheit, glänzend und mild, erhaben und lieblich zugleich: — Alles versetzte mich in eine Zeit zurück in der ich fast noch unberührt von den sittlichen Streitfragen der Gegenwart in der Anschauung und dem Studium der Natur eine noch wenig gestörte Befriedigung fand. Durch welche inneren und äußeren Kämpfe war ich seitdem gegangen! — und wie hatten sie die Augen der Seele verändert mit denen ich dies Alles ansah! —

Die Natur, sagt Humboldt, ist das Reich der Freiheit. Ich weiß nicht ob das eine Empfehlung der Natur oder der Freiheit sein soll; jedenfalls muß der Ausspruch richtig verstanden werden damit er wahr sei. Gewiß vermag nur Der in der Natur die Freiheit, nach der sich der Geist sehnt, zu finden, welcher in der Freiheit die Natur des Geistes gefunden hat, — welcher in der Nothwendigkeit die natürliche Form der Freiheit, und in der Freiheit die sittliche Form der Nothwendigkeit zu erkennen weiß. Wer in der Natur einen Culturprozeß, in der Cultur einen Naturprozeß zu sehen vermag, der kann allerdings in der Natur im allumfassenden Sinne das Reich der Freiheit finden, aber für ihn hat auch schon die Menschenwelt keine Knechtschaft mehr. Wer indessen nicht auf diese Weise Frieden und Freiheit in sich selbst gefunden, wird Freiheit und Frieden auch nicht in der Natur zu finden wissen. Für sein Gemüth hat sie nur die Räthsel welche ihm kein Forscher zu lösen vermag, — hier ihre dunklen Kräfte, ihre unerreichbaren Höhen, Tiefen und Fernen, das immer zurückweichende Ziel der Sehnsucht nach Glück und Schönheit, dort die starre

Nothwendigkeit und platte Mechanik ihrer Gesetze, und so muß sie ihn immer zurückwerfen auf die Widersprüche denen er zu entfliehen gedachte. Eine Flucht aus den Kämpfen der sittlichen Welt in den Frieden der natürlichen ist auf keinem andern Wege möglich als auf jenem einzigen dunkeln auf welchem wir Alle wieder zur Natur zurückkehren.

Mit ruhiger Freude an ihrer Größe und Schönheit konnte ich jetzt, nach den inneren und äußeren Erfahrungen der letzten Jahre, mich dem Anblicke von Scenen hingeben die mich früher mit einer romantischen Schwärmerei erfüllt hatten, und wenn damals bei dem Anblicke der wilden Denkmäler physischer Umwälzungen mich die Ahnung entsprechender Vorgänge in der moralischen Welt mit einer unheimlichen Macht ergriffen, so stand ich jetzt mit erfahrener Ruhe vor den gebogenen und zerknickten, zerrissenen und umgestürzten Gebirgsschichten, und es war mir als könnte ich zur Natur sagen: Ich war dabei als dies Alles vor sich ging! —

Unsere Wanderung hatte auch ihre heiteren Episoden, obschon ihrer Komik nicht selten ein kleiner tragischer Beigeschmack eigen war. „Sind die Herren vom deutschen Parlament?" — fragte uns ein Hirtenjunge in Unterwalden. Einige Tage vorher waren mehrere unserer Frankfurter Freunde durchgekommen deren öffentlicher Charakter hier bekannt geworden war, und der Junge hatte sich augenscheinlich bei seiner Kuhheerde Menschenkenntniß genug erworben, uns anzusehen daß wir zu der nämlichen Art von Leuten gehörten. Bewundernswürdiger Scharfsinn der Natur! — dachte ich. — Oder was für besondere Narren

müssen wir sein daß uns ein unterwaldener Kuhhirt unsere Lebensgeschichte ansieht! —

Im Kanderthale übernachteten wir bei einem wohlwollenden alten Mann, der uns treuherzig seine Besorgniß aussprach wir möchten Spione sein. Die Schweiz, meinte er, hätte die besten Schützen und viele gute „Kanönli.“ Das dürfe man aber nicht sagen, weil die Könige und Fürsten jetzt, nachdem sie überall der Revolution Meister, gegen die Eidgenossenschaft zu ziehen bereit seien. Da alle die Revolutionen in den umherliegenden Ländern aus der Schweiz herstammten — meinte er, mit einem Selbstgefühle dessen Komik durch den Ernst einer edlen und muthigen Gesinnung wieder aufgehoben wurde — so sei es auch nicht mehr als billig, daß die Schweiz die Sache mit den „Tyrannen“ ausfechten müsse. Uns suchte er, nachdem er zu uns Vertrauen gefaßt, zu trösten, indem er uns fragte ob wir nicht im Kanderthale bleiben wollten. „Haltet nur fest am Princip!“ — sagte er in väterlichem Tone. — „Das Princip, — wisset ihr was das ist?“ — fügte er fragend hinzu. Er wußte nicht, wie principkrank ein Deutscher sein kann, und in welchem gefährlichen Grade wir speciell an dieser Krankheit litten.

Auf dem Dampfboote welches uns von Villeneuve nach Genf brachte, machten zwei junge Nordamerikaner mit uns Bekanntschaft. „Sie werden nach den Vereinigten Staaten gehen“ — sagte mir der eine — „und ich gebe Ihnen einen Brief an meinen Vater in Philadelphia.“ Ich erwiderte daß dies nicht meine Absicht sei. Er ließ sich aber nicht ausreden daß ich mich dazu entschließen werde.

„Was wollen Sie noch in Europa thun?“ fragte er mich. „Sie passen nicht mehr in diesen Welttheil.“ In Genf kam er wirklich in unser Gasthaus und brachte mir den Brief. In diesem empfahl er mich als „einen der deutschen Literaten“ welche eine Republik hätten gründen wollen. In den Augen des jungen Amerikaners schien den Charakter des „Literaten“ noch ein Glanz zu umgeben, der gerade damals in Deutschland, wie der Professortitel, ziemlich zweideutig geworden. Fast ein Jahr später, als mich mein Weg durch Philadelphia führte, besuchte ich den alten Herrn, einen wohlhabenden Kaufmann, der mich mit aller Herzlichkeit aufnahm, mich fragte was er für mich thun könne, und gewiß irgend Etwas für mich gethan haben würde, hätte ich ihm dazu Gelegenheit gegeben.

Zu Montreux, vielleicht dem schönsten Punkte am Genfer See, wohin wir von Villeneuve aus einen Spaziergang machten, entdeckten wir eine ganze Colonie unserer vaterlandsflüchtigen Freunde. Aus allen Fenstern einer Häusergruppe begrüßten uns, durch unser Gespräch auf der Straße aufmerksam gemacht, befreundete Gesichter und Stimmen. In Genf fand ich andere Freunde, alte und neue. Nach achttägigem Aufenthalte setzte ich aber meine Reise fort, indem ich meinen Paß nach Havre visiren ließ, und auf der Diligence einen Platz nach Paris nahm.

Ueber die eilige Reise durch Frankreich habe ich kaum Etwas zu sagen. Im ersten französischen Städtchen las ich an einem Gebäude die Worte: „Liberté, Egalité, Fraternité. Gensdarmerie du Canton.“ Diese Inschrift wiederholte sich in allen Cantonshauptorten, — und, in der That,

was konnte den Zustand Frankreichs besser bezeichnen als diese inhaltreichen Worte! Sie riefen sich mir später in Mexiko in's Gedächtniß zurück, wo in den öffentlichen Proclamationen die Worte „Gott und Freiheit" mit der Androhung von Tod und Verderben gegen Verräther und Rebellen, d. h. die Anhänger jeder Gegenpartei, zusammengestellt erscheinen. Im ausschließlichen Umgange mit Freunden brachte ich eine Woche in Paris zu, ging dann nach Havre, begab mich an Bord eines französischen Dampfschiffes, und war bald im Canal und auf dem Wege nach Hamburg. Ein gleichzeitig auslaufendes Schiff, auf dessen Deck eine gedrängte Schaar von Auswanderern ein deutsches Lied sang, erfüllte mich mit der Ahnung daß ich ihnen bald folgen werde, sowenig es damals meine Absicht war.

Die Seefahrt war vom schönsten und ruhigsten Wetter begünstigt. Ich war der einzige Passagier, und in meiner Unterhaltung auf den Capitän beschränkt. Der alte Seemann, welcher ganz seinem Berufe zu leben und von dem Treiben der Menschen auf dem Lande nur unzusammenhängende Nachrichten zu erhalten schien, hatte sich über manche Dinge wunderliche Ansichten gebildet. Louis Philipp hielt er für einen Demokraten und besonderen Beschützer der Armen, — Louis Blanc und Ledru Rollin nannte er richards — Geldsäcke. Durch die Nationalwerkstätten hätten die Letzteren die arbeitende Classe vollends ganz zu Sklaven machen wollen, und der König sei gestürzt worden, weil er sich diesen Plänen widersetzt habe. Bei dem lehrreichen Charakter dieser Unterhaltungen verging rasch die Zeit, welche uns vor die Mündung der Elbe brachte, wo wir von einer däni=

schen Fregatte angehalten wurden. Der Officier welcher an unsere Seite kam, fragte ob wir Champagner an Bord hätten, theilte uns die Nachricht mit daß die Blokade der Elbe am nächsten Morgen aufgehoben werde, und ließ uns ohne weiteren Aufenthalt passiren. Wir brachten am Morgen früh die Neuigkeit nach Hamburg, und bald darauf füllte sich die Elbe mit einlaufenden Schiffen.

Die Lage der Dinge im nördlichen Deutschland hatte sich, seitdem ich aus Baden nach der Schweiz übergegangen, wesentlich verändert. Es war mein Plan gewesen mich in Hamburg niederzulassen, und dort eine literarische Arbeit auszuführen, mit deren Entwurf ich mich seit einiger Zeit im Geiste beschäftigt. Als ich ankam, zeigte sich daß ich meinen Entschluß unter falschen Voraussetzungen gefaßt hatte. Zwar brachte ich einen Monat in Altona zu und ging während dieser Zeit wirklich an die erwähnte Arbeit; allein nach Verlauf dieser Frist sah ich mich durch entscheidende Beweggründe veranlaßt mich zunächst nach Helgoland zu begeben, und dort stand bald, nach einigen Tagen des inneren Kampfes, der Entschluß fest mich für jetzt von Europa loszureißen und nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Durch Correspondenz ordnete ich schleunigst meine Angelegenheiten in der Schweiz und in Deutschland. Hamburger und Berliner Freunde reichten mir die hülfreiche Hand, deren ich unter dem Drange der Umstände bedurfte, und nach wenigen Wochen war ich bereit zur Fahrt nach dem anderen Ufer des atlantischen Meeres.

So trieben mich öffentliche Zustände und persönliche Bedrängniß zu einer Reise die, wenn ich sie unter anderen

Umständen und aus freiem Entschlusse hätte machen können, die Erfüllung eines schon längst gehegten Wunsches gewesen sein würde. Ich hatte mir schon seit einigen Jahren gesagt daß unseren socialphilosophischen Speculationen die Grundlage einer umfassenden Welt- und Menschenkenntniß fehle, und daß namentlich die Anschauung und das Studium amerikanischer Zustände zu den nothwendigen Voraussetzungen durchgebildeter Urtheile über unsere Zeit gehöre. Ich hatte mir seit mehreren Jahren eine Reise nach Amerika als eine Schule der praktischen Philosophie gewünscht. Mit der lebhaftesten Genugthuung würde ich mich also unter anderen Umständen eingeschifft haben. Diese Empfindung jedoch konnte ich jetzt nicht hegen. Der Gedanke der Trennung von Europa, wo ich Alles was mir theuer war unter den ungünstigsten Verhältnissen zurücklassen mußte, lag mir mit schwerem Drucke auf der Seele. Eine Ahnung daß ich geliebte Menschen, die mir in der Welt am nächsten standen, nie wiedersehen werde, eine Ahnung deren Wahrheit sich seitdem längst entschieden hat, erfüllte zugleich in jenen Tagen mein ganzes Wesen. Im Uebrigen hatte mir die Anwesenheit sehr werther Freunde den Aufenthalt auf der Insel verschönert. Es war in jeder Beziehung ein schwerer Abschied.

Die Abreise selbst hatte, da ich die deutsche Küste nicht wieder betreten wollte, einige Schwierigkeiten. Es blieb kein Mittel übrig von der Insel wegzukommen, als in einem Boote auf die See zu gehen und eines der englischen Dampfschiffe anzurufen welche auf dem Wege von Hamburg nach London oder Hull die Höhe von Helgoland passiren. Der

Gouverneur der Insel, mit dem ich während meines Aufenthaltes in freundlichen Verkehr gekommen war, beförderte meinen Zweck, indem er das von mir gemiethete Boot mit der britischen Postflagge versah, die mich sicher stellte daß ein englisches Postdampfschiff anhalten werde um mich aufzunehmen.

Am frühen Morgen des 22. Septembers verließ ich die Insel. Die See ging so hoch daß die beiden Leute mit denen das Boot bemannt war, fast Anstand nahmen unter Segel zu gehen, und mir bemerkten daß es sehr zweifelhaft sei ob wir auf offener See im Stande sein würden an einem Dampfschiffe anzulegen. Die Sache ging indessen besser als ich fürchten mußte. Wir nahmen unsern Lauf gegen die Elbmündung, und nachdem wir einige Stunden vor derselben gekreuzt hatten, befand ich mich Nachmittags glücklich am Bord des britischen Postdampfers Princeß Royal auf dem Wege nach London. Wir langten am 24. Morgens in der Themse an. Ohne Aufenthalt passirte ich die britische Hauptstadt und war am Abend des nämlichen Tages in Liverpool. Ich sicherte mir am folgenden Morgen eine Passage auf einem amerikanischen Schiffe welches nach New-York bestimmt war, und an einem der nächsten Tage segeln sollte.

Die Zwischenzeit benutzte ich zur Besichtigung der mit Schiffen gefüllten Docks und der Straßen und Kaufläden der Stadt. Bei diesem Umhertreiben stand ich einmal vor dem Fenster eines Gold- und Silber-Waarenladens, und betrachtete die reichen und geschmackvollen Arbeiten. Ich hatte nicht darauf geachtet daß sich in der Nähe ein Haufen

verdächtiger Kerle postirt hatte, welche sich, während ich in das Fenster sah, enger um mich zusammenzogen und am Ende mich förmlich einschlossen. Ich widmete ihnen erst meine Aufmerksamkeit als einer von ihnen mich mit dem Ellenbogen anstieß, mit bedeutungsvollem Blicke mich ansah, und mit den Fingern beider Hände verschiedene mir unverständliche Zeichen machte. Indem er mir darauf einen kaum vernehmbaren Wink gab ihm zu folgen, entfernte er sich aus dem Haufen, wandte sich in einer kleinen Entfernung nach mir um, machte wieder einige Zeichen, und verschwand um die nächste Ecke. Es wurde mir augenblicklich klar daß ich von einer Gaunerbande umgeben war die einen Versuch machte mit mir eine Verbindung anzuknüpfen, was mich veranlaßte mich mit der Miene als hätte ich Nichts gesehen nach der entgegengesetzten Seite zu entfernen. — Wodurch, dachte ich, hast du wohl dieses ehrenvolle Zutrauen erweckt? — Diese Herren waren offenbar, wie erfahren sie auch zu Hause sein mochten, nicht vertraut mit den Sitten und neuesten Moden des Continentes. Mein schwarzer Sammetrock, obschon an einigen Stellen ein Wenig in's Weißliche schimmernd, war noch vor wenigen Monaten ein Schmuck der Paulskirche gewesen; mein weißer Hut, obschon im Verlaufe des unruhigen Sommers etwas verstäubt, hatte vor nicht langer Zeit noch zu den Zierden der Frankfurter Straßen gehört, und der poetischen Freiheit seiner Form die Auslegung zu geben welche die Herren ihr zu geben sich erlaubten, war ein Irrthum der sich nur durch diese Unkenntniß entschuldigen läßt.

Am Morgen des 29. Septembers lief das Schiff, auf

welchem ich Passage genommen, aus den Docks von Liverpool, und am Morgen des 9. Novembers waren wir in der Bai von New-York. Als ich bei Sonnenaufgang das Verdeck betrat, lagen ihre reizenden Ufer vor mir. Dörfer oder beginnende Städtchen, Landhäuser ohne Zahl, achtunggebietende Festungswerke, reihten sich, dem Saume des Wassers folgend, an einander, und schmückten den Fuß der waldigen Hügel von Staten-Island und dem Festlande von New-York und New-Jersey. Das Panorama ist in den sechs Jahren die seitdem verflossen, um Vieles glänzender und reicher geworden. Auch damals schon stellte es indessen einen Anblick von reicher Schönheit dar.

Zwei Stunden später trat ich in die Thüre eines deutschen Gasthauses der Stadt, und sah mich von Freunden, Bekannten und Schicksalsgenossen aus allen Theilen Deutschlands umringt, die mir hierher vorausgegangen und die mich mit Fragen bestürmten.

Zweites Kapitel.

Erste Eindrücke in den Vereinigten Staaten. — Entgegengesetzte Richtungen europäischer und amerikanischer Geistesbewegung. — Discussionen über die sociale Stellung eines Seifensieders. — Amerikanische Geistesaristokratie; sociales Wettrennen; Emporkommen um jeden Preis. — Salto Mortale mißlungen. — Neue und entgegengesetzte Projecte: Zwecke meiner Reise nach Washington und nach Virginien.

Während einer sechswöchentlichen Seereise, mit Hülfe der Seekrankheit, die ein ausgezeichnetes Mittel ist ein bewegtes Gemüth zu beruhigen, hatte ich mich gesammelt und meinen Geist auf bestimmte praktische Pläne gerichtet. Daß ich dabei, wie fast jeder Andere, von vielen irrigen Vorstellungen ausgehen mußte, versteht sich von selbst. Die Schwierigkeit sich in Europa ein richtiges Bild von amerikanischen Zuständen zu machen, liegt weniger in der Natur dieser Zustände als in der ganzen Denkweise des Europäers. Sind die welche sich vorher wenig unterrichtet haben, überrascht durch die hier ihnen entgegentretenden Thatsachen, so sind die Anderen, welche sich gut unterrichtet glaubten, gewöhnlich noch mehr überrascht daß sie den Thatsachen von deren Existenz sie Kenntniß erhalten hatten, eine so falsche Auslegung gegeben und daß ihnen ihre Vorstudien so wenig genützt haben. Nicht das ist schwer, die amerika=

nischen Verhältnisse mit europäischem Maßstabe zu messen, sondern die Anwendung eines neuen Maßstabes welcher selbst amerikanisch ist, enthält die Schwierigkeit. Und bei den Versuchen diesen neuen Maßstab anzuwenden, zeigt sich nicht der Verstand sondern das Herz ungelehrig. Es fehlt der Instinct, der uns in der Heimath so sehr das Denken erleichtert. Indessen glaube ich zu den Europäern zu gehören die sich in den Vereinigten Staaten in ihren Erwartungen am wenigsten getäuscht haben, was ich vielleicht, wenigstens zum Theil, meinem langen Aufenthalte in der Schweiz verdanke. Der Geist der Schweiz, in's Englische übersetzt und einem größeren Maßstabe angepaßt, kommt in der That dem Geiste der Vereinigten Staaten in vielen Beziehungen sehr nahe. Noch leichter allerdings wird sich der zurechtfinden, welcher zugleich mit dem englischen Leben vertraut ist. Vieles was der continentale Europäer für specifisch nordamerikanisch hält, ist in Wahrheit dem Wesen nach englisch, und wenn nichtsdestoweniger der Engländer in den Vereinigten Staaten vielleicht noch mehr findet was sein Mißfallen erregt als der Deutsche, so ist es weil er hier sich selbst in ungewohntem Kleide wiedersieht, und zu einer Selbsterkenntniß kommt die neben schmeichelhaften auch viele sehr wenig schmeichelhafte Wahrheiten enthält.

Alle ersten Eindrücke des amerikanischen Lebens übten einen erfrischenden und wohlthuenden Einfluß auf mich aus. Und was konnte mir heilsamer sein als ein Leben von durchaus positivem Charakter, in welchem man wichtigere Dinge zu thun weiß als sich mit einer impotenten Kritik, und Kritik der Kritik zu befassen, deren endlos wiedergekaute

Speise mir einen unbeschreiblichen Ekel hinterlassen hatte! — Zum ersten Male in meinem Leben geistige Nahrung die nicht schon Jemand vor mir verdaut! — Wie grob sie auch sein mochte, sie war wenigstens frisch, und fähig dem Geiste neue Kräfte zuzuführen. — Die Positivität ist ein Hauptcharakterzug des amerikanischen Lebens, und ich war so krank von dem nihilistischen Wahnsinne der europäischen Bewegung! — Gebt mir eine plumpe, ja, wenn es sein muß, eine stupide Thatsache, — eine Thatsache, die mit den Gedankenläufen unserer Kritiker und Sophisten nichts zu thun hat! — Dies war der sehnliche Wunsch mit dem ich von Europa nach Amerika kam. Und ganz gewiß konnte ich Rohheiten und Härten des Lebens hier nicht verkennen. Ich hatte aber viel größere erwartet. Ich hatte hier nicht mehr, sondern weniger Bildung vorausgesetzt als ich fand, und hatte die tägliche Freude durch Beobachtungen und Entdeckungen überrascht zu werden die mir eine vortheilhaftere Meinung beibrachten. Sah ich auf der Straße eine Schaar von Beschauern um ein zum Verkaufe ausgestelltes Gemälde, so ärgerte ich mich nicht, wie ich es wohl von anderen Europäern weiß, über das schlechte Bild, sondern ich freute mich über das naive Interesse welches ein Straßenpublikum an einem Kunstwerke nimmt, gleichviel ob es schlecht oder gut sei; und mußte ich mir sagen daß im Allgemeinen hier der Geschmack tief unter dem europäischen stehe, so hatte ich wenigstens die Genugthuung hier nicht auf den gänzlichen Stumpfsinn einzelner europäischer Volksclassen zu stoßen. Ganz gewiß mußte ich das offene Auftreten mancher Rohheit wahrnehmen die in Europa sich

nicht leicht an das Licht wagen dürfte, aber es fehlten hier andere Rohheiten die in der alten Welt nicht etwa als bloße Unvollkommenheiten bestehen und auf Nachsicht Anspruch machen, sondern als wesentlicher Bestandtheil des socialen Systems auftreten, — und sah ich hier den Egoismus mit der Maxime des „Hilf dir selbst" ohne Maske erscheinen, so war es mir ein Genuß zu sehen wie man sich hier in der Regel fremden Erfolges freut, und wie man im Durchschnitte frei ist von dem kleinlichen Neide welcher sich über jedes andere als das eigne Gelingen ärgert und ihm entgegenarbeitet. Ich konnte nicht übersehen daß auch hier sich manche unberechtigte Prätension und mancher Hochmuth breit macht, aber ich bemerkte mit Vergnügen daß der Gleichheitsdrang sich hier nicht in der Form eines allgemeinen Herabziehens, sondern in der eines allgemeinen Emporstrebens und Emporhelfens äußert. Sicherlich überraschte mich manche beschränkte Ansicht, manches Vorurtheil, manche Unbeholfenheit im Denken, aber ich beklagte es nicht daß eine Aufklärung hier nicht das große Wort führt, die oft auf eine voreilige Weise die Probleme des Bewußtseins für gelöst hält, weil sie noch nicht bis zum wahren Inhalte derselben und damit bis zu ihrer wahren Schwierigkeit eingedrungen, und deren in Europa Tausende sich rühmen welche deren Resultate ebenso gedankenlos nachschwatzen wie sie in einer anderen Periode entgegengesetzte Ansichten nachgeschwatzt haben würden. Kurz wenn ich fand daß hier manche wichtige Resultate einer in Europa alten Bildung fehlen, die hier nicht existiren können weil sie sich nicht fertig verpflanzen sondern nur als Erzeugniß

allgemeiner gesellschaftlicher Zustände an Ort und Stelle produciren und durch täglich neue Production erhalten lassen, so überwog bei mir die Freude an der Beobachtung daß dafür auch viele ihrer widerlichsten Züge nicht vorhanden sind, und der allgemeine Eindruck war ein günstiger und wohlthätiger.

Wenn ich jetzt die Art wie ich damals das Leben in den Vereinigten Staaten auffaßte einer neuen Prüfung unterwerfe, so kann ich nicht finden daß sie eine wesentlich irrige gewesen sei, obschon ich später wohl im Einzelnen die Dinge hier weniger günstig anzusehen gelernt habe. Im Allgemeinen hat sich mir, bei fortgesetzten Beobachtungen und Erfahrungen, die Zahl der Charakterzüge welche einem gründlichen Urtheile als Basis dienen können, vervielfältigt. Die Beurtheilung ist mehr in die Tiefe gegangen, und ich glaube am Ende den Mittelpunkt gefunden zu haben, aus welchem das anglo-amerikanische Leben — seinem historischen Charakter nach ein im Uebergange zu selbstständigen Bildungsformen begriffener Colonialzustand — beurtheilt werden muß. Von diesem Mittelpunkte aus stellt sich der Gegensatz zwischen dem europäischen Idealismus mit realistischen Umgestaltungstendenzen und dem amerikanischen Realismus mit idealistischen Umgestaltungstendenzen in schlagenden Antithesen dar, welche im Verlaufe meiner Darstellung zu Tage kommen werden. In Bezug auf die ungünstigen Urtheile so vieler Europäer welche sich in Amerika getäuscht gefunden haben, will ich hier nur einige wenige Bemerkungen machen. Zu große Erwartungen zeigen immer nur den Mangel an Welt-

kenntniß und Urtheil bei Dem welcher sie hegt. Im Leben der Völker wie der Individuen entwickeln sich einzelne Eigenschaften auf Kosten von anderen, so daß in diesen einseitigen Richtungen zugleich ihre starke und schwache Seite zu suchen ist. Die Fehler und Laster der Menschen liegen unmittelbar neben ihren Tugenden, und wer nicht als beschränkter Moralist sondern als Historiker, d. h. als Physiolog des gesellschaftlichen Lebens urtheilen will, wird dies überall bedenken müssen. Wenn ein großer Mechaniker, ein guter General, ein talentvoller Kaufmann, ein verständiger Bürger, nicht zugleich ein großer Dichter oder tiefsinniger Philosoph ist, so fällt der Tadel nicht auf ihn, sondern auf den Thoren der von ihm erwartet daß er es sei.

Wenige Tage nach meiner Ankunft machte ich die Bekanntschaft eines zu New-York etablirten englischen Arztes, welcher an mir ein Interesse faßte und sich vornahm mir nützlich zu sein. Er machte sich ein Geschäft daraus mich mit einflußreichen Männern der Stadt bekannt zu machen, bei denen ich eine lebhafte Theilnahme fand. Durch den Doctor erfuhr ich daß die Herren eine Zusammenkunft gehalten, um zu berathen welche Mittel sich in Bewegung setzen lassen möchten um mir an einer der höheren Lehranstalten der Vereinigten Staaten eine Professur zu verschaffen. Es hat an mir gelegen daß die guten Absichten dieser meiner ersten amerikanischen Freunde nicht zur Ausführung gekommen sind. Ein Ueberdruß an dem unfruchtbaren Idealismus des deutschen Lebens trieb mich für meine ersten Entschlüsse in Amerika in ein entgegengesetztes Extrem. Schon auf dem Schiffe hatte ich mir fest vorgenommen

mich am anderen Ufer einem materiellen Erwerbszweige zu widmen; und den Professortitel, der in den letzten Jahren in Deutschland eine so zweideutige Ehre geworden war, auch in der neuen Welt zu tragen, schien mir unter allen Dingen das am wenigsten wünschenswerthe. Ich ergriff die erste Gelegenheit zur Umwandlung in einen neuen Menschen welche sich mir darbot, und war nach wenigen Tagen Geschäftsgenosse von zwei deutschen Seifensiedern.

Als ich einem der vorher erwähnten neuen Freunde, einem angesehenen New=Yorker Advokaten, die Thatsache als ein fait accompli mittheilte, sah ich ihn, wenn ich nicht falsch beobachtet habe, ebenso sehr beleidigt wie überrascht. Es war mir schwer ihm meine Beweggründe klar zu machen. „Sie sind ein Socialist“ — sagte er endlich — „ich aber bin keiner.“ — „Ich hoffe“ — bemerkte ich — „meine Beschäftigung wird mich nicht um Ihre Freundschaft bringen.“ — „Nein“ — erwiderte er — „allein Sie werden sich nicht verhehlen daß Sie, wenn Sie Seifensieder werden, auf den Umgang mit Personen angewiesen sind die einer ähnlichen Sphäre des Lebens angehören.“ — „Dann“ — sagte ich — „hegen Sie als Amerikaner größere gesellschaftliche Vorurtheile als man uns Europäern zur Last legen kann.“ — „Das mag sein; aber wir haben das Recht unsere Vorurtheile zu hegen wie andere Leute die ihrigen.“ — „Aber was würde man sagen wenn es mir gelänge mit der Seifensiederei eine halbe Million Dollars zu erwerben, was, wie Sie wissen, in New=York nicht zu den unerhörten Dingen gehören würde?“ — „Dann würde man sagen: das ist der reiche Seifensieder.“ — Dieser

Mann meinte es wirklich gut mit mir, und nichts ist natürlicher als daß er sich nicht in die Gemüthsstimmung versetzen konnte die ich mit aus Europa gebracht hatte. Die Art wie er urtheilte war allerdings in mancher Beziehung eine individuelle, oder gehörte einer auch in Amerika existirenden Aristokratie der Bildung und Beschäftigung an, deren Thür sich mir damals öffnen zu wollen schien, während ich von der Marotte besessen war lieber in eine schmutzige und übelriechende Werkstätte zu treten. Es war natürlich daß mir dies als schlechter Geschmack ausgelegt wurde. Im Allgemeinen aber glaube ich daß das herrschende Urtheil in den Vereinigten Staaten sich gegen jeden Menschen erklärt der es unterläßt nach dem Höchsten zu streben was für ihn erreichbar ist. Im öffentlichen Geiste der Vereinigten Staaten liegt eine eigenthümliche Verbindung aristokratischer und demokratischer Tendenzen. Man sucht hier die Gleichheit nicht unten sondern oben, und applaudirt daher aus demokratischen Gründen einem Jeden dem es gelingt sich über Andere zu erheben, wie man umgekehrt das Interesse verliert für einen Jeden der in dem allgemeinen Wettrennen zurückbleibt. Rennpferde welche die Wette gewinnen, sind allgemeine Lieblinge; für die welche zurückbleiben gibt es keine Sympathie. Und ist es schon schlimm genug aus Unvermögen zurückzubleiben, so ist das Zurückbleiben aus freiem Willen geradezu eine Schande, ja, als eine Geringschätzung dessen was die öffentliche Meinung für das Wünschenswertheste hält, eine Art von Vergehen gegen die Gesellschaft. Um jeden Preis emporzukommen — ist der Kern der nordamerikanischen

Moral. Freiwillig zurückzubleiben, ist unmoralisch. Wer diese Maxime richtig auffaßt, wird eine Menge von Charakterzügen des amerikanischen Lebens verstehen. Man könnte nun in Bezug auf den Fall an welchen ich diese Erörterung anknüpfe, die Einwendung machen daß das Emporkommen doch nur als Aneignung von Besitz zu verstehen sein könne. Das jedoch halte ich für einen Irrthum. Der Europäer hat zwar nicht unrecht wenn er annimmt daß in den Vereinigten Staaten wirklicher oder scheinbarer Besitz, oder die Beschäftigungen welche am schnellsten und sichersten zur Erwerbung von Reichthum führen, mehr über die sociale Stellung eines Menschen entscheiden als in den meisten europäischen Ländern. Daraus folgt aber nicht daß das öffentliche Urtheil, indem es den Reichthum einestheils als Resultat erfolgreicher Leistungen anderentheils als Mittel zu weiteren Erfolgen hochstellt, gleichgiltig wäre gegen die Art wie er erworben ist und wie er angewandt wird, und vielleicht ist es viel weniger gleichgiltig in Bezug auf die dabei in Anwendung kommenden Talente als in Bezug auf die dabei in Frage kommenden moralischen Grundsätze. Das amerikanische Urtheil ist in sofern noch sehr unausgebildet, als es ganz allgemein den Erfolg zum Maßstabe des Werthes macht. Ein großer Erfolg des Talentes, des Muthes, überhaupt des Geistes, gilt aber demungeachtet auch hier viel mehr, als ein großer Erfolg des schmutzigen Geizes, des talentlosen Arbeitens, oder des blinden Zufalles. Es ist freilich wahr daß man unter dem Erfolge nach welchem man den Werth der Leistungen auch auf geistigem Gebiete mißt, in der Regel hier allerdings nur das Geschrei

eines nicht urtheilsfähigen Publikums, und, vor Allem, den materiellen Ertrag der Leistungen versteht. Allein damit soll der höheren Natur der letzteren nicht zu nahe getreten werden, sondern das Publikum gesteht damit nur auf eine naive Weise seine Unfähigkeit im Urtheil ein und hält sich, in Ermangelung eines anderen Kriteriums, an die kaufmännische Maxime daß ein Ding nicht mehr werth ist als was es bringt. Kann aber ein Schriftsteller, ein Künstler, ein Arzt, ein Advokat, ein Politiker sich hunderttausend Dollars erwerben, so stellt ihn hier sicherlich die öffentliche Meinung höher als einen Seifensieder der sich eine halbe Million erwirbt.

Es ist nicht mein Zweck den Leser mit den Einzelnheiten der Situation bekannt zu machen in die ich mich durch meine Berufswahl versetzt hatte. Ich würde auch das Vorhergehende nicht erzählt haben, wenn sich nicht einige allgemeine Urtheile über amerikanisches Leben daran geknüpft hätten. Zur Fortführung des Fadens meiner Erzählung genügt es zu sagen, daß der erste Salto Mortale aus dem deutschen Idealismus in den amerikanischen Realismus mißlang. Zu Anfang des Monats Mai 1850 rollte ich im Wagen einer Eisenbahn durch das Land, die von New-York nach Washington und weiter südwärts führt.

Zwei Gedanken entgegengesetzter Art gaben die Veranlassung zu dieser Reise, die mich bis an die südliche Grenze von Virginien brachte. Es waren mir nach Amerika Freunde gefolgt welche sich irgendwo im Gebiete der Vereinigten Staaten auf dem Lande niederlassen wollten.

Ich sollte mich ihnen anschließen, und wir wollten zusammen das ruhige, zurückgezogene und unabhängige Leben amerikanischer Landleute führen. Im Interesse dieses Planes wollte ich eine Gegend des südwestlichen Virginiens besuchen deren Schönheit uns gerühmt worden war. Mit diesem Gedanken mir einen stillen Winkel der Welt zum Wohnplatze zu suchen, kämpfte in mir der ganz entgegengesetzte Wunsch den nordamerikanischen Continent in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen und meine Kraft auf dem nicht gefahrlosen Schauplatze der Wildnisse des fernen Westens zu versuchen. Der scheinbare Widerspruch zwischen so entgegengesetzten und doch gleichzeitig gehegten Projecten ist nicht schwer zu lösen. Sie waren nichts als zwei entgegengesetzte Wege auf denen ich zum gleichen Ziele, der inneren Beruhigung meines Gemüthes, zu gelangen suchte. In diesem bebten noch die Erschütterungen von 1848 und 49 nach, zu denen seit meinem Aufenthalte in Amerika neue Schläge hinzugekommen waren. Gerade damals wurde die Commission ausgerüstet welche die Grenzen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bestimmen sollte. Ein ganzes Corps von Geometern und Naturforschern sollte in Kurzem nach dem Westen abgehen um das ganze Land vom Mexikanischen Meerbusen den Rio Grande hinauf, von da nach dem Gila hinüber, diesen hinab und bis an die Küste des stillen Meeres aufzunehmen und zu untersuchen, und ich wünschte bei dieser Arbeit verwendet zu werden. Zur Erreichung dieses Zweckes war ein Besuch in der politischen Hauptstadt der Vereinigten Staaten unerläßlich, und da mich der Weg nach Virginien jeden=

falls über Washington führte, ließen sich bis dahin die beiden verschiedenen Pläne gemeinsam betreiben. Die Entscheidung wollte ich den Umständen überlassen. Ich steckte also in die eine Tasche meine Notizen und Adressen für Virginien, in die andere einige gute Empfehlungsbriefe an mehrere der ersten Männer des Congresses und der Regierung, und trat meine Reise an.

Drittes Kapitel.

Fahrt von New-York nach Washington. — Später Frühling. — Jahreszeiten in Nordamerika. — Ein deutsch-pennsylvanischer Vater. — Amerikanische Philosophen auf der Eisenbahn. — Scheinbarer Widerspruch im amerikanischen Charakter. — Die nordamerikanische Bundesstadt. — Zugänglichkeit öffentlicher Personen und Anstalten. — Persönliche Berührungen. — Ein Empfangsabend bei dem Präsidenten.

Ich hatte die sechs Monate welche seit meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten verflossen waren, in der Stadt New-York zugebracht, und meine geselligen Beziehungen hätten sich im Wesentlichen auf einzelne Kreise ihrer deutschen Bevölkerung beschränkt. Von der Natur des Landes hatte ich nicht mehr gesehen, als was sich bei der Einfahrt in die Bai und auf einem Gange in die bunte Herbstlandschaft von Hoboken beobachten ließ. Mit Recht war ich also gespannt bei dem Antritt einer Reise, die mir eine nähere Bekanntschaft mit amerikanischem Leben und die Anschauung amerikanischer Natur im Reize des Frühlings versprach.

In dieser letzten Beziehung sah ich mich Anfangs auf eine Weise getäuscht die mich in Erstaunen setzte, indem meine Vorstellungen von den Jahreszeiten und dem Charakter des Klimas dieser Gegenden sehr irrig gewesen waren.

Ich wußte zwar daß die Ostseite von Nordamerika sich durch große Extreme der Temperatur auszeichnet und da noch einen ziemlich harten Winter hat wo im Sommer eine in Europa kaum bekannte Hitze vorkommt; ich wußte aber nicht daß der Uebergang vom Winter zum Sommer so spät und so plötzlich ist. Diese Erscheinung ist nicht mit einer entsprechenden Frühzeitigkeit des Herbstes und mit einem gleich plötzlichen Eintreten des Winters verbunden, sondern die physischen Jahreszeiten schieben sich im Verhältniß zu den astronomischen im Ganzen weiter zurück. Dieses Verhältniß reicht durch das ganze Innere des Continentes bis an die Sierra Madre des nördlichen Mexiko's und die Sierra Nevada von Californien, auf deren westlicher Seite sich dasselbe so vollständig umdreht, oder einen solchen Sprung macht, daß auf den beiden Seiten dieser letzteren Gebirgskette die physischen Jahreszeiten entgegengesetzt fallen. Die Feuchtigkeitsverhältnisse kommen den Temperaturverhältnissen zu Hülfe um dieses Resultat hervorzubringen. In den westlichen Ebenen, im nördlichen Theile des Innern von Mexiko und in den Steppen zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada, wird ein Theil der Vegetation im Frühling durch den gänzlichen Mangel an Feuchtigkeit des Bodens und der Luft um einige Monate zurückgehalten nachdem die Temperatur schon längst die eines heißen Sommers ist. In Californien, umgekehrt, beginnt die Frühlingsvegetation in der Mitte, ja zum Theil schon zu Anfang des Winters, sobald die ersten Regen den Boden getränkt haben, und ein Theil des Pflanzenwuchses ist hier schon wieder in der Trockenheit des Sommers er=

storben, wenn auf der anderen Seite der Berge die ersten Regen fallen durch welche ein junger Graswuchs erzeugt wird. Von diesen Verhältnissen hatte ich keine Kenntniß als ich im Mai des Jahres 1850, welches übrigens einen besonders späten Frühling hatte, die Wälder bis hinab an die südliche Grenze von Virginien — hier nämlich wenigstens im Gebirge — fast ganz ohne Blätter sah. Mit dem fragenden Interesse mit welchem man ungelöste Hieroglyphen sieht, betrachtete ich die Bäume und Sträucher von denen ich wußte daß sie mir sämmtlich, wenigstens in der Wildniß, neu waren, denen aber jetzt fast jedes Merkmal zu ihrer Erkennung fehlte. Ich entblätterte indessen die noch geschlossenen Knospen, und freute mich wenn ich hier einer Eichen-Art, da einer Art von Kastanie, dort einer Art von Wallnuß auf die Spur kam. In den pennsylvanischen Wäldern sah ich das erste Unterholz der Calmien mit ihren glänzenden dunkelgrünen Blättern, obschon die prachtvollen Blumen noch nicht geöffnet waren; aber zwischen den Stämmen des Waldes glänzten da und dort die Massen großer weißer Blüthen mit denen ein Strauch oder Bäumchen des amerikanischen Hartriegel (Cornus florida) belastet war, und die kleine liebliche Houstonia schmückte als erstes Frühlingsblümchen den Rand aller Gebüsche an der Eisenbahn hin. In den angebauten Gegenden überraschte mich die Ausdehnung einiger Pfirsichpflanzungen, die mit dem zarten Roth ihrer Blüthen ganze große Räume der Landschaft deckten.

Mein Aufenthalt in Philadelphia und Baltimore war zu kurz, als daß ich zu dem was über diese Städte allge-

mein bekannt ist, etwas Neues hinzufügen könnte. Ich war in der ersten von ihnen einem angesehenen Mann des Richterstandes empfohlen, der mir weitere Briefe nach Washington gab, und diese hatten wieder andere nach Virginien zur Folge. In dieser Art von Dienstleistungen sind die Amerikaner überaus gefällig, und wenn der Empfehlungsbrief einen bestimmten Wunsch enthält, ist die einfache und wortlose Bereitwilligkeit mit welcher demselben entsprochen wird, in der Regel musterhaft, wofür ich bald Beispiele anführen werde. Die schönen Redensarten mit denen man in solchen Fällen so häufig in Deutschland abgespeist wird und welche einen Theil der „deutschen Gemüthlichkeit" ausmachen, sind hier allerdings nicht im Gebrauch, aber man sucht um so bereitwilliger auf dem geradesten Wege den Zwecken des Empfohlenen förderlich zu sein. Mein Gespräch mit dem erwähnten Mann kam auf die ältere deutsche Bevölkerung Pennsylvaniens, mit welcher er in vieler Berührung gestanden, und welche ein so lehrreiches Beispiel für das geistige Zurückbleiben einer Volksmasse darstellt die von dem Culturkreise des Mutterlandes räumlich und politisch, und von dem des adoptirten Vaterlandes durch die Verschiedenheit der Sprache getrennt ist. Trotz aller Cultur-Elemente welche von der neueren deutschen Einwanderung mit herüber gebracht worden sind, und von denen gewiß der eigentlich werthvolle Bestandtheil nicht verloren gehen wird, ist doch für die gesammte deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, so weit sie sich durch die deutsche Sprache isolirt erhält, ein Zurückbleiben zu befürchten für welches die alten Deutsch-Pennsylvanier nur ein etwas stark

gezeichnetes Vorbild sind. Herr H. erzählte mir eine charakteristische kleine Anekdote. Ein Deutsch-Pennsylvanier erlaubte nicht daß seine Kinder in die Schule gingen. Vergeblich wurden ihm Vorstellungen gegen seine Thorheit gemacht, bis er endlich, nachdem ihm bewiesen worden wie groß der Nutzen nicht nur für die Kinder sondern auch für ihn selbst sein werde wenn sie Etwas lernten nachgab indem er sagte: „Gut — die Jungen sollen gehen — aber ich gehe selbst mit und setze mich auf die Schulbank, denn ich will nicht daß meine Kinder mehr wissen als ich." Wenn der Entschluß dieses Mannes gewissermaßen als Beispiel aufgeklärter Gesinnung erwähnt werden konnte, so ist es nicht zu verwundern daß das sechste und siebente Buch Mosis und andere kabalistische, alchymistische und astrologische Bücher stehende Artikel in den deutschen Buchläden von Philadelphia für die deutsch-pennsylvanischen Bauern sind. Ein Mann welcher in dieser Stadt Buchhändler gewesen ist, hat mich versichert daß er daselbst dreimal „das mosaische Original-Manuscript" des sechsten und siebenten Buches für 25 Dollars verkauft! —

Man wird es vielleicht unbegreiflich finden wie ich zwischen solchen Erscheinungen und einem möglichen Schicksale des deutschen Elementes in den Vereinigten Staaten überhaupt irgend eine Analogie finden kann. Allein auf die Form einer zurückgebliebenen Bildung kommt es nicht an, wenn von der Thatsache des Zurückbleibens überhaupt die Rede ist. Auch bin ich weit davon entfernt den Werth der eigenthümlichen Richtung und Ausbildung des deutschen Geistes in dem großen Gemische

geistiger Elemente welche eine zukünftige Bildungsform Amerika's vorbereiten helfen, gering anzuschlagen. Im Gegentheile, ich schlage ihn sehr hoch an, — aber nur in so fern dieser Geist in die Mischung der Elemente eingeht, nicht in so fern er sich isolirt halten will. Und sonderbar: — Die welche am wenigsten von dem besitzen was diesen Geist werthvoll macht, sind in der Regel Die welche sich am meisten bemühen ihn isolirt zu erhalten. Ist übrigens die oben erzählte Anekdote nicht ein durch und durch deutscher Charakterzug? Jedenfalls ist er nicht amerikanisch, denn der herabziehende Gleichheitstrieb welcher sich als Neid und Mißgunst äußert, welcher zum Andern sagt: Du sollst nicht mehr haben als ich, Du sollst auch nicht mehr wissen als ich, ist dem Amerikaner unbekannt.

Während eines Theiles meiner Fahrt saßen nicht weit von mir im gleichen Eisenbahnwagen einige Herren, die, wie ich ihrem Gespräche entnahm, dem ärztlichen Stande angehörten. Sie schienen nach Washington zu einer Versammlung von Aerzten zu reisen durch welche von Zeit zu Zeit die Pharmakopöe der Vereinigten Staaten revidirt wird. Ihr lebhaftes Gespräch zog meine Aufmerksamkeit an, obschon ich nur einen Theil desselben verstehen konnte. Es war von dem Verhältniß von Seele und Leib die Rede, und ich hörte aus dem Munde des einen die Worte: „Yes — some make that distinction, but they do not know which is which“ — d. h. „Einige wollen allerdings Seele und Leib unterscheiden, sie wissen aber nicht wo das Eine aufhört und das Andere anfängt.“ — Ein philosophisches Gespräch, und dieser Art, in einem amerikanischen Eisen=

bahnwagen! — Wie mußte das einen reisenden Deutschen anheimeln! — Bei den Amerikanern einen Hang zum Philosophiren zu finden, ist das was der philosophische Deutsche am wenigsten erwartet, — und doch ist dieser Hang im amerikanischen Charakter in hohem Grade ausgeprägt, und der enge Zuschnitt der höheren Lehranstalten, in denen die philosophischen Studien eine so kleine Rolle spielen, scheint mir einer der wesentlichsten Gründe zu sein, daß er sich nicht auch zu nennenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete philosophischer Bildung entwickelt, statt dessen vielmehr sich meist in abenteuerlichen Resultaten verliert die eine Karrikatur des philosophischen Denkens sind Das Ueberwiegen des praktischen Lebens würde, meiner Ueberzeugung nach, kein Hinderniß einer solchen Entwickelung sein, wenn jener Mangel einer höheren allgemeinen Erziehung nicht vorhanden wäre, denn jenes Ueberwiegen hindert nicht daß man philosophirt, man thut es nur ungeschickt. Es gehört zu den scheinbaren Widersprüchen im amerikanischen Geiste daß er eben so geneigt ist sich der Autorität herrschender Meinungen und conventioneller Lebensweise zu unterwerfen, wie die Richtigkeit irgend einer Meinung, welche sie auch sei, furchtlos in Frage zu ziehen und eine andere aufzustellen. In beiden Richtungen ist der amerikanische Geist extrem. Der continentale Europäer, und ganz besonders der Deutsche, dessen Ideal es ist das individuelle Urtheil, den individuellen Geschmack und das individuelle Belieben an die Stelle aller Convenienz der Meinung und Sitte zu setzen, ist erstaunt über die Gleichförmigkeit die dem Leben mit seinen herrschenden Meinungen

und herkömmlichen Formen hier über den weiten Raum eines ganzen Welttheils eigen ist soweit die Grenzen der Union reichen, und er findet es unbegreiflich wie der politisch so freie Amerikaner sich freiwillig dieser Gleichförmigkeit fügen kann. Ist es doch in Europa selbst für einen Narren die einzige mögliche Entschuldigung daß er wenigstens ein Narr auf eigene Faust ist, während in den Vereinigten Staaten die Narrheit nur dann auf Nachsicht rechnen darf wenn sie zahlreiche Genossen hat. Man läßt in Europa einen Thoren gelten so lange er allein steht, aber man sagt: „das geht zu weit!“ — sobald er sich Anhang verschafft. Man läßt umgekehrt in den Vereinigten Staaten die Thorheit gelten die in Gemeinschaft auftritt, aber man hat keine Schonung für sie sobald ein Mensch es wagt sie für sich allein verantworten zu wollen. So scheint es daß die individuelle Freiheit des Urtheils in den Vereinigten Staaten nur einen sehr beschränkten Spielraum habe. Und doch muß der Europäer auf gleiche Weise über die Keckheit erstaunt sein mit der hier täglich die wunderlichsten Reformversuche auftreten, Versuche deren Begründung mit wahrer Dreistigkeit ohne Rücksicht auf die Voraussetzungen irgend einer bestehenden Bildungsform unternommen wird. Der Europäer möchte vielleicht sagen diese Dreistigkeit der Reform sei ebenso gedankenlos wie jene Gleichförmigkeit des conventionellen Lebens, und gewiß würde an diesem Urtheile etwas Wahres sein. Allein wenn man damit die Erscheinung beurtheilt zu haben glaubte, würde man sich nur selbst als gedankenlos beweisen. Zunächst muß anerkannt werden daß jene allerdings gedankenlose Gleichförmigkeit des

Lebens und jene willige Unterordnung unter die Autorität herkömmlicher Urtheile eine Oekonomie in der Geistesthätigkeit der Nation ist, die von einem richtigen Instincte ausgeht, indem sie die Verwendung der ganzen Volkskraft in rein praktischer Richtung zuläßt. In dieser Richtung ist die freieste Bewegung des Individuums eine Bedingung des Gelingens der Aufgabe die der Nation durch Natur und Geschichte gestellt ist, und dieser praktische Individualismus, welcher die „Selbstregierung" zu seiner politischen, das „Hilf dir selbst" zu seiner socialen Formel hat, ist nur dadurch möglich geworden daß die Nation auf den theoretischen Individualismus — die „Selbstregierung" und das „Hilf dir selbst" auf dem Gebiete des Geistes verzichtete. Das ist freilich eine Einseitigkeit, — allein hat sich das deutsche Volk nicht die umgekehrte Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen? — haben die Deutschen sich nicht die theoretische „Selbstregierung" gerettet indem sie auf die praktische verzichtet? hat man nicht in Deutschland im vorigen Jahrhundert von einer „Gelehrtenrepublik" gesprochen, zu einer Zeit wo Niemand daran dachte die deutschen Staaten in Republiken umzuwandeln? — Und während wir von der Gesellschaft verlangen daß sie unseren Armen das leibliche Brod reiche, rufen nicht unsere Freidenker und Philosophen Denen die arm sind am Geist ein theoretisches „Hilf dir selbst" zu? — Theoretische und praktische — innere und äußere Freiheit scheinen bisher nicht an einer Stelle zugleich möglich gewesen zu sein, denn wo Jeder seit lange hat meinen dürfen was er wollte, hat man es nicht dahin bringen können daß man thun darf was man will, und wo

Jeder beinahe thun darf was er will, hat man darauf verzichtet daß Jeder seine individuelle Meinung habe. Die praktische Freiheit auf Kosten der theoretischen und die theoretische Freiheit auf Kosten der praktischen — dies sind die beiden Einseitigkeiten der modernen Civilisation, von denen die letzte von der lutherischen, die erste von der calvinischen Reformation ausgeht, und jene in ihrer vollen Entwickelung durch die Deutschen, diese durch die Angelsachsen repräsentirt wird. Solche Einseitigkeiten der Völker sind indessen nur Vorarbeiten der Weltgeschichte, und es kommt die Zeit daß sie sich zur Hervorbringung eines allgemeineren Resultates verbinden. Ohne Zweifel bereitet sich durch die neuere Einwanderung der Deutschen nach den Vereinigten Staaten ein solches Resultat vor, und es ist wichtig in den beiden großen germanischen Bruder-Elementen der Bevölkerung dieses Landes in gleicher Weise die Fähigkeit zu dieser Verbindung der zwei Culturformen zu erkennen. Denn es wäre eben so unrichtig aus dem Ueberwiegen der theoretischen Bildung in Deutschland auf den Mangel praktischer Anlagen bei den Deutschen, wie aus dem Ueberwiegen praktischer Bildung in den Vereinigten Staaten auf den Mangel philosophischer Anlagen bei den Amerikanern zu schließen, wie vereinzelt und in wie wenig cultivirter Form diese letzteren auch bisher zur Entwickelung gekommen sein mögen. Was diese Form betrifft, so begeht der Amerikaner den Mißgriff, daß er die dreiste Methode der Praxis auf die Theorie überträgt, wie der Deutsche umgekehrt die behutsame Methode der Theorie auf die Praxis. So willig sich also der Amerikaner in der Regel herrschenden Meinungen

und herkömmlichen Sitten unterordnet, so dreist treten bei ihm individuelle Meinungen auf, wenn ein kräftiger Geist einmal zur Selbstständigkeit des Denkens gelangt ist. Bei dem Mangel jeder philosophischen Vorschule muß dies allerdings die überraschenden Narrheiten hervorrufen welche wir auf dem Gebiete der amerikanischen Sittenreform zu bewundern Gelegenheit haben. Diese Erscheinungen beweisen zwar den Mangel philosophischer Bildung aber nicht den Mangel philosophischer Neigungen, und, wie ich glaube, auch nicht den Mangel philosophischer Anlagen.

An einem heiteren Nachmittage fuhr ich in die Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten ein, und es war mein erstes Geschäft dieselbe zunächst äußerlich in Augenschein zu nehmen. Männer in schwarzer Kleidung, mit sehr ernsthaften Gesichtern in denen eine gewisse Wichtigkeit nicht zu verkennen war, begegneten mir bei jedem Schritte in der Straße die sich zwischen dem Capitol und dem „Weißen Hause" erstreckt. Ich sah daß ich mich im Centrum der amerikanischen Politik befand. Die Trottoirs vor den Thüren der Gasthäuser an denen ich vorüberging, waren mit Lehnstühlen besetzt in denen sich Männer von der nämlichen Erscheinung streckten und wiegten — alles Gesetzgeber, Richter, Generäle, Colonels, Advokaten und Bewerber um politische Aemter, oder Betreiber von Patenten, Contracten, Entschädigungen und anderen Interessen über welche der Congreß oder die Regierung zu entscheiden hat.

Es ist bekannt daß Washington nach einem Plane ge-

baut ist dessen großartige Dimensionen, bei dem Mangel eines entsprechenden Materiales an Einwohnern und Häusern, der Stadt einige Spottnamen zugezogen. Man hat sie die „Stadt der prachtvollen Entfernungen" genannt, und ein englischer Reisender hat eine zweite Bezeichnung, deren Spott mehr in die Tiefe geht — „die Stadt der prachtvollen Absichten" — hinzugefügt. Man kann nicht läugnen daß in beiden Beziehungen die Stadt Washington der Repräsentant des Charakters der Vereinigten Staaten ist. Allein wie man dem Lande, trotz dem großen Unterschiede der hier häufig zwischen dem ungeheuerlichen Maßstabe eines Projectes und dem sehr bescheidenen seiner Ausführung an den Tag kommt, dennoch ein großartiges Leben nicht absprechen kann, — so auch seiner Hauptstadt nicht einen gewissen Zug der Großartigkeit in ihrer Erscheinung, welcher vielleicht gerade in dem Durchscheinen der nicht ausgeführten großen Absicht beruht. Denn die Größe der Absichten und Erwartungen, als eine Aeußerung des unbegrenzten Zutrauens welches ein Volk zu sich selbst hegt, hat, wie es mir scheint, an sich schon etwas Imponirendes, auch wenn Leistungen und Erfolge ihr nicht immer entsprechen. Zugleich läßt sich an Beispielen wie San Francisco sehen, daß es in den Vereinigten Staaten schwer ist in äußerlichen Dingen für das Mögliche im Voraus eine Grenze zu ziehen.

Mein kurzer Aufenthalt in Washington brachte mich mit einigen der ersten Männer der Union in Berührung. Daß diese Berührungen nur flüchtig sein konnten, versteht sich von selbst, also auch daß der Leser von mir keine tief

gehenden Bemerkungen über diese Männer erwarten kann. Die flüchtigen Erwähnungen welche ich mir gestatten werde, können nur solche sein an die sich irgend eine allgemeinere Bemerkung anknüpfen läßt.

Die Zugänglichkeit öffentlicher Personen und Anstalten in den Vereinigten Staaten, und namentlich in der Bundeshauptstadt, in welcher, als einem allgemeinen Nationaleigenthume, jeder Bürger des Landes etwas von den Rechten des Hausherrn zu haben glaubt, ist für den Europäer überraschend, und der Mangel der Uebelstände welche anderwärts aus dem gleichen Systeme entspringen würden, gehört zu den schönsten Eindrücken welche man von dem Leben dieses Landes, das in anderen Sphären so große Rohheiten hat, empfangen kann. Die Chimäre des abstracten Anstandes und der Respectspflicht, die in Europa sich nach den verschiedenen Graden der Devotion abstuft und eine Art von Cultus der öffentlichen Gewalt bildet, ist hier unbekannt. Ueberall stehen die Thüren der Staatsgebäude offen; vor ihnen eine Schildwache zu erwarten, wäre lächerlich. und mit dem Hute auf dem Kopfe geht man in den Geschäftsräumen der Behörden aus und ein, sieht sich um, setzt sich, macht sich's bequem, ohne daß davon irgend Jemand Notiz nimmt. Ohne Umstände kann man bei diesen Gelegenheiten Männern in den bedeutendsten öffentlichen Beamtungen vorgestellt werden, sodaß man in wenigen Stunden viele der hervorragendsten Persönlichkeiten der Union kennen lernen und nöthigenfalls sogar mit ihnen Geschäfte besprechen kann. Eine solche Zugänglichkeit allerdings wird nur durch gewisse gute Gewohnheiten der Amerikaner möglich gemacht,

die man in Europa, wenigstens bei den Völkern des Continentes, vergeblich sucht. Der Amerikaner ist weder geschwätzig noch laut und lärmend in seinen Aeußerungen. Was er zu sagen hat, sagt er kurz, bestimmt, klar, ruhig, selten mit lauter oder im Tone gehobener Stimme. Das Nicht-laut-sprechen wird selbst unter den rohesten Classen des amerikanischen Volkes als ein Erforderniß des Anstandes betrachtet, und ich hörte von Männern des äußersten Westens, die an der Grenze der Civilisation lebten und in Deutschland zum Bauernstande irgend einer obscuren Provinz gehört haben würden, die Bemerkung daß ein gewisser deutscher Prinz kein „Gentleman" sei, weil er in einem Gasthause bei Tische sehr laut gesprochen. Wenn ich dies in Bezug auf politisches Leben als einen Vorzug bezeichne, so verkenne ich keineswegs daß sich hinter dieser Wortkargheit und pedantischen Stille eine gewisse Ideen-Armuth, ein Mangel an Phantasie und an Wärme des Gemüths verbirgt, und daß sie das gesellige Leben langweilig machen. Der continentale Europäer ist wegen ähnlicher Manieren schon dem englischen Charakter abgeneigt und macht denselben zum Gegenstande seines Spottes. Allein ich spreche hier nicht von der Liebenswürdigkeit, sondern von der politischen Zweckmäßigkeit des amerikanischen Charakters, und was in dieser Beziehung vom politischen Leben gilt, wiederholt sich in der Sphäre des Handels und des Geschäftslebens überhaupt. Die vielen und lauten Worte des continentalen Europäers bei Geschäftsverhandlungen irgend einer Art sind hier so gänzlich unbekannt daß auch der welcher früher an diese überflüssige Lebhaftigkeit der Aeu-

ßerungen gewöhnt war, nach einem kurzen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten den neuen Ankömmling leicht an dem unnöthigen und lauten Wortschwall erkennt, dessen dieser zu bedürfen glaubt um sich verständlich zu machen und seinen Zweck zu erreichen. Der continentale Europäer ist hierin, in umgekehrter Richtung, so einseitig wie der Nordamerikaner. Er wendet unpassender Weise den geschwätzigen Ton der gesellschaftlichen Unterhaltung auf den Geschäftsverkehr an, während der letztere den trockenen Ton des Geschäftsverkehrs, welcher sich immer der einfachsten, kürzesten und geradesten Mittel zum Zwecke bedient, eben so unpassender Weise in die gesellschaftliche Unterhaltung überträgt. Aber, wie ich schon früher bemerkt, gewisse Eigenschaften im menschlichen Charakter scheinen sich auszuschließen. Man kann in allen Ländern die Beobachtung machen daß Menschen in deren Charakter praktische Gewohnheiten vorherrschen, in der Regel weder viel noch laut reden, während die Theoretiker und Idealisten die Schwätzer und Schreier sind, — und es scheint daß es sich auch hierin mit den Völkern verhält wie mit den Individuen.

Ein Empfehlungsbrief führte mich bei einem Manne ein welcher vielleicht der erste der jetzt lebenden amerikanischen Politiker genannt werden muß. Ich meine den Senator Seward, ehemaligen Gouverneur des Staates New-York, dessen Name mit den wichtigsten Reformbestrebungen in der Nation verbunden, und in dessen Kopfe wohl mehr als in dem irgend eines anderen Amerikaners ein System existirt welches auf eine weitere Zukunft berechnet ist. Ich übergab ihm den Brief in seiner Wohnung, und

der Empfang war charakteristisch. „Ich sehe hieraus“ — sagte er, nachdem er den Brief gelesen — „was Ihr Wunsch ist. Ich werde ihn dem Minister vortragen und Sie selbst ihm vorstellen.“ — Damit setzte er seinen Hut auf, wir stiegen in einen vor der Thür haltenden Wagen und fuhren nach dem Ministerium des Innern, wo ich in weniger als zehn Minuten mit Herrn Ewing gesprochen hatte.

Seward steht bekanntlich an der Spitze der großen und an Macht zunehmenden sogenannten republikanischen Partei, welche der Sklaverei entgegenarbeitet, indem sie zunächst ihre weitere Ausbreitung auf neue Territorien und Staaten zu verhindern, und das Uebergreifen ihres Einflusses auf die Politik der Staaten mit freier Arbeit, sowie ihr Uebergewicht in der Politik der Union zu bekämpfen sucht. Ich hatte unter meinen Briefen einen anderen der mich bei dem Senator Douglas einführte — dem Manne welcher für den neuesten Versuch zur weiteren Ausbreitung der Sklaverei durch den unter dem Namen der Nebraska-Bill bekannten Congreßact, dessen Vaterschaft ihm zukommt, verantwortlich gemacht werden muß. So lernte ich damals gleichzeitig — sofern ich für die flüchtige Berührung diesen Ausdruck gebrauchen darf — zwei Männer kennen, welche in der Lebensfrage der nordamerikanischen Politik die schroffsten Gegensätze darstellen. Jeder von beiden, so verschieden auch der wahre Werth ihres Charakters sein mag, kann einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden, wenn nicht dafür etwa Seward zu sehr der Zukunft angehört, Douglas zu sehr dem Augenblicke angehört hat.

Ich war auch dem Herrn Fillmore, der damals Vicepräsident war, empfohlen, und fand die Aufnahme welche ein wohlwollender und in seinen Manieren einfacher und würdevoller Mann zu gewähren gewohnt ist. Er versprach mir meine Wünsche zu befördern und forderte mich auf bei meiner Rückreise durch Washington ihn wieder zu besuchen. Als ich aber im Sommer zum zweiten Male von Süden kommend durchreiste, war eben Präsident Taylor gestorben, der Vicepräsident war, der Verfassung gemäß, auf den erledigten Präsidentenstuhl gerückt, und ich dachte natürlich unter solchen Umständen nicht daran jene Aufforderung zu benutzen. Herr Fillmore wird allgemein als ein wohlmeinender Mann von mittelmäßigen Talenten betrachtet, und dieses Urtheil scheint mir, nach dem Eindrucke welchen er macht, richtig zu sein. Zeigt aber der Umstand daß er eine hervorragende Persönlichkeit der Partei der „silbergrauen" oder altmodischen Whigs ist, seinen Mangel an höheren Talenten, so beweist sein auf die Präsidentur berechneter Anschluß an die Know-Nothings noch außerdem einen Mangel an gutem Geschmack, und die Association mit schlauen Demagogen, beschränkten Fanatikern, eiteln Buben und unwissenden Bauern steht dem alten Herrn in der That sehr schlecht an.

„Lassen Sie uns diesen Abend zum Präsidenten gehen" — sagte mir eines Nachmittags Herr Stephen Pearl Andrews — ein Mann, der damals für die Senatsverhandlungen Berichterstatter einer New-Yorker Zeitung war, über dessen literarische und socialistische Bestrebungen ich aber weiter unten noch zu sprechen haben werde. Es war der

Tag der Woche an welchem regelmäßig der Präsident der Vereinigten Staaten Abends Gesellschaft empfängt. Der Zutritt steht Jedem offen. Gegen zehn Uhr fuhren wir nach dem „weißen Hause.“

Diese Empfangsabende sind zwar schon von europäischen Reisenden beschrieben worden, mögen aber doch nicht allen meinen Lesern bekannt sein, sodaß ich einige Worte darüber sagen darf den allgemeinen Eindruck zu schildern. Die Gesellschaft ist gewöhnlich sehr zahlreich, und an diesem Abend waren die dem Empfauge gewidmeten Räume mit Männern und Frauen gänzlich gefüllt. Den Europäer, und selbst den Bürger einer spanisch-amerikanischen Republik, muß es überraschen bei dem Eintritte in das Haus keine Wache, keinen Thürsteher, ja keinen Diener irgend einer Art zu sehen, und selbst im Innern keinem solchen der durch irgend ein äußeres Zeichen erkennbar wäre zu begegnen. Die Menge der Männer und Frauen welche gekommen sind der höchsten Magistratsperson der Republik ihre Achtung zu erweisen, in dieser Person ihren eignen Beamteten anzuerkennen, und damit die Genugthuung des Gefühles ihrer eigenen Bürgerwürde zu haben, strömt ungehemmt in den Saal, in welchem die Eintretenden, nicht etwa durch einen dazu bestimmten Beamteten, sondern durch irgend beliebige Personen, die dem Präsidenten schon bekannt oder auch nicht bekannt sind, vorgestellt werden. General Taylor, ein mittelgroßer Mann mit dem einfachen Gesicht eines Farmers, in welchem sich aber Entschlossenheit, praktische Intelligenz, Ehrlichkeit, und eine gutmüthige Heiterkeit ausdrückten, stand in der Nähe der Thür und reichte

Jedem, mit den einfachsten conventionellen Höflichkeitsformen, die Hand. — „Herr Präsident, erlauben Sie mir Ihnen Herrn N. N. vorzustellen." — „Herr N. N., es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen." — „Herr Präsident, ich hoffe Sie befinden sich wohl:" — dies war der Austausch der gegenseitigen Höflichkeiten. Als die Reihe der Vorstellung an mich kam, und der Vorsteller eine Bemerkung hinzufügte die an einen nicht mehr lebenden deutschen Mann erinnerte, dessen Schicksal in ganz Amerika die lebhafteste Sympathie erweckt hatte, drückte der Präsident seine Achtung für das Andenken desselben durch eine tiefe Verbeugung aus. Ich war kaum vorbeipassirt, als sich in dem Gedränge von welchem der Präsident umgeben war, einige Heiterkeit äußerte. Eine junge Dame die mit dem General einerlei Geschlechtsnamen führte, war ihm vorgestellt worden, und er hatte ihr, unter dem scherzhaften Vorwande daß er Verwandtschaftsrechte besitze, einen Kuß gegeben. Man freute sich der guten Laune des alten Kriegers, und ich hörte aus dem Munde einer Dame des engeren Kreises zu welchem ich gehörte, daß ein Held das Recht habe schöne Frauen zu küssen. Etwas tiefer im Innern des Empfangssaales stand die Tochter des Präsidenten, die Gemahlin des Colonel Bliß, welche als Dame des Hauses die Gesellschaft empfing und der die Ankommenden ebenfalls vorgestellt wurden.

Die ganze zahlreiche Gesellschaft bewegte sich auf die freieste Weise und in der ungezwungensten Unterhaltung durch die Säle, die das Bild einer öffentlichen Promenade

darstellten. Da und dort nahmen später einzelne Gruppen die Sophas und Lehnstühle ein, offenbar mit dem nämlichen Gefühle des Hausrechtes mit welchem man von den Bequemlichkeiten eines Gasthauses Gebrauch macht, bis sich gegen Mitternacht die Gesellschaft zerstreute.

— — —

Viertes Kapitel.

Weiterer Aufenthalt in Washington. — Wissenschaftliche Vorlesungen in den Vereinigten Staaten. — Realistischer Charakter der nordamerikanischen Bildung. — Die Naturwissenschaften, der amerikanische und der deutsche Bildungscharakter. — Die Bibliothek des Colonel Peter Force. — Literarische Curiositäten. — Josiah Warren und sein Erziehungssystem. — Ueberraschende Gründe für das nahe Ende der Welt.

Wenn ich erwähne daß mein Aufenthalt zu Washington sich kaum auf eine Woche ausdehnte, so wird der Leser, dem mit oberflächlichen Bemerkungen und leeren Declamationen nicht gedient sein kann, mich nicht wegen der Beschränkung tadeln die ich mir in meinen Bemerkungen auferlege. Personen und Sachen gegenüber die auf eine gründliche Beurtheilung Anspruch machen können, ist ein vorwitziges Lob ebenso ungebührlich wie ein vorwitziger Tadel. Ich könnte eine ganze Liste hervorragender Männer politischen oder wissenschaftlichen Charakters aufführen, mit denen ich während der kurzen Zeit in persönliche Berührung kam. Das Verzeichniß würde jedoch nur einen weitern Beleg für die schon erwähnte leichte Zugänglichkeit geben welche in diesen Sphären des Lebens von Washington herrscht.

Während dieser Tage wohnte ich einer Vorlesung über Geologie bei, welche William B. Rogers, Staatsgeolog von Virginien und Professor an der Universität dieses Staates, in dem für solche Zwecke bestimmten Hörsaale des Smithson'schen Institutes vor einer Versammlung von ungefähr tausend Personen beiderlei Geschlechts hielt. Der Vortrag wurde durch trefflich ausgeführte colorirte Tafeln in sehr großem Maßstabe unterstützt, welche auf Vorhänge wie die eines Theaters aufgetragen waren, und der Professor konnte diese, wie es das Bedürfniß seiner Erläuterungen erforderte, aufziehen oder herablassen, sodaß immer der Gegenstand seiner Besprechung vor den Augen seiner Zuhörer war, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit folgten.

Die Allgemeinheit wissenschaftlicher Vorlesungen, besonders aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, gehört zu den vortheilhaftesten Charakterzügen des nordamerikanischen Lebens. Es ist ganz gewiß nicht zu leugnen daß dabei viel Oberflächlichkeit von Seiten derer welche aus solchen Vorlesungen ein Geschäft machen, mit unterläuft; sowie daß ein bedeutender Theil des Publikums welches aus ihrem Besuche eine Unterhaltung macht, dabei nur einer Mode folgt. Allein es ist eben so wahr daß beides von jedem anderen Lande der Welt gelten würde in welchem der Gebrauch gleich allgemein wäre, und daß die Mode sich mit wissenschaftlichen Gegenständen zu unterhalten, ja selbst die Mode den Schein dieser Beschäftigung anzunehmen, viel rühmlicher ist als ein großer Theil der Unterhaltungen auf welche die Bevölkerung europäischer Städte sich Etwas einbildet. Aber wissenschaftliche Vorlesungen, wie sie auch be-

schaffen sein mögen, werden in den Vereinigten Staaten selbst in den kleinsten Städtchen und Dörfern gehalten, also vor einer Bevölkerung bei der in Europa auch nicht im Entferntesten an so Etwas zu denken wäre. Wenn die Deutschen in den Vereinigten Staaten über diese schöne amerikanische Sitte, die sich zu immer größerer Bedeutung für weitere Cultur entwickeln wird, sehr gern ihre geringschätzigen Bemerkungen machen, so geschieht dies am wenigsten von Denen, welche fähig sind ihren Werth zu beurtheilen. In den Vereinigten Staaten wenigstens haben die Deutschen es nicht dahin gebracht in irgend einer ähnlichen Bestrebung es den Amerikanern zuvorzuthun. Im Gegentheile, sie haben sich genöthigt gesehen der Sitte zu folgen, sind aber bisher noch nicht im Stande gewesen, weder in den Leistungen selbst noch in dem Interesse des Publikums, dem Vorbilde gleich zu kommen.

Es würde auch, wenn Deutschland sich nicht seit ich es verlassen habe sehr wesentlich verändert hat, schwer halten in irgend einer deutschen Stadt, auch in der größten und gebildetsten, für eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über Geologie ein wißbegieriges Publikum von tausend Menschen beiderlei Geschlechts zusammenzubringen, und noch weniger würde ein solches Publikum mit einem Vortrage zufrieden sein dem es einzig um positive Belehrung zu thun ist, der den ernsten Willen der Zuhörer voraussetzt sich diese anzueignen, und der darum die in Deutschland so oft für geistreich ausgegebenen, aber nur einen schlechten Geschmack verrathenden Zuthaten verschmäht durch welche dort selbst verdiente Naturforscher der sogenannten

„trockenen Wissenschaft" Eingang zu verschaffen suchen müssen.

Man möchte vielleicht sagen daß was in den Vereinigten Staaten in öffentlichen Vorlesungen erstrebt wird, in Deutschland in den zahlreichen populären Schriften gesucht werden müsse, die in den letzten Jahren im Gebiete der Naturwissenschaften die Literatur bereichert haben. Will man diese Parallele weiter verfolgen, so möchte ich sagen daß es besser ist wenn oberflächliche Dinge gesprochen als wenn sie gedruckt werden, und zugleich halte ich es für keine gewagte Behauptung daß z. B. alle Auflagen sämmtlicher in den letzten Jahren in Deutschland publicirten Schriften welche die Geologie zu ihrem Gegenstande haben, zusammengenommen nicht die Zahl von Exemplaren erreichen in welcher Lyell's geologische Werke in den Vereinigten Staaten nachgedruckt worden sind, von anderen mehr elementaren Schriften über den nämlichen Gegenstand nicht zu sprechen. Faßt man aber den Charakter vieler der Schriften in's Auge welche neuerdings in Deutschland die Naturwissenschaften dem großen Publikum annehmbar und zugänglich machen wollen, so muß man eingestehen daß viele darunter für den guten Geschmack der Verfasser und Verleger, wie für das ernste Bestreben der Leser auf welche beide zu speculiren scheinen, kein glänzendes Zeugniß ablegen. Wenn in den Vereinigten Staaten sich Jemand einmal über irgend eine Sache unterrichten will, so ist ihm dies ein ernsthafter Zweck, und er sucht eine einfache, klare, thatsächliche Darstellung, nicht den Firlefanz geschmackloser Titelblätter, alberner Illustrationen, herbeigezogener Anek-

dötchen, maliciöser Ausfälle auf fremdartige Dinge und dummdreister Philosophirerei, den man in Deutschland für populär und geistreich zugleich zu halten scheint. Man liebt hier die geistige Speise au naturel zu genießen, ohne den Appetit durch Gewürze erst reizen und forciren zu müssen. Was auch andere Beobachter sagen mögen, ich bin überzeugt daß das Interesse an dem Theile der Bildung welcher auf positivem Wissen beruht, in den Vereinigten Staaten viel allgemeiner ist als in Deutschland und als in Europa überhaupt, und diese Bemerkung findet am meisten Anwendung in Bezug auf das Gebiet der Naturwissenschaften, welche unter allen Zweigen der menschlichen Bildung in den Vereinigten Staaten am meisten populär sind und mit dem meisten Eifer und Erfolge betrieben werden. Ich zweifle nicht, — irgend ein deutscher Beurtheiler des amerikanischen Lebens wird mir entgegnen daß diese Erscheinung gerade die materialistische Einseitigkeit des amerikanischen Volkes beweise, — daß man im Gegentheile das Wiederzurückkommen von einer Ueberschätzung der Naturwissenschaften als einen Fortschritt betrachten müsse der in der ganz letzten Zeit in Deutschland sich bemerklich gemacht habe, und daß es in der Bildung überhaupt weniger auf thatsächliches Wissen als auf den Gebrauch ankomme den man von demselben für die Entwickelung allgemeiner Urtheile zu machen verstehe. In diesen Einwendungen ist aber mit einiger Wahrheit eine solche Masse von Irrthum vermischt, daß diese Art zu urtheilen für ein Volk den schlechtesten Rath enthält, die Grundlage der modernen Bildung und die Bedingung einer gesunden Intelligenz verkennt, und

einer gehaltlosen formalen Cultur das Wort redet deren Unfähigkeit sich in Deutschland in den Jahren 1848 und 49 gezeigt hat. Da man sich mit dieser Erörterung mitten im Contraste der europäischen und amerikanischen Anschauungen befindet, so sei es mir gestattet den Gegenstand weiter zu verfolgen.

Was zunächst den Vorwurf des Materialismus betrifft welcher der naturwissenschaftlichen Richtung gemacht wird, so beruht er auf einer sehr irrigen Anwendung einer mißverstandenen Kategorie. Die Natur steht nicht als Materie dem Geiste, sondern als Realität dem Gedanken gegenüber. Die Beschäftigung mit ihr, werde sie zum Gegenstande des Denkens, zum Mittel für unsere Zwecke, oder zum Materiale des Genusses gemacht, ist Realismus, aber nicht Materialismus. Zum Materialismus verirrt sich diese Beschäftigung blos wenn sie von keiner Idee beherrscht, von keinem Ideale beseelt ist. Der Realismus dagegen ist gerade die stete Beziehung unserer Ideen und Ideale auf die Wirklichkeit, der sie entnommen sind oder in die sie hineingetragen werden sollen, — und er ist der herrschende Charakterzug der großen Culturperiode welcher unsere Tage angehören, und welche auf eine Reihe von Jahrhunderten dem Leben der Menschheit immer deutlicher ihren Stempel aufdrücken wird, nicht minder in die Augen fallend als es frühere Perioden gethan haben. So werden auch die Naturwissenschaften fortfahren in der Cultur dieser Periode eine hervorragende Stellung einzunehmen, und die Völker von denen sie mit dem meisten Eifer und Erfolge betrieben werden, sind schon dadurch zu einer einflußreichen Rolle befä-

higt und berufen. Es ist ein Irrthum in Bezug auf diesen realistischen Charakter die Geschichtswissenschaft der Naturwissenschaft gegenüber zu stellen, denn auch sie ist ihrem wahren Wesen nach realistisch, und das Dogma des christlichen Idealismus, daß dieses zeitliche Leben keinen Zweck in sich selbst habe sondern ein bloßes Mittel für die Zwecke des Jenseits sei in welchem unsere Ideale sich erst verwirklichen sollen, läßt so wenig einen großen Geschichtschreiber zu, wie der Glaube daß der natürlichen Welt keine Wesenhaftigkeit zukomme, einen großen Naturforscher. Springt also, wie es kürzlich vom deutschen Volke gerühmt worden ist, das öffentliche Interesse von der Naturwissenschaft auf die Geschichte über, so ist dies eine zwar wichtige aber dennoch untergeordnete Schwankung, die nicht einen Uebergang vom Materialismus zum Idealismus, sondern vom physikalischen zum ethischen Realismus bezeichnet. Diese beiden letzten Richtungen der Cultur sind aber in gleichem Grade unentbehrlich und stehen in einer innigen Verbindung. Auch zweifle ich, trotz dem gerühmten Sprunge, den in Deutschland das öffentliche Interesse in dieser Beziehung gemacht haben soll, der aber wohl nur eine Ausbreitung des überhand nehmenden Realismus bezeichnet, daß selbst eine Vorlesung über ein Kapitel der Geschichte in Deutschland ein Auditorium von tausend Männern und Frauen herbeiziehen würde; und je ernster und positiver die Vorlesung ihrer Haltung nach wäre, — je freier sie sich hielte von piquanten Einfällen und Ausfällen — um so weniger würde sich damit ein so großes öffentliches Interesse hervorrufen lassen.

Das stark hervortretende Interesse für Naturkenntniß und Naturforschung ist ein durchaus wesentlicher — und wird auf lange Zeit ein bleibender Charakterzug der modernen Welt sein. Zwei große Perioden der menschlichen Bildungsgeschichte sind abgelaufen, und wir leben im Uebergange zu einer dritten, deren Wesen allmälig immer schärfer hervortreten wird. In der ersten Periode suchte der menschliche Geist Befriedigung in der schönen Wirklichkeit. In der zweiten Periode geht er von ihrem Genusse zu ihrer Verachtung über, indem er seine Ideale in eine Welt der Phantasie, seine Gefühle in eine Welt des Gemüthes rettet. In der dritten, in deren Anfang wir leben, unternimmt er es durch seine eigene Arbeit sich selbst eine schöne Wirklichkeit zu schaffen, und von da an erhalten alle seine Thätigkeiten und Interessen einen realistischen Charakter. Der Realismus als eine welthistorische Geistesstimmung, ist der Grundton unserer Zeit, und die Anstrengungen mit denen das Studium der Natur betrieben wird, sind ein Klang der sich diesem Grundton unterordnet. In Amerika findet dieser Grundton seinen energischsten, wenn auch noch rohen Ausdruck, und die Amerikaner legitimiren sich damit, nicht nur der äußeren Geschichte sondern auch dem inneren Charakter nach, als das modernste Volk.

Es mag richtig sein daß die Naturwissenschaften in Bezug auf ihren directen sittlichen Einfluß nicht selten überschätzt worden sind. Wenn dies neuerdings in Deutschland geschehen sein mag, so liegt die Schuld nicht daran daß man sich zuviel mit ihnen beschäftigt, sondern daß man sich auf eine falsche Weise mit ihnen beschäftigt

hat; nicht daß man zuviel sondern daß man das Falsche von ihnen erwartet hat. Deutschland war vom Idealismus übersättigt und von der Kritik angeekelt. Der Versuch einer reellen Beschäftigung mit der Politik war gescheitert, und der realistische Trieb der Zeit hatte nirgends Spielraum als in der Industrie und den Naturwissenschaften. Einige jüngere Naturforscher, deren Eifer durch diese Volksstimmung erhöht wurde, meinten zugleich in der Verbreitung der Naturkenntniß die mächtigste Waffe gegen die Reste religiösen Aberglaubens in der Hand zu haben in welchem sie wiederum die letzte Stütze der Tyrannei bekämpften, und indem sie das wahre Wesen der Religion verkannten, welches keine Kritik vom Standpunkte der Wissenschaft zuläßt sondern eine Kritik vom Standpunkte der Kunst verlangt, dachten sie nichts Geringeres als daß Physik, Chemie, Physiologie an die Stelle der Religion gesetzt werden könnten, was ungefähr soviel heißt wie die Aeustik an die Stelle der Musik setzen zu wollen. Dies war allerdings ein großer Irrthum. Man hat aber, indem man ihn aufgedeckt, einen anderen begangen. Man hat, indem man die Ueberschätzung des directen sittlichen Einflusses der Naturwissenschaften gerügt, sich die Unterschätzung ihres indirecten Einflusses zu Schulden kommen lassen. Wenn man zeigt daß die Naturwissenschaften unfähig seien die Welt vom Aberglauben zu säubern, und daß diese Arbeit nur von der Philosophie verrichtet werden könne, so scheint man zu übersehen daß sie das Gebiet des Aberglaubens einschränken und ihn selbst verfeinern, und daß unsere Philosophie ohne unsere fortgeschrittene Naturkenntniß zu jener Aufgabe so unfähig sein

würde wie sie es im Mittelalter war. Und wenn das Interesse für die Geschichtswissenschaft im Verhältniß zu dem für das Naturstudium den höheren Rang des ethischen Realismus im Verhältniß zum physikalischen einnimmt, so darf nicht übersehen werden daß die Processe der Cultur von denen der Natur abhängig, ja ihre Fortsetzung sind, und daß, wenn die Geschichtswissenschaft Fortschritte gemacht hat, auch diese von den Ergebnissen der Naturforschung bedingt wurden.

Was zuletzt das Urtheil betrifft daß es in der Bildung weniger auf die Masse des thatsächlichen Wissens ankomme als auf den Gebrauch den man davon für die Entwickelung allgemeiner Urtheile zu machen verstehe, so scheint davon der amerikanische Geist ganz besonders getroffen zu werden. Es ist sehr wahr daß einzelne Menschen, und wohl auch Völker, mit einem großen Materiale des Wissens für diesen höheren Zweck der Bildung wenig anzufangen verstehen. Daraus folgt aber nicht daß dem welcher viel damit anzufangen weiß, ein reiches Material überflüssig sei. Im Gegentheile bedarf der selbständige Denker eines um so größeren Schatzes positiver Kenntnisse, je größer die Kraft und Kühnheit seiner Gedanken ist, wie ein Schiff um so mehr Ballast führen muß, je höhere Masten und schwerere Segel es tragen soll. So sollte auch ein Volk, in welchem eine philosophische Richtung vorherrscht, von einer entsprechenden Wißbegierde belebt sein. Ich kann nicht finden daß das deutsche Volk in seinen Massen sich hierin auf eine seinen hohen Prätensionen entsprechende Weise auszeichne. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten wenigstens stehen in

dieser Beziehung im Allgemeinen weit unter den Anglo-Amerikanern.

Ich brachte während meines Aufenthaltes in Washington mehrmals einige Stunden in der unschätzbaren Bibliothek des Colonel Peter Force, des Herausgebers der auf Kosten der Regierung in einer Reihe von Foliobänden erscheinenden Sammlung von Documenten und Nachweisungen zur Geschichte der Vereinigten Staaten zu. Diese Bibliothek, welche ausschließlich der Geographie, Naturkenntniß und Geschichte Amerika's, und besonders der nördlichen Hälfte des Continentes gewidmet ist, enthält die in Amerika erschienenen Schriften über diesen Gegenstand, bis auf einige wenige Stücke, vollständig, und von Allem was in Europa darüber gedruckt worden ist das Werthvollste, von den ersten Erwähnungen des westlichen Welttheiles bis auf unsere Zeit. Nirgends in der Welt sind für einen Schriftsteller der einen amerikanischen Gegenstand zu behandeln im Sinne hat, solche Hilfsmittel vereinigt, und durch diese Schriftensammlung, welche einmal nach dem Tode ihres Gründers an die Vereinigten Staaten fallen wird, sind die Nordamerikaner das erste Volk welches die Quellen für seine Geschichte, bis auf die einzelnen Flugblätter aus der Zeit der Revolution, mit der einzigen Ausnahme handschriftlicher Papiere die noch im Privatbesitz sind oder anderen Sammlungen einverleibt wurden, in einer einzigen Bibliothek und nahezu vollständig besitzt oder jemals besessen hat.

Mit außerordentlicher Gefälligkeit zeigte mir Col. Force die größten Seltenheiten dieser Sammlung, oder solche Schriften von denen er vermuthen konnte, daß sie mich be-

sonders interessiren würden. Ich will hier zweier nicht gerade wichtiger Bücher erwähnen an die sich aber ein allgemeineres Interesse knüpft. Das eine davon soll das erste Buch sein, welches im englischen Nordamerika gedruckt worden ist. Die Richtigkeit dieser Notiz kann ich nicht beurtheilen. Es ist eine Sammlung von Gedichten die eine Dame von Neu-England zur Verfasserin haben. Col. Force hat die zweite Ausgabe, welche die Jahrzahl 1678 trägt. Der ganze Titel ist:

Several Poems, compiled with great variety of wit and learning, fall of delight, wherein especially is contained a compleat discourse, and description of the four elements, constitutions, ages of man, and seasons of the year, together with an exact epitome of the three first monarchyes, viz: the Assyrian, Persian and Grecian, and beginning of the Roman common-wealth to the end of their last king. By a Gentlewoman of New-England. Second Edition. Boston 1678.

Das andere Buch ist ein Bändchen Gedichte deren Verfasserin eine Negersklavin war und die auf Betrieb ihres Herrn gedruckt wurden. Dieser war ein Herr John Wheatley zu Boston. Die Gedichte erschienen zuerst im Drucke zu London im Jahre 1773, und in einer neuen Auflage zu Albany im Jahre 1793. Der Titel lautet:

Poems on various subjects, religious and moral. By Phillis Wheatley, Negro Servant to Mr. John Wheatley of Boston in New-England.

Im Vorworte liest man: „Die folgenden Gedichte sind das Erzeugniß der Mußestunden ihrer Verfasserin und

wurden von dieser ursprünglich nur zu ihrer eigenen Unterhaltung geschrieben. Sie hat niemals beabsichtigt daß dieselben im Druck erscheinen sollten, und dies würde auch nicht geschehen sein wenn es nicht das dringende Verlangen vieler der besten und edelmüthigsten Freunde der Verfasserin gewesen wäre, denen sie sich auf das tiefste verpflichtet fühlt." In einem Briefe ihres Herrn an den Verleger wird gesagt: „Phillis wurde im Jahre 1761, in einem Alter zwischen 7 und 8 Jahren aus Afrika nach Amerika gebracht. Ohne irgend einen Schulunterricht, erlernte sie hier, mit der Unterstützung, die sie dazu in der Familie fand, in sechzehn Monaten die englische Sprache zu einem solchen Grade von Vollkommenheit, daß sie selbst die schwierigsten Theile der heiligen Schrift lesen konnte, zum großen Erstaunen Aller welche Zeugen davon waren. Was das Schreiben betrifft, so lernte sie es ganz ohne fremde Anleitung, und in so kurzer Zeit daß sie schon im Jahre 1765 einen Brief an den Ehrw. Herrn Occom schrieb, der sich damals in England befand. Sie hat große Lust lateinisch zu lernen, und hat in dieser Sprache einige Fortschritte gemacht. Diesen Bericht gibt ihr Herr, welcher sie gekauft hat, und bei welchem sie lebt. Boston den 14. Nov. 1772. John Wheatley."

Sodann ist folgendes Zeugniß beigefügt: „Wir, deren Namen hier unterzeichnet stehen, geben vor der Welt die Versicherung daß die auf der folgenden Seite verzeichneten Gedichte, wie wir wahrhaftig glauben, von Phillis, einem jungen Negermädchen verfaßt wurden, welche erst vor wenigen Jahren als eine Wilde aus Afrika gebracht worden ist

und sich seitdem unter den Nachtheilen ihres Standes als Sklavin in einer Familie dieser Stadt befunden hat und noch befindet. Sie ist von einigen der besten Beurtheiler geprüft worden, welche gefunden haben daß sie wirklich die Fähigkeiten besitzt welche für die Autorschaft dieser Gedichte vorausgesetzt werden müssen." Unterzeichnet stehen: „Sr. Excellenz Thomas Hutschison, Gouverneur," — „der Ehrenw. Andrew Oliver, Vice-Gouverneur," und sechzehn andere Namen notabler Männer, darunter sieben Geistliche.

Zwei der Gedichte, welche mir am meisten charakteristisch zu sein schienen, habe ich abgeschrieben. Sie folgen hier:

On being brought from Africa to America.

T' was mercy brought me from my Pagan land,
Tought my benighted soul to understand
That there's a god, that there's a saviour too.
Once I redemption neither sought nor knew.
Some view our sable race with scornfull eye,
,,Their colour is a diabolic die.''
Remember, Christians, Negros black as Cain
May be refined, and join th' angelic train.

An Hymn to Humanity.

Lo! for this dark terrestrial ball
Forsakes his azure-paved hall
    A prince of heav'nly birth!
Divine Humanity behold!
What wonders rise, what charms unfold
    At his descent to earth!

Dieses Bändchen Gedichte mit den vorausgeschickten Erklärungen ist in der That ein Denkmal des edlen philanthropischen Geistes des achtzehnten Jahrhunderts. Die Welt hat seitdem in gar manchen Beziehungen Rückschritte gemacht. Eine Negersklavin die jetzt in einem der Sklavenstaaten Nordamerikas ihre Mußestunden damit ausfüllen wollte daß sie Gedichte schriebe, würde durch die Peitsche belehrt werden daß die schwarze Race dazu keine Talente hat, und ein Herr welcher daran dächte die Gedichte seiner Sklavin im Druck erscheinen zu lassen, würde gelyncht werden. Und doch, wenn man in einem Sklavenstaate fragt, wer eins der hundert Liedchen gedichtet hat, die, wie das bekannte „Oh carry me back, oh carry me back, to old Virginia's shore," auch von der weißen Race an allen Orten gesungen werden und deren Melodien auf allen Leierorgeln sind, erhält man die stehende Antwort: „An old nigger"— ein alter Neger*).

---

*) Der Sinn der Neger für Musik und für eine gewisse kindliche Lyrik, ist allgemein anerkannt, und hat Veranlassung zu der in allen größeren Städten des Nordens der Union beliebten Unterhaltung der sogenannten Ethiopian Minstrels gegeben — nachgemachter Neger, meist deutschen Ursprungs, welche das Publikum durch Travestien, Tendenzpossen, und komische Concerte amusiren, und zum Theil nicht ohne künstlerische Bedeutung für das öffentliche Leben sind. Die musikalischen und lyrischen Talente der Neger sind indessen nicht geeignet ihnen immer bei ihren Herren Sympathie zu erwecken. Ein Amerikaner welcher die Neger nicht als Menschen gelten lassen wollte, und den man an diese Talente erinnerte, erwiderte hierauf, daß Singen und Musikmachen gerade dem Menschen mit den Thieren, nämlich den Vögeln, gemein sei! —

Die Bekanntschaft eines merkwürdigen Mannes machte ich an einem dieser Abende, und hörte seiner Vorlesung eines Manuscriptes über ein socialistisches Erziehungssystem von ächt amerikanischem Charakter an. Dasselbe ist später im Druck erschienen. Der Mann aber von welchem ich spreche ist Herr Josiah Warren, ein Socialist ursprünglich aus der Schule von Robert Owen, aber ein origineller Kopf und selbständiger Charakter, der sich zur Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft seinen eignen Weg ausgedacht. Josiah Warren war während des zweijährigen Bestandes von New Harmony ein Mitglied dieser bekannten socialistischen Colonie. Das gänzliche Mißlingen der Bestrebungen die jenem Versuche zum Grunde lagen, brachte ihn, einen damals noch sehr jungen Mann, zum Nachdenken, und das Ergebniß war die Ueberzeugung daß nicht die Verbindung der Interessen, sondern die äußerste und consequenteste Sonderung derselben, — die absoluteste Freimachung und Isolirung des Individuums, das Princip aller Verbesserungen der menschlichen Gesellschaft sein müsse. Josiah Warren bereitete sich nun auf vielfache Weise vor seiner Ueberzeugung eine praktische Folge zu geben. Von 1827 bis 1847 war er mit theoretischen und praktischen Studien beschäftigt, die sich besonders auf das Gebiet des Handels und der Erziehung bezogen. Eine Zeitlang hatte er zu Cincinnati ein Handelsgeschäft, welches unter dem Namen des Time Shop, d. h. des Zeit-Ladens, bekannt war, weil der Verkäufer seinen Gewinn an den verkauften Waaren nach der auf den Verkauf verwendeten Zeit berechnete. Im Jahre 1847 betrachtete er seine Vorbereitungen als geschlossen, und

gründete, zur Ausführung seines Systemes, eine Niederlassung am Ohioflusse, 40 Meilen über Cincinnati, die er Utopia nannte. Als ich Herrn Warren in Washington kennen lernte, hatte die kleine Colonie, deren Gesellschaft auf die „Souverainetät des Individuums“ gegründet war, ungefähr zwanzig Familien, — Familien natürlich nur im Sinne einer physischen und moralischen Thatsache, nicht einer bürgerlichen Institution. Was seitdem aus dem Orte geworden, ist mir nicht bekannt. Herrn Warren selbst aber traf ich später als Gründer einer zweiten Pflanzstätte seiner Ansichten, des Ortes Modern Times, d. h. Neue Zeit — auf Long Island, und ich werde im zweiten Bande auf ihn selbst und auf die weitere Verarbeitung und Ausbreitung seiner Ideen durch Stephen Pearl Andrews und Andere zurückkommen. Hier will ich mich auf diese Ansichten nur so weit einlassen, als sie sich auf die Pädagogik beziehen. Ich erfuhr damals nicht mehr von ihnen; zugleich aber springt auf diesem Gebiete ihr Charakter so scharf hervor, daß es zu ihrer Einführung nicht nöthig ist ihnen auf ein anderes zu folgen. Ich kann Herrn Warren selbst sprechen lassen, indem er die Erziehung seiner Tochter beschreibt.

„Meine kleine Tochter,“ so erzählt derselbe, „war in einem Alter zwischen sieben und acht Jahren, als ich in ihrer Erziehung mit der Anwendung meiner Grundsätze den Anfang machte. Ich sagte zu ihr: Du bist noch nicht alt genug um ganz zu verstehen was ich Dir zu sagen habe; aber vielleicht verstehst Du soviel davon als jetzt nöthig ist. Du willst essen und trinken, Du wünschest Kleider zu haben, in einem Hause zu wohnen, Dich am Feuer zu wärmen, Bücher

und Spielzeug zu besitzen, Du erwartest daß man Dich pflege wenn Du krank bist, — und doch kannst Du selbst keine Speisen, keine Kleider, kein Haus, kein Brennholz, keine Bücher, kein Spielzeug machen. — Wie erhältst Du alle diese Dinge?" — „Ich bekomme sie von Dir und von der Mutter." — „Gut, aber wie erhalten wir sie? auch wir machen sie nicht selbst." — „Das weiß ich nicht," war ihre Antwort. „Das ist es was ich Dir eben erklären wollte. — Ich thue eine Sache — ich halte einen Kaufladen, und die Leute welche jene Dinge machen, brauchen meine Arbeit indem ich ihnen verkaufe. Also tauschen wir unsere Arbeit aus, indem sie mir die Gegenstände welche sie machen, für das geben was ich für sie thue. Man nennt diese Einrichtung, daß Einer nur eine Sache thut ein Anderer eine andere, die Theilung der Arbeit, und der Austausch der Arbeit ist das was man den Handel nennt." .... „Wie jetzt unsere häusliche Einrichtung ist, mußt Du uns folgen. Du mußt kommen wenn ich Dich rufe; Du mußt thun was Dir von mir oder der Mutter befohlen wird. Du weißt daß Du zuweilen lieber spielen als das thun möchtest was wir von Dir verlangen. Allein es muß eine gewisse Quantität von Arbeit gethan werden, damit wir Spielzeug, Nahrungsmittel, Kleider, und andere Dinge haben können, weil, wie ich Dir eben gesagt habe, alle diese Dinge nur durch Arbeit hervorgebracht werden können. Ich erhalte sie von denen welche sie machen, indem ich Waaren an sie verkaufe. Du erhältst sie von mir und der Mutter, und Du thust alle die kleinen Verrichtungen welche wir von Dir verlangen, für die Dinge welche wir Dir geben, —

obschon Du bisher nicht gewußt hast daß es sich so verhält. Nun ist die große Frage: wieviel solltest Du eigentlich für uns thun als Ersatz für das was Du von uns erhältst? Können wir dafür Deine ganze Zeit, — Tag und Nacht, in Anspruch nehmen? Würde dies zuviel oder vielleicht nicht genug sein? Ließe sich wohl ein bestimmtes Verhältniß auffinden, sodaß Du wüßtest wann Du Deine Schuldigkeit gegen uns gethan und mit Deiner übrigen Zeit machen könntest was Du wolltest, und sicher wärest nicht in Deinen eignen Beschäftigungen von uns unterbrochen zu werden, und daß wir ebenfalls wüßten wieviel wir ein Recht haben von Dir zu fordern? Kannst Du sagen, wie man das wohl machen könnte?" — „Nein, sagte sie, aber ich möchte es gern so haben." — „Nun, sagte ich, ich will Dir meine Ansicht über die Sache mittheilen. Ich würde gerade mit der gleichen Mühe eine Stunde lang in der Küche Geschirre reinigen mit welcher ich im Laden Waaren verkaufe. Wenn Du also soviel Geschirre reinigst, wie ich oder Deine Mutter in einer Stunde reinigen würden, so würdest Du uns Ersatz für eine Stunde *unserer* Arbeit gegeben haben. Das würde Dir nun wohl mehr als eine Stunde Zeit kosten; allein das hat nichts zu sagen. Jedes Glied unsrer Familie braucht jetzt, unter gewöhnlichen Umständen, den Werth von drei Stunden täglicher Arbeit eines Menschen . . . . . Ich denke nun daß sechs Stunden *Deiner* Arbeit für drei Stunden der unsrigen gerechnet werden können. Denkst Du daß dies wohl recht ist?" — „Ja," sagte sie. — „Wir werden von Zeit zu Zeit das Verhältniß ändern," fügte ich hinzu. „Du hast ein Recht dies zu verlangen.

Verstehe mich wohl, daß ich keinen Anspruch auf Deine Person oder Deine Zeit mache, sondern daß ich nur Ersatz für meine Arbeit verlange, weil wir Alle arbeiten müssen wenn wir leben wollen. Und bedenke auch daß, wenn Du Deinen Antheil an der nöthigen Arbeit nicht thätest, wir Dir auch Deine Bedürfnisse nicht geben könnten. Und dies würden wir nicht etwa im Zorn oder als Strafe thun, sondern blos weil kein Mensch von der Arbeit des andern leben soll." — „Selbst in diesem frühen Alter," fährt Herr Warren zu erzählen fort, „fühlte das Kind die Gerechtigkeit des Verhältnisses. Wir kamen überein daß sie täglich von 7 bis 9 Uhr, von 12 bis 2 Uhr, und von 5 bis 7 Uhr für uns arbeiten solle, und daß der Rest ihrer Zeit vollständig ihr Eigenthum sei. Sollten wir in dieser anderen Zeit ihre Dienste wünschen, so hätten wir darüber einen Contract mit ihr zu machen wie mit einem fremden Menschen und sie für ihre Dienste zu bezahlen, und der dafür empfangene Lohn sollte dann zu ihrer vollkommen freien, souverainen Verfügung stehen. Wollte sie unseren Rath, so würden wir ihn geben, allein wir würden keine Autorität über sie ausüben, auch den Rath nicht ungebeten ertheilen, und nur die Erfahrung solle sie auf die Nothwendigkeit führen Freunde um Rath zu fragen. Dies wurde unmittelbar ausgeführt, und" — so schließt Herr Warren seine Erzählung — „nur wer einen ähnlichen Versuch gemacht, kann sich eine Vorstellung von dem glücklichen Erfolge bilden." — Ich überlasse es dem Leser, dieses Erziehungssystem zu beurtheilen. Auf die untersten Principien desselben komme ich später in anderer Beziehung zurück.

Um mit den Bemerkungen zu denen mir mein Besuch in Washington Veranlassung gibt zu schließen, muß ich noch eines Gespräches mit dem mormonischen Delegaten des Utah-Territoriums erwähnen. Das Territorium, mit dem Gemeinwesen der Mormonen, war eben damals, mit der Passirung der sogenannten Compromiß-Bill, in die Union aufgenommen worden. Ich machte dem Delegaten, Dr. Bernhisel, einen Besuch, indem ich erklärte daß es mein Wunsch sei von ihm Aufschluß über einige Punkte des mormonischen Glaubensbekenntnisses und der mormonischen Einrichtungen zu erhalten. Ich wurde mit freimüthiger Zuvorkommenheit empfangen, indessen schien Herr Bernhisel lieber über die religiöse als über die sociale Seite des Mormonismus zu sprechen, und da die letzte seitdem vielfach öffentlich zur Sprache gekommen ist und Herrn Bernhisel's damalige Aeußerungen nichts zu dem was jetzt allgemein bekannt ist hinzufügen, habe ich keinen Grund auf dieselben zurückzukommen. Einige religiöse Aeußerungen dagegen, die ich aus dem Munde des Delegaten vernahm, scheinen mir interessant genug um hier eine Stelle zu finden. Die bisherige Welt, sagte er, sei im Besitze zweier Wege des Heiles gewesen. Durch den Mormonismus sei der dritte und letzte eröffnet worden. Er sei im heiligen Buche der Mormonen nachgewiesen. Dieses Buch sei das nämliche mit welchem der Engel, wie in der Apokalypse zu lesen sei, davon geflogen, ohne daß man bisher eine Nachricht gehabt habe daß er irgendwo damit angekommen sei. Die Mormonen dagegen seien davon benachrichtigt und das Buch sei in ihren Händen. Herr Bernhisel ging dann auf

die chiliastischen Ansichten der Mormonen über. „Sie müssen bedenken," sagte er zu mir, „daß wir in den letzten Tagen leben. Die Schrift gibt uns darüber klaren Unterricht. „„Ich will dieses Volk heimsuchen!"" — spricht der Herr von der Zeit wann die letzten Tage herannahen. — Nun sehen Sie alle die großen Feuer und schrecklichen Ueberschwemmungen, die Eisenbahn-Unglücke und Dampfschiff-Explosionen, und vor Allem sehen Sie unseren Congreß, der nun schon sechs Monate seine Sitzungen hält ohne eine einzige nützliche Maßregel durchgeführt zu haben, — und sagen Sie mir: ist die Zeit nicht gekommen? — sucht Gott nicht dieses Volk heim? — leben wir nicht in den letzten Tagen?" —

Der Leser erstaunt. — Aber nicht die Art zu urtheilen, sondern der naive Ausdruck enthält einen Grund dazu. — Begeht der Delegat der Mormonen einen andern Irrthum als den die Menschheit seit Jahrtausenden begangen? Hat sie nicht immer an dem natürlichen Gange der Entwickelung verzweifelt, nach kleinen Niederlagen geglaubt daß die Welt im Zusammenbrechen begriffen sei, und im großen Ganzen wie im kleinen Individuum ihren Trost in der Erwartung eines plötzlich anbrechenden neuen Zustandes aller Dinge gesucht? — Ich kenne noch andere Leute als den Delegaten der Mormonen, und die mir viel näher stehen, welche jeden Tag den sie verleben als einen von den letzten betrachten und mit jedem Morgen einen ersten zu begrüßen hoffen, und unterdessen schreitet der Entwickelungsproceß der Welt stetig fort, und jeder letzte Tag ist zugleich ein erster, — die Welt geht mit jedem Tag unter und das Reich Gottes bricht mit jedem Morgen an.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Reise. — Der Potomac. — Virginische Universität. — Paß über die blauen Berge. — Staunton. — Nordamerikanische Frühlings-scene. — Eigenthümlichkeit der Baum- und Strauchvegetation. — Die Zweckmäßigkeit in der Natur. — New-Bern. — Virginische Gefälligkeit. — Ein Ritt in's Gebirge. — Gute Bewirthung. — Deutsche und amerikanische Hinterwäldler.

Während meines Aufenthaltes zu Washington war der Frühling rasch fortgeschritten. Die Ailanthus und Catalpen in den Straßen standen im Schmucke der ersten jungen Blätter, ein warmer Gewitterregen hatte sich ergossen, und Colibris schwirrten um einige frühe Blumen in den Gärten. Des Klimas unkundig, ließ ich mich dadurch verleiten einen Theil meiner Kleider in Washington zurückzulassen, was mich später in Virginien nöthigte einen Mantel zu leihen.

Ein Dampfboot bringt den nach Süden gehenden Reisenden zuerst den Potomac hinab bis zu dem etwa vierzig Meilen entfernten Punkte, wo an der virginischen Seite die Eisenbahn beginnt. Die Ufer sind größtentheils bewaldet, meist bis an das Wasser, und jetzt waren sie mit dem ersten Anfluge von Grün bekleidet aus welchem da und dort die weißen Blüthenmassen des Cornus und die carminrothen der Cercis hervorstachen.

Die Eisenbahn läuft mit wenigen Unterbrechungen durch Wald. Einige Damen die auf einer Zwischenstation einstiegen, trugen Bouquets unserer deutschen Maiblumen, — natürlich hier im Garten gezogen. Der Anblick und der den Wagen erfüllende Duft versetzten mich lebhaft in einen thüringischen Frühling zurück. Mitten im Walde zweigt sich von der südlich nach Richmond führenden Hauptbahn ein westwärts laufender Ast ab, der damals am Fuße der östlichen Alleghany-Kette, — der sogenannten blauen Berge (blue ridge) endigte, jetzt aber bis in den Raum zwischen diesen und den westlichen oder eigentlichen Alleghanies fortgesetzt ist. Meine Reise ging in dieser Richtung; und nachdem Abends spät das damalige Ende der Bahn erreicht war, setzte ich dieselbe im Postwagen fort und langte in der Nacht zu Charlotteville an, einem Städtchen in dessen Nähe die Universität des Staates Virginien liegt. Als ich am Morgen im Gasthaus erwachte, war Regenwetter eingetreten. Während ich unter den Säulen des Porticus, mit welchem die besseren virginischen Häuser versehen sind, die Aufklärung des Himmels abwartete, hörte ich dem politischen Gespräche zweier Männer zu. Der eine von ihnen beklagte das Parteiwesen, und meinte daß es der Union noch Gefahr bringen werde. „Glauben Sie das nicht“ — sagte der andere. „Ich bin im Gegentheile überzeugt daß es ein Glück für die Union ist. Begehen wir schon jetzt, während wir in Parteien getheilt sind, so große Thorheiten, — welche Thorheiten würden wir begehen wenn wir einig wären!“ —

Gegen Mittag ging ich nach der Universität, die ein geschlossenes Rechteck von abwechselnd einstöckigen und zwei-

stöckigen Gebäuden mit Säulengängen bildet, und von einer anmuthigen Hügellandschaft umgeben ist. Mein Besuch galt hier dem Professor William B. Rogers, der bei unserem Zusammentreffen in Washington mich eingeladen hatte, und in dessen Hause ich jetzt zwei Tage in ebenso angenehmen wie für mich lehrreichen Unterhaltungen zubrachte. An einer großen Manuscriptcharte des Staates, auf welcher die Resultate seiner vieljährigen Untersuchungen niedergelegt waren, erläuterte er mir die geologischen Verhältnisse dieses Theiles von Nordamerika.

Die Universität von Virginien, von Thomas Jefferson gegründet, ist eine der bedeutendsten Anstalten für höhere wissenschaftliche Erziehung in den Vereinigten Staaten. In den Augen eines Deutschen möchte ihr größtes Verdienst wohl das sein daß sie, im Geiste ihres Gründers, sich von einer vorherrschenden religiösen Richtung und von der Bevormundung durch ein bestimmtes Glaubensbekenntniß freihält. Das entspricht unseren deutschen Begriffen von einer Universität; aber wenn wir in den Vereinigten Staaten auf der anderen Seite eine diesem aufgeklärten Standpunkte angemessene Beförderung der rein philosophischen und historischen Studien vermissen, welche für die höhere Erziehung in Deutschland das sind was in vielen anderen Ländern die religiöse Disciplin sein soll, so ist es in den Sklavenstaaten am allerwenigsten möglich diesem höheren Theile der Humaniora den ihm gebührenden Rang einzuräumen. Die Erfahrung zeigt in den Vereinigten Staaten daß die Sklaverei sich wohl mit der Religion, aber nicht mit der Philosophie abfinden kann. Es ist die schärfste Probe eines so-

cialen Zustandes, ob er die freie Kritik verträgt, und — da jede Kritik ihre Grundsätze und Maßstäbe von der Philosophie erhält, — ob er die Philosophie auszuhalten vermag. Süd-Carolina verträgt, wie die Erfahrung zeigt, nicht einmal die Uebersetzung eines Artikels aus dem Brockhaus'schen Conversationslexikon. Ich kann nicht beurtheilen ob es dem Professor Lieber in Virginien besser gegangen sein würde als in Süd-Carolina; schwerlich jedoch würde man es jetzt in diesem Staate der von Jefferson gegründeten Universität Dank wissen, wenn sie einen zweiten Jefferson hervorbrächte. Uebrigens ist diese Anstalt fast ausschließlich von der Jugend der Sklavenstaaten benutzt. In dem Cursus, in welchen mein Besuch fiel, studirten hier 327 Jünglinge, und nur einer von diesen, der ein Pennsylvanier war, gehörte einem Staate ohne Sklaverei an.

Die Fortsetzung meiner Reise von hier nach New-Bern, einem in west-südwestlicher Richtung etwa 180 Meilen entfernten Städtchen, geschah im Postwagen. Gleich hinter Charlotteville läuft die Straße zwischen die Vorhügel der blauen Bergkette. Bei dem Oertchen Brookville, wo ein Gebirgsbach über chloritisches und serpentinisches Gestein rauscht, beginnt die Steige des Passes. Ich machte den Weg bis auf die Höhe zu Fuß. Während ich von Zeit zu Zeit den Blick rückwärts hinab auf grüne Thäler sandte, trieben am Wege um mich her Nußbäume, Robinien, Tulpenbäume und Ahorn ihre ersten nur noch halb entfalteten Blätter, und unter ihren Stämmen deckten verschiedene Arten blühender Vaccinien, Andromeden und Azaleen den Boden. Auf der Höhe begann, mit verändertem Gesteine, hoher

Kiefernwald mit dunkelgrünem Unterholze von Kalmien. An der Bergseite, an welcher die Straße sich hinaufzog, wurde an einem Tunnel für die Fortsetzung der Eisenbahn gearbeitet, und die dadurch entstandenen Schuttmassen bedeckten einen Theil des Abhanges.

Nach einer Fahrt von ungefähr fünf und dreißig Meilen durch ein hügliches Hochland, in welchem der Ursprung des Shenandoah, eines Nebenflusses des Potomac liegt, gelangte ich nach dem freundlichen Städtchen Staunton, wo ich mich einen Tag aufhielt. Ich war an einen Einwohner des Ortes adressirt, und muß die gefällige Aufnahme rühmen die mir zu Theil wurde. Man bewirthete mich, führte mich von einem Hause zum andern um mich den angeseheneren Personen vorzustellen, zeigte mir die öffentlichen Anstalten, unter denen mich ein Blinden- und Taubstummen-Institut in einer herrlichen Lage ganz besonders interessirte, und mit einer lebhaften Unterhaltung, bei der mit dem „ächten virginischen Kraute" gefüllten Tabakspfeife, die dem Fremden hier auf dem Lande und in den kleineren Städten in jedem Hause präsentirt wird, suchte man auf heitere Weise die geistigen Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen.

Eine glänzende Frühlingssonne, die auf die freundlichen, meist mit Säulen versehenen Häuser des Städtchens, auf die Gärten und die bewaldeten Hügel der Umgegend fiel, lockte mich hinaus. Ich bestieg einen mit Bäumen gekrönten nahen Hügel, legte mich unter einer Gruppe von Eichen auf den Rasen, und blickte hinauf nach einem dunkelblauen Himmel der durch die Aeste schimmerte. In welcher

fremdartigen Scene fand ich mich plötzlich! — Die jungen Zweige der verschiedenen Eichenarten, welche spannenlang treiben ehe die Blätter sich entfalten und ihre grüne Farbe annehmen, sind, je nach der Species welcher der Baum angehört, mit silbergrauer, kupferrother, broncebrauner oder goldgelber Wolle überzogen, die im Spiele des Lichtes einen metallischen Glanz erhält. Indem ich am Boden liegend in die Höhe sah, erschienen die über mir gewölbten Wipfel mit ihren leise sich bewegenden Zweigen wie eine künstliche Arbeit aus Silber-, Kupfer-, Bronce- und Goldfilament. Kleine feuerrothe Vögel hüpften und flatterten dazwischen, als ob auch sie mit zu dem Kunstwerke gehörten. Und die leuchtenden Blüthen der Lychnis oder „brennenden Liebe", wie man sie in deutschen Gärten nennt, waren nicht auch sie ein Theil desselben? Zwischen den Stämmen und durch die Aeste und Zweige sah ich hinab auf die Straße am Fuße des Hügels. Dort ritten Damen vorüber, deren grüne Schleier im Winde flogen. Das Ganze war eine Scene aus einem Mährchen, und romantische Erinnerungen aus meiner Kindheit tauchten in mir auf.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Bemerkung über einen Charakterzug der nordamerikanischen Frühlingsvegetation machen. Es scheint mir nämlich daß die ersten jungen Triebe der Bäume und Sträucher in dem ganzen Theile Nordamerikas, welcher, wie die östlichen und mittleren Regionen, außerordentlichen Extremen der Temperatur ausgesetzt ist, in denen oft auf einen Frühlings-Nachtfrost die sengenden Sonnenstrahlen eines heißen Tages folgen, durch die Natur auf eine ganz auffallende Weise

geschützt sind. Wie ein geschlossener Tulpenkelch emporstehend, oder von den über das Herzblatt emporragenden Blattstielen wie ein Mantel herabhängend, umhüllen die ersten Blätter gewisser Bäume und Sträucher schützend die zarteren Theile des jungen Triebes. Am auffallendsten aber ist die dicke Bekleidung mit Wolle, wie man sie bei den Platanen, den Eichen, den verschiedenen Arten von Weinreben und vielen anderen Gewächsen sieht. Bei ihnen erreichen die jungen Schossen eine große Länge ehe die ersten Blätter sich ausbreiten. Sowie dies geschieht stößt sich die Wolle ab, und nun erst nehmen die Blätter die grüne Farbe an, statt deren bis dahin die vorher beschriebenen Farben-Nuancen herrschten. Mit überraschender Schnelligkeit belauben sich dann auf einmal die Wälder, während die Luft so sehr mit der abgestoßenen Wolle erfüllt ist daß es den Augen und den Organen des Athmens beschwerlich fällt.

Diese Schutzapparate der Natur scheinen mir in diesen Gegenden ganz besonders allgemein und zugleich vielartig zu sein, und um ihre Nothwendigkeit ganz zu verstehen, muß man bedenken daß die junge Vegetation hier noch mehr eines Schutzes gegen die sengenden Strahlen der Sonne heißer Frühlingstage als gegen die häufigen Nachtfröste bedarf. In Richmond, wo ich einen Garten mit einer Pflanzung französischer Reben besuchte, sagte man mir daß die Sonne im Frühling den jungen Schossen gefährlicher sei als ein gelegentlich eintretender später Nachtfrost.

Um die Naturwissenschaft von der Einmischung einer ihr fremden Betrachtungsweise rein zu halten, ist von gewissen Seiten eine ganz allgemeine Polemik gegen den Ge-

danken unterhalten worden daß im Organismus der Welt ein Gesetz der Zweckmäßigkeit herrsche. Diese Polemik ist anfänglich wirklich gegen eine Verirrung des menschlichen Geistes gerichtet gewesen, der sich einbildete er dürfe nicht nach Ursache und Wirkung fragen wo er Mittel und Zwecke zu sehen glaubte. Allein ist er nicht etwa hier und da in die entgegengesetzte Verirrung gerathen? Dürfen wir in den Erscheinungen der Welt nicht nach Zwecken und Mitteln fragen, weil wir wissen daß sie nach dem Verhältniß von Ursache und Wirkung vor sich gehen? — Der Naturforscher allerdings, soweit er in der Sphäre seines wissenschaftlichen Handwerkes ist, hat es nur mit Ursache und Wirkung zu thun. Weshalb aber? weil er das was andere Leute ein Mittel nennen, eben eine Ursache, und was andere Leute einen Zweck nennen, eben eine Wirkung nennt. Nach den Ursachen der Wirkungen und den Wirkungen der Ursachen zu fragen, ist eben sein Geschäft; daraus folgt aber nicht daß dies alle anderen Geschäfte in sich schließt. Wenn wir ein Insect sehen welches die Farbe des Blattes, der Rinde, des Bodens trägt auf dem es lebt, eine Eidechse die sogar danach ihre Farbe verändern kann, so hat die Wissenschaft ganz gewiß es nur mit dem physikalischen Zusammenhange der Erscheinungen zu thun, und wenn irgend ein Pfarrer dem Naturforscher dabei von den weisen Absichten Gottes sprechen wollte, hätte dieser ein Recht in des Pfarrers eigener Sprache zu antworten: „ich habe nicht das Geringste gegen die Absichten Gottes; mich interessirt es nur hauptsächlich wie er es macht sie zu erreichen.“ Man braucht indessen die Zweckmäßigkeit im Organismus der Welt nicht

gerade wie ein Pfarrer anzusehen, oder wie jener englische Reisende der die Weisheit Gottes in dem Umstande fand daß das Delta des Nigers so viele Flußmündungen habe, weil man dadurch allein in den Stand gesetzt werde die ungesunde Gegend schnell zu durchreisen. Es gibt dafür einen freieren Standpunkt. Wenn die Natur — und die Geschichte — denn auch diese kann physikalisch betrachtet werden — unter physikalischen Urtheilsformen erforscht werden muß, so folgt daraus nicht daß man nicht auch die Natur, wie die sittliche Welt, unter ethischen Urtheilsformen betrachten dürfe. Man thut der Vernunft einen lächerlichen Zwang an, wenn man ihr das Recht dazu verweigern will. Man kann eben so wohl die physische Welt unter dem ethischen wie die ethische Welt unter dem physikalischen Gesichtspunkte betrachten, denn beide begreifen nicht zwei verschiedene Classen von Dingen, sondern die nämlichen Dinge von zwei verschiedenen Seiten gesehen. Man hat es mit Recht als den großen Fortschritt unseres philosophischen Bewußtseins gerühmt, das Dasein überhaupt als einen Proceß der Entwickelung erkannt zu haben. Es gibt aber keinen physikalischen Entwickelungsproceß der nicht zugleich ein ethischer, und — der nicht zugleich auch ein ästhetischer wäre. Entspricht der logische Proceß unseres Bewußtseins dem metaphysischen Processe des Daseins der Dinge, so müssen wir in diesem, also in der Welt, auch alle Formen unseres Bewußtseins wieder finden. Das Alles ist natürlich für die Philosophie nichts Neues; aber viele unserer jüngeren Naturforscher, welche sich darin gefallen keine Philosophen zu sein, begehen den Irrthum zu

glauben daß das wogegen sie die Augen des Geistes verschließen, darum auch nicht existire.

Die Fortsetzung der Reise führte mich durch eine Abwechselung von bergigen, hüglichen und flachen Gegenden, in denen die Quellgewässer des James River, des großen Kanawha und des Roanoke fließen. Das Land ist reich an schönen und interessanten Scenen, zu denen die sogenannte „natürliche Brücke" — eine der Merkwürdigkeiten Virginiens gehört. Die Straße zwischen den beiden kleinen Städten Lexington und Fincastle führt daran vorbei. Die Erscheinung, welche in einem Felsen besteht der über einer Schlucht liegt und einen natürlichen Straßenübergang ausmacht, gehört zu den Bildungen mit denen der Durchbruch des James River durch die östliche Alleghany-Kette beginnt. Als andere schöne Punkte kann ich die Umgegend des Städtchens Buchanan, wo die Fläche eines schönen Flußthales von hohen und bewaldeten Bergen umgeben ist, und die Stelle nennen wo die Straße zwischen Christiansburg und New-Bern durch das Thal des New River oder oberen Laufes des großen Kanawha führt. Diese Thäler zeichnen sich durch die majestätischen Ulmen und Sykomoren (Platanen) aus, die mit Weinreben behangen den Ufern entlang stehen.

New-Bern ist eine kleine Stadt die von Schweizer Colonisten gegründet wurde, von denen jedoch kein Ueberrest mehr vorhanden ist. Ich hatte bis zum Ziele meiner Reise, dem Blockhause eines deutschen Ansiedlers am Kimberling Creek, dessen Wasser, mit dem Walker's Creek vereinigt, in den Kanawha fließt, noch fünfundzwanzig Meilen,

die zu Pferde zurückgelegt werden mußten. Als ich einen der Einwohner von New-Bern, an den ich durch einen Brief empfohlen war, wegen des Weges um Rath fragte, bot er mir nicht nur auf die zuvorkommendste Weise ein Pferd an, sondern auch die Begleitung eines seiner Verwandten bis in die Nähe meines Bestimmungsortes. Ich machte gegen das Anerbieten des Pferdes die Einwendung daß ich nicht sogleich zurückkehren, vielleicht sogar New-Bern gar nicht wieder berühren würde. „Das hat," erwiderte Herr A., „was das erste betrifft, gar nichts zu sagen, sofern Sie nicht sehr lange wegbleiben, und was das zweite anlangt, so können Sie, wenn Sie nicht über New-Bern zurückkommen sollten, das Pferd an dem ersten Orte, an welchem Sie wieder auf die Poststraße treffen, irgend einem Menschen übergeben, und ihm nur sagen daß es mir gehört." — „Was verstehen Sie unter sehr lange?" — fragte ich. — „Sie können getrost vierzehn Tage oder drei Wochen umherreiten. Ich habe Pferde genug" — sagte er.

Ich nahm diese Freundschaft, welche einen dem Virginier in besonderem Grade zugeschriebenen Charakterzug bezeichnet, um so unbedenklicher an, als es nicht meine Absicht war einen so ausgedehnten Gebrauch davon zu machen. So, nachdem ich einen Tag zu New-Bern zugebracht hatte, saß ich am nächsten Morgen im Sattel, mein Begleiter war ebenfalls bereit, und auf Nebenpfaden die in der geradesten Richtung führten, nahmen wir unsern Weg durch Wald und Feld, über Hügel und Thal, grad auf die Walker's Creek Berge zu. Der Weg hatte einige Punkte von ausgezeichneter Schönheit, besonders da wo wir dem Gebirge näher

kamen. Besonders fiel mir die herrliche Lage einer Besitzung auf, deren Herrenhaus auf einem kleinen Hügel lag, etwas tiefer zur Seite die Hütten der zahlreichen Neger, umher Felder und Wiesen, von Eichen- und Kastanienwald umgeben. Gegen die Berge hin erstreckte sich von hier aus ein parkartiges Land, auf dessen sonnigen Triften Schaafe gruppenweise da und dort im Schatten einzelner Eichen lagen.

Am Fuße der Bergkette kehrte mein Begleiter um, nachdem er mir noch die nöthige Erläuterung über die Fortsetzung meines Weges gegeben. Ein Pfad führte mich eine steile Bergseite hinauf. Auf dem Kalkstein lagen hier Sandsteinschichten, und mit ihnen verschwanden die Laubhölzer und ich befand mich in einem Kiefernwalde. Die Blüthen einer kleinen Iris, einer Polygala und eines schönen Cypripediums schmückten den Boden. Als der Pfad immer steiler wurde, stieg ich ab, sodaß ich nun stufenweise vom Dampfboot auf die Eisenbahn, von der Eisenbahn in den Postwagen, vom Postwagen auf das Pferd, und von diesem auf meine Füße gekommen war. Steiler noch ging der Weg auf der anderen Seite vom Kamme des Bergrückens hinab in ein waldiges Thal. Unter die Kiefern mischten sich hier, in kleinen Schluchten des Abfalles, dunkle Schierlingstannen mit Unterholz von Kalmien und Rhododendron, deren glänzende und dunkelgrüne Laubmassen, kleine Wasserfälle eines Baches mit tiefen Schatten deckend, Partien von unvergleichlicher Schönheit hervorbrachten. Unten traf ich Menschen die ein Stück Wald lichteten — weiße Arbeiter, kein Neger darunter. Die kleinen Bäume wurden ausge-

hauen, die großen, um Arbeit zu sparen, getödtet, indem rund um den Stamm ein Streifen Rinde abgelöst wurde. Es ist die allgemein gebräuchliche Methode. Das kleine Holz wird später, nachdem es dürr geworden, zusammengehäuft und verbrannt. Die todten Stämme läßt man stehen bis die Zeit sie mürbe macht und ein Wind sie niederstreckt, — und unterdessen geht zwischen diesen vegetabilischen Gerippen der Pflug vieler Frühlinge und wächst manche reiche Ernte von Mais, bis das Land von dem häßlichen Anblicke befreit ist.

Die Lage des Hauses im Walde welches das Ziel meiner Reise war, hatte einige Ungewißheiten. Ich verfehlte den Weg, verlor viele Zeit mit der Bemühung, Menschen zu finden die mich zurechtweisen könnten, sah endlich daß ich den Ort meiner Bestimmung vor Dunkelheit nicht mehr erreichen konnte, und entschloß mich in dem kleinen Städtchen Mechaniesburg, wohin mich endlich der Weg führte, zu übernachten. Dieser kleine Ort war kürzlich erst angelegt worden, und bestand erst aus einigen wenigen Gebäuden, aber, wie überall in den Vereinigten Staaten unter gleichen Verhältnissen, waren alle nothwendigen Bedürfnisse zu haben, und ich fand ein sehr gutes Unterkommen in einem der Häuser. In einem reinlichen Empfangzimmer, mit einfachem aber neuem Teppiche belegt, brannte als Schutz gegen die Abendkühle ein Kaminfeuer, und bald war im Speisezimmer der Thee mit Schinken, Eiern, Butter und den verschiedenen Arten kalten und warmen Brodes bereit die auf einem amerikanischen Tische niemals fehlen dürfen Als ich gegen die Frau des Hauses die treffliche Milch lobte

und dabei die Bemerkung machte ein Virginier habe mir gesagt: „Sie reisen nach einem Lande in welchem Milch und Honig fließt,“ ging sie hinaus und kehrte mit einem Teller voll Honig zurück, indem sie äußerte sie müsse Sorge tragen daß ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht sehe. —

Ich nahm am andern Morgen einen Führer, der mich nach einem Ritte von anderthalb Stunden an das Ziel meiner Reise brachte. Der Weg war durch ununterbrochenen Wald gegangen. Endlich, in einem Thälchen welches von einem klaren Bache durchflossen war, erschien eine Lichtung, und hier lag auf einem kleinen freien Raume die erste nothdürftige Wohnung des Herrn W., ein roh aufgebautes Blockhaus, an dessen Stelle jetzt wie ich höre bereits ein behagliches und gut eingerichtetes Gebäude mit ziemlich belebter Nachbarschaft getreten ist. Damals war es die oberste Ansiedlung in diesem Theile des Alleghany-Gebirges, und in der Nacht heulten noch die Wölfe um das Haus in welchem ich eine gastfreundschaftliche Aufnahme fand.

Es fehlte hier nicht an Land welches um billigen Preis zu haben war. Ich ritt am nächsten Morgen mit Herrn W. und Herrn S., welcher letztere einige Meilen entfernt sich einen ähnlichen Ansiedlungspunkt gewählt und Happy Valley, das glückliche Thälchen, genannt hatte, an dem Gebirgsbache hinauf, um eine passende Stelle für mich und meine Freunde zu suchen. Wald und Gebüsch wurden immer dichter. Kiefern und Eichen, mit verschiedenen anderen Bäumen, bildeten den ersteren, Dickichte von Rhododendron,

Kalmien und Ilex gruppenweise das Unterholz am Bache. Mehr als eine Stelle war hier, die sich in eine reizende Wohnstätte umwandeln ließ. Seitdem mag die Axt hier aber ohne Rücksicht auf die Schönheiten der Natur aufgeräumt haben. Reiche Kupferminen sind in der Nähe entdeckt und in Betrieb genommen worden, und eine unternehmende Bevölkerung ist hereingeströmt, welche schwerlich ein anderes Auge als das für den Gewinn mitgebracht hat. So sehr mich übrigens damals gerade die wilde Einsamkeit des kleinen Thales anzog, so gern würde ich den Proceß der Umwandlung in eine Stätte des thätigen und civilisirten Lebens, wenn auch nicht ganz ohne einige romantische Liebhabereien, mitgemacht haben. Für den Leser genügt die Thatsache daß es nicht geschehen ist, und sie muß ihn interessiren, denn wenn es geschehen wäre, würde wahrscheinlich meine Erzählung hier zu Ende sein.

So wild es damals noch hier aussah — denn um das Haus lagen die umgehauenen Stämme und in der Stube konnte der Schall der Holzaxt und das Krachen der stürzenden Bäume gehört werden, — und so roh die Wohnung und ihre Einrichtung noch war, so fehlte es nicht an einigen Luxusartikeln die den an ein anderes Leben gewöhnten Mann verriethen. Wenn wir von einem Streifzuge durch den Wald und über die Berge zurückkamen, saßen wir, bei einer Flasche Rheinwein und einer feinen Havana, plaudernd am Caminfeuer, welches des Abends noch sehr wünschenswerth erschien, so mild der Tag gewesen sein mochte. Die Eichen waren hier, an der südlichen Grenze Virginiens, um die Mitte des Monats Mai, noch ohne Blätter. Natürlich

war hier theilweise die Höhe über dem Meere Schuld der Verspätung.

Ich brachte hier mehrere Tage zu, während welcher auch bei den Nachbarn — einigen anglo-amerikanischen Ansiedlern — Besuche abgestattet wurden. Ich habe bei dieser Classe der amerikanischen Bevölkerung nie eine andere Erfahrung gemacht als daß man sich freute einen Fremden bei sich zu sehen, und mit einer großen Unwissenheit in Bezug auf die Welt eine eben so große Neugierde verband. Der gebildete Europäer begeht wie mir scheint bei der Beurtheilung dieser Volksclasse — ich meine die kleinen Farmer, selbst die Inhaber der äußersten Niederlassungen in der Wildniß, die sogenannten Hinterwäldler und Pioniere eines halbcivilisirten Lebens — gewöhnlich einen Irrthum, indem er sie nicht mit der entsprechenden Volksclasse der Heimath, unserem Bauernstande und Taglöhnerstande, sondern mit einer höheren Schicht der europäischen Gesellschaft vergleicht. Der Irrthum wiederholt sich in der Beurtheilung aller anderen Theile der unteren Volksschicht. Dieser Irrthum wird theils durch die Gleichförmigkeit der amerikanischen Sitten hervorgebracht, theils durch die Unfähigkeit des Fremden die dennoch bestehenden Unterschiede in Sprache und socialer Bildung wahrzunehmen. Wie groß auch der Unterschied in der Art die englische Sprache zu gebrauchen, in der Kleidung und in den häuslichen Einrichtungen zwischen den Kreisen der höheren Gesellschaft der großen amerikanischen Städte und dem Charakter sein mag den alles dieses in dem Blockhause des kleinen Farmers und Hinterwäldlers annimmt, er läßt sich auf keine Weise mit der

Kluft vergleichen die in allen diesen Dingen in Europa zwischen den Extremen der Gesellschaft liegt, und der fremde Neuling kann selbst von dem wirklich bestehenden Unterschiede, namentlich dem zwischen der gebildeten und ungebildeten Sprache, nur einen kleinen Theil wahrnehmen. Das schlechte Englisch des amerikanischen Hinterwäldlers und des roheren Theiles der Landbevölkerung und der arbeitenden Classen, ist nicht eine besondere Mundart, wie die Sprache dessen was wir „das Volk" nennen in den verschiedenen Provinzen Deutschlands und anderer europäischen Länder, — es ist nur eine ungebildete und fehlerhafte Redeweise. Die Kleidung hat nicht einen anderen Schnitt und andere Bestandtheile, ist mit Einem Worte nicht eine andere Tracht und Mode als die der gebildetsten Stände, sie ist nur aus gröberem Stoffe, und ihre abgetragenen Stellen, Flecken und Löcher entsprechen nur den Rohheiten und Fehlern der Sprache die auf keiner besonderen Grammatik beruhen. Die häuslichen Einrichtungen sind roher, unvollkommener, beschränkter, — sie beruhen aber nicht auf anderen Lebensbedürfnissen. Auch das Blockhaus — wenn nicht das erste, so doch das zweite, verbesserte, eines neuen Ansiedlers, welches dem ersten folgt sowie sich die Verhältnisse der Familie nur ein wenig günstig gestalten, — enthält sein Parlour und seinen Dining Room, d. h. sein Empfangzimmer und sein Speisezimmer, und auch in ihnen ist der Boden, sobald man nur irgend die Kosten bestreiten kann, mit einem Teppich belegt, wenn auch mit einem groben und wohlfeilen. Auch die Frau des armen Farmers ist die Dame ihres Hauses, präsidirt des Abends beim Thee,

und der Anstand bei Tische geht hier durch die nämlichen Höflichkeitsformen wie in der feineren Gesellschaft. Auch in diesen Sphären erwartet man in der Unterhaltung die höfliche Anrede des „Sir" und „Madam" zu hören, — eine Höflichkeit die der Amerikaner nicht nur gegen Menschen, sondern auch gegen Pferde und Hunde beobachtet. Kurz überall bestehen nur Unterschiede des Grades, nicht aber der Art. Ueberall bestehen Formen des Lebens in welchen der Europäer aus den roheren Volksclassen, oft selbst der aus dem Mittelstande, als ein vollkommener Flegel erscheint, und diese Formen, welche dem „Herrn Heulmaier" so wenig conveniren wie dem „Bürger Wühlhuber," welche aber nach meiner Ansicht ein sehr werthvolles sittliches Gut des amerikanischen Volkes ausmachen, leiten sehr oft das Urtheil des Fremden irre. Er findet Sitten die selbst in der unbeholfensten Form einen gewissen aristokratischen Charakter haben, und er kann sich daher nicht denken daß er es vielleicht mit einer Volksclasse zu thun hat die bei uns dem Bauern und dem Tagelöhner, dem Knecht und der Magd entspricht. Dies ist aber mit dem kleinen Farmer und dem Hinterwäldler wirklich der Fall. Und wenn man so für die Vergleichung den richtigen Standpunkt gewonnen hat, wird man finden daß sie in hohem Grade zu Gunsten des Amerikaners ausfällt.

Herr S., dessen Haus noch nicht gebaut, der aber bereits mit der Bestellung einiger Aecker beschäftigt war, wohnte einstweilen bei einem benachbarten anglo-amerikanischen Ansiedler eben der bezeichneten Classe, und ich stattete dort einen Besuch ab. Die Höflichkeit einer persönlichen

Vorstellung kann, unter welcher Art und Classe von Menschen man sich auch befinden mag, unter Anglo-Amerikanern niemals übergangen werden, und dieselben Formen gelten dabei von der Wohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten bis zum Lager der Fuhrleute und Viehtreiber einer Caravane auf dem Wege nach Santa Fe oder Chihuahua. Auch wird man bei der Einführung eines Fremden nie die einzelnen zum Vorschein kommenden Familienglieder übergehen — Formen eines civilisirten gesellschaftlichen Lebens an die in Deutschland in den entsprechenden Volksclassen Niemand denken würde. In der Familie waren hier zwei erwachsene Töchter, deren eigentliche geistige Bildung zwar nicht höher stehen mochte als die deutscher Bauernmädchen; aber welcher verschiedene Charakter in der Erscheinung! Es waren schlanke magere Figuren mit blassen feinen Gesichtern, die, so wenig sie wohl von der Welt jenseit dieser Winkel der Alleghanies wußten, nichts desto weniger, wenn auch mit noch sowenig Glanz, den allgemeinen Typus der amerikanischen Lady repräsentirten. In der Sphäre des weiblichen Geschlechtes, in welcher in Deutschland der Unterschied der Stände noch viel mehr hervortritt als in der des männlichen, ist in den Vereinigten Staaten, wenn ich nicht irre, dieser Unterschied noch viel geringer als in der letzteren.

Wir brachten die beiden Schwestern ohne große Mühe dazu, uns einige Liedchen zu singen, und so hörte ich denn, zur Begleitung einer Art von Cither, welche man Dulcimo nennt, in einem dünn durch die Nase getriebenen Tone, das unvermeidliche „Oh carry me back“ und andere beliebte

„Nigger songs“ oder Neger-Gesänge. Der Vater bemerkte, daß er solche weltliche Lieder nicht liebe, und daß, was ihn selbst betreffe, er nie etwas Anderes als Hymnen singe. Die Töchter schienen einen wesentlich anderen Geschmack zu haben, denn Herr S. sagte mir daß ihre Lieblingsliedchen zuweilen an das Leichtfertige grenzten. Er erzählte mir auch daß er den beiden Mädchen den Schattenriß eines weiblichen Kopfes gezeigt habe, mit dem Bemerken daß es das Portrait seiner in Deutschland lebenden Braut sei, worauf ihm erklärt wurde man könne nicht glauben daß er sich soweit vergessen werde eine Negerin zu heirathen.

Sechstes Kapitel.

Rückreise. — Salem. — Ein gefälliger Postmeister und Gastwirth. — Bottetourt College und wunderliche Disciplin. — Ein deutscher Virtuos. — Ein deutscher Clavierstimmer und die Blumensprache. — Methodistische Geistliche und schöne Frauen. — Grandezza auf einer Poststation. — Sklavin im Postwagen zu Markte geführt. — Entschuldigungen eines Reisegefährten. — Lynchburg. — Fahrt auf dem James River Canal. — Ein Reisegesellschafter in Ketten. — Niedrige Brücken. — Scenerie des Thales. — Richmond. — Deutsche Pennsylvanier der höheren Stände. — Sklaven als Fabrikarbeiter. — Sklavenmarkt und schmeichelhafte Landsmannschaft. — Veränderte Natur. — Rückkehr nach New-York.

Für meine Rückreise wählte ich die Poststraße über Salem nach Lynchburg, und von da die Fahrt den James River Canal hinab nach Richmond.

Salem, ein Städtchen welches damals 600 Einwohner hatte, liegt im Thale des oberen Roanoke, in einer der reizendsten Gegenden dieses Theiles von Nordamerika. Eine mit reichen Saatfeldern bedeckte Thalfläche ist von einem Kreise schön bewaldeter Berge umgeben. Wäldchen und Gruppen von Eichen, Tulpenbäumen, Robinien, Maulbeerbäumen und Catalpen, — Gebüsche von Sassafras, Papah und verschiedenen Sumach-Arten, stehen, von schwer belaubten Weinreben überhangen, an der Seite der Hügel oder in den Wiesen der Niederung. Als wir im Städtchen

die Postpferde wechselten, sagte ich dem Postmeister daß ich mich gern einige Tage hier aufhalten möchte, um die Schönheiten der Gegend genauer kennen zu lernen, daß ich aber meinen Platz bis Lynchburg bezahlt habe. „Das hat nichts zu sagen" — erwiderte er. „Bleiben Sie hier so lange es Ihnen gefällt, — Ihre Bezahlung soll immer für die Weiterreise gelten." Der Postmeister war zugleich Gastwirth, und der Leser möchte vielleicht hierin die Erklärung des Zuvorkommens suchen; der Mann würde mich aber, wenn ich einen so kleinlichen Verdacht gehabt hätte, sehr beschämt haben. Er erwies mir während der zwei Tage die ich hier zubrachte, jede mögliche Aufmerksamkeit. Er machte mich mit allen angeseheneren Männern des kleinen Ortes bekannt, indem er mich von Haus zu Haus führte. „Nun muß ich Ihnen aber auch in der That unsere Umgebung zeigen," sagte er am Morgen. Ein hübscher Wagen, mit zwei feurigen Pferden davor, stand nach dem Frühstücke vor der Thür. Wir stiegen ein, und er fuhr mich den ganzen Tag weit im Lande umher. Dann und wann begegnete uns auf der Straße ein Reiter — es wurde gehalten und die Ceremonie einer Vorstellung vollzogen: „General" (oder wie es sich treffen mochte) „ich habe das Vergnügen Ihnen Herrn F. vorzustellen, einen Herrn gerade von Europa, der sich unser Land ansieht" — und so ging es den ganzen Tag fort. Um Mittag hielten wir bei einer höheren Schulanstalt, Bottetourt College genannt, welche in einer einsamen Gegend in der Nähe einer Schwefelquelle liegt. Ich wurde von dem Director und den übrigen Lehrern mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und bewirthet. Die Schule,

welche aus einer Abtheilung für Knaben und einer anderen für Mädchen besteht, hatte Ferien. Man zeigte mir aber alle Einrichtungen und beantwortete bereitwillig alle meine Fragen. In Bezug auf das Verhältniß der männlichen und weiblichen Zöglinge war eine wunderliche Disciplin eingeführt. Sie dürfen, sagte man mir, nicht mit einander sprechen, und wenn zwischen einem Schüler und einer Schülerin ein Briefwechsel entdeckt wird, werden beide aus der Schule entfernt. Nach dem Mittagessen saßen wir im Schatten eines Baumes. Die Tabakspfeifen wurden gereicht, und ich mußte von der deutschen Revolution, von dem Leben in Paris, von den Bergen der Schweiz und von den Räuberbanden in Italien erzählen.

Im Gasthause fand ich zwei Deutsche, von denen Jeder auf seine Weise in dieser Gegend seinen Lebensunterhalt suchte. Der Eine war, wie er mir bekannte, vor Zeiten von einer bairischen Universität relegirt worden. Mit einer Geige unter dem Arme wanderte er durch Virginien und gab in kleinen Städten Concerte. Mein Wirth sprach von ihm als von einem großen Virtuosen. „Ich muß gestehen" — sagte er — „ich habe Paganini nicht gehört; ich kann aber nicht anders denken als daß Ihr Landsmann ihm sehr nahe kommen muß." Ich traf ihn zuerst unter den Säulen des Gasthauses, als ich von einem Spaziergange mit einem Bündel Pflanzen in der Hand zurückkam. „Sind Sie ein Botaniker?" — fragte er mich. „Ja" — war meine Antwort. „He is a botanist" — er ist ein Botaniker — sagte er, mich protegirend, zu den umherstehenden Amerikanern. „Können Sie auch lateinisch?" — fragte er weiter. „Na-

türlich" — erwiderte ich. „He knows Latin" — er kann lateinisch — erklärte er weiter, gegen die Umherstehenden gewendet. „Und griechisch auch?" — fuhr er fort zu fragen. „Auch griechisch" — sagte ich. „And Greek too" — und griechisch auch — belehrte er die Anwesenden. — Es sei zu bedauern, bemerkte mir seitwärts mein Wirth, daß dieser große Künstler soviel Branntwein trinke, und ich hatte nachher Ursache dieses Bedauern zu theilen. Er fing an mir durch Zudringlichkeit lästig zu werden. Er wollte an einem der Abende ein Concert geben, wozu schon Alles vorbereitet war. Als ich ihn aber mit einiger Kälte behandelte, fühlte er sich so sehr beleidigt daß er, halb deutsch halb englisch über Aristokraten schimpfend, seine Geige unter den Arm nahm und mit dem Stolze eines Künstlers den die Welt nicht zu würdigen weiß, zum Städtchen hinauswanderte. So hatte ich ganz unabsichtlich die Schuld daß die Einwohner Salems um den erwarteten Kunstgenuß kamen.

Der andere Landsmann hatte einen verwandten Beruf, den er aber in ganz anderem Geiste auffaßte. Er zog als Clavierstimmer von einem Städtchen und Landgute zum andern, wobei ihm Jugend, ein angenehmes Aeußere und ein poetisches Gemüth zu Hülfe kamen. Er sprach mit Wärme von liebenswürdigen jungen Damen, von Blumen die er empfangen und von dem zarten Sinne den diese Gaben gehabt, wobei er die allgemeine Bemerkung machte daß die Blumensprache in Virginien von großer Wichtigkeit sei.

Bei dem Mittagessen des zweiten Tages saß eine Anzahl junger, schwarz gekleideter, ernster und stiller Männer

am Tische, jeder mit einer eben so ernsten und stillen jungen Dame neben sich. Die wenigen Worte welche unter ihnen gewechselt wurden, waren nichts als ein leiser Hauch der Stimme, unvernehmbar für die meisten sterblichen Ohren. Es war eine Gesellschaft methodistischer Geistlicher, die zu Salem eine Synode hielten. Die Damen waren von auffallender und interessanter Schönheit. Am andern Ende der Tafel hatte sich neben dem Clavierstimmer ein deutscher Hausirer eingefunden, der mit lauter Stimme mir über den Tisch zurief: So, Se sain a Daitscher? — Wie glaiche Se das Land?" — d. h. wie gefällt Ihnen dies Land? —

Nachdem mir zwei Tage zu Salem in der That sehr angenehm verflossen waren, stieg ich, meinem Wirthe für alle seine Freundlichkeit dankend, in den vorbeikommenden Postwagen, und setzte die Reise fort. Die Straße führte durch schöne und interessante Gebirgspartien, in denen, zwischen Salem und Liberty, die blaue Bergkette überschritten wird. Auf einer einsamen Station am Fuße des Gebirges nahm die Reisegesellschaft ein Frühstück. Diese Frühstücksscene fiel mir als sehr charakteristisch auf. Mit stolzer Haltung machte die Frau des Hauses am oberen Ende der Tafel die Honneurs. Mit höflicher Kälte befragte sie den Einen von uns nach dem anderen um seine speciellen Wünsche in Bezug auf die Mischung der Tasse die sie ihm füllte. Mit vornehmer Ruhe und Langsamkeit wurde dies vollbracht und die Tasse dann einer Sklavin zur Weiterbeförderung übergeben. Zwei kleine Negermädchen, mit gewaltigen Bündeln von Pfauenfedern in der Hand, standen unterdessen, jedes auf einer Seite des Tisches, hinter unseren Stühlen, und

bewegten mechanisch wie ein Uhrwerk die Wedel über unseren Köpfen und über dem Tische, obschon die wenigen Fliegen im Saale von der Kälte des Morgens erstarrt an den Wänden saßen.

Auf einer der vorhergehenden Stationen war ein fein gekleideter Mann mit einer Negerin eingestiegen. Ich hatte während der Fahrt ein ziemlich lebhaftes Gespräch über alle möglichen Dinge mit ihm, und war so in nähere Bekanntschaft gekommen. Nachdem wir zu Lynchburg angelangt waren, erzählte er mir daß er mit der Sklavin hierher gereist sei um sie zu verkaufen. „Dies wird Sie," sagte er, „unangenehm berühren. Man thut so etwas auch nur wenn man muß, und ich thue es weil das Mädchen ein so widerspenstiger Charakter ist daß man sie in meiner Familie durch kein Mittel der Güte oder Strenge hat in Gehorsam halten können." Es mag sein daß der Mann die Wahrheit sprach, denn das Mädchen hatte eins der rohesten und plumpsten Negergesichter. Interessant aber blieb mir immer das moralische Gefühl welches den virginischen Herrn antrieb sich gegen einen Fremden zu entschuldigen. Dieser Entschuldigung folgte eine zweite, von sehr verschiedener Art. Während unserer Gespräche im Postwagen war es dem Herrn allmälig klar geworden daß mich die europäische Revolution aus dem Vaterlande getrieben. Er war aber auf eine falsche Spur gerathen, indem er mich für einen vertriebenen Aristokraten hielt und demnach für die europäische Aristokratie sammt unseren Fürsten eine ziemlich lebhafte Sympathie an den Tag legte. Für einen Virginier der die Verhältnisse des europäischen Continentes nicht kannte, war der Irrthum

verzeihlich. Als ich ihn aber über denselben aufklärte, war er plötzlich ein vortrefflicher Republikaner und Demokrat. „Es ist die Pflicht der Gastfreundschaft gegen einen Fremden der aus seinem Vaterlande verbannt in unser Land kommt," sagte er, „daß wir ihm unsere Sympathie zu erkennen geben und ihn gut aufnehmen, welcher Partei er auch zu Hause angehört haben mag. Wir sind hier Alle mit Leib und Seele Republikaner und Demokraten, — ich konnte aber nicht wissen welcher Partei Sie zu Hause angehört haben, und es war mein Wunsch Ihre Gefühle nicht zu verletzen."

Die kleine Stadt Lynchburg ist, in Folge ihrer Lage am oberen Ende des James River Canales, der von Richmond, wo die Schiffbarkeit des Flusses aufhört, etwa hundert Meilen lang bis hierher läuft, ein wichtiger Speditionsplatz. Der Ort, welcher eine sehr starke Neger- und Mulatten-Bevölkerung hat, machte auf mich einen widerlichen Eindruck, und man sagte mir daß es ein demoralisirtes Nest sei.

Die Fahrt den James River Canal herab gewährte hauptsächlich das Interesse schöner Naturscenen. Das Canal-Boot, an und für sich sehr schmal und niedrig, war durch Ueberfüllung mit Reisenden unbequem. In der Cajüte fand ich zu meinem Erstaunen unter der Reisegesellschaft einen Mann in Ketten. Es war ein Verbrecher der nach Richmond transportirt wurde, der aber während der Fahrt auf dem Canale sich selbst überlassen war, ganz gemüthlich ein rothes Sammet-Sopha einnahm, auf welches er sich und seine Kette legte, und um den sich von der Gesellschaft Niemand bekümmerte. Das Boot wurde von

Pferden gezogen die regelmäßig stationenweise gewechselt wurden. Der Canal hat zahlreiche Schleusen, welche einigen Aufenthalt verursachen. Im Uebrigen geht die Fahrt rascher als man erwarten sollte. Die Pferde laufen Trapp wie vor einem Postwagen. Zu den Unbequemlichkeiten der Fahrt gehören die vielen niedrigen Brücken unter denen das Boot hindurch läuft. Bei einer jeden müssen die auf dem Verdeck stehenden Personen sich bücken. Man hat hierauf beständig zu achten. Als ich mich einmal durch einen schönen Blick auf die Landschaft hinter uns verleiten ließ diese Vorsicht zu vergessen, wurde ich plötzlich durch einen furchtbaren Schlag gegen den Hinterkopf niedergestreckt. Zum Glücke war die Bewegung des Bootes sehr verlangsamt, da wir eben bei einer Schleuse ankamen, sonst würde mir vielleicht der Kopf zerschmettert worden sein.

Der Canal läuft in verschiedener Entfernung neben dem Flusse her. Dieser hatte damals — ich weiß nicht ob immer — ein trübes rothbraunes Wasser. Er hat ein starkes Gefälle, stellenweise einen wilden Lauf mit wirklichen Kataraktten. An seinem Ufer hin stehen zartblättrige Weiden, deren leichter Baumschlag flockig wie Wolle erscheint, und hohe Platanen, in welchen Weinreben bis zum Gipfel steigen und ihre Laubgehänge von da bis zum Boden herabsenken. Das Thal ist bald enger bald weiter. Mit kleinen Waldschluchten, deren Dickichte von Reben und Ranken durchschlungen sind, — mit Schuttmassen, von Brombeergesträuch und Sumachgebüsch überwachsen, mit Schiefer- und Chloritfelsen, von darüber rinnenden Quellen benetzt und von einer bunten Flora von Silenen, Lobelien,

Aquilejen und Spiräen geschmückt, — mit steilen Halden, vom dunklen Buschwerke und den röthlichweißen Blüthenmassen der Kalmien eingenommen — tritt der Fuß der nördlichen Thalwand zuweilen hart an den Canal, — zuweilen so hart daß Ranken und Reben, in denen Turteltauben flattern, bis über den Canal hangen, und die Blumen an den Felsen fast vom Verdecke des Bootes gepflückt werden könnten. Wie dieses sich fortbewegte, flogen hier und da wilde Enten auf, Wasserschlangen schwammen in raschen Windungen dem Ufer zu, und Schildkröten die sich gesonnt hatten tauchten plötzlich unter. Als die Nacht anbrach, erfüllte sich die Luft mit dem süßen Dufte blühender Robinien, und blitzende Leuchtwürmer, deren Licht nicht wie das unserer deutschen mild und stetig ist sondern in Unterbrechungen aufflammt, unterhielten in allen Richtungen ihr phantastisches Feuerwerk.

Ich muß gestehen daß diese mannichfachen und schönen Naturscenen mich verführt haben die menschlichen Ansiedlungen in diesem Thale fast ganz zu übersehen. Die Landgüter in dieser Gegend des Staates sollen zum Theile sehr werthvoll sein. Weder die unbedeutenden Oertchen aber, noch die einzelnen Häuser an denen wir vorbeikamen, waren im Stande mein besonderes Interesse zu erwecken. Nur ein schloßartiges Gebäude auf der Höhe des rechten Flußufers veranlaßte mich an einen Reisegefährten eine Frage zu richten, und ich erhielt zur Antwort daß die Besitzung zu der das Gebäude gehörte, eine der schönsten und großartigsten in Virginien sei, daß man ihren Werth auf eine halbe Million Dollars schätze, und daß das Gebäude allein

achtzigtausend gekostet habe. Ob diese Notizen richtig sind weiß ich nicht, und ist mir auch nicht sehr wichtig zu wissen gewesen.

Endlich war ich in Richmond, der Hauptstadt Virginiens, angekommen. Eine schönere Lage für eine kleine Stadt kann man sich schwerlich denken. Gerade da wo der James River plötzlich aufhört schiffbar zu sein, — so plötzlich daß Seeschiffe unmittelbar am Fuße wilder Stromschnellen liegen, in denen das kupferrothe Wasser des Flusses sich zwischen einer Menge kleiner grünbewachsener Felseninseln hindurchdrängt, — steigen die Gebäude der Stadt vom Flußufer einige durch Schluchten getheilte Hügel hinan. Die mittlere Höhe ist vom Capitole Virginiens, einem Gebäude in griechischem Stile eingenommen. Viele Privathäuser und andere Gebäude sind entweder wirklich geschmackvoll, oder sie bringen wenigstens in der Zusammenstellung des Ganzen eine schöne Gesammtwirkung hervor.

Ein hier lebender Deutscher, der mich durch seine freundschaftliche Aufnahme verpflichtet hat, machte mich mit einigen der ersten Männer der Stadt bekannt. Für einen der Abende erhielt ich eine Einladung zu einer eleganten Soirée, in der ich intelligente Männer, schöne Frauen und eine lebhafte Unterhaltung fand. Die Frau des Hauses war eine deutsche Pennsylvanierin von der alten Einwanderung. Die Verbindung einer feinen amerikanischen Bildung mit einem Ueberreste des deutschen Wesens machte einen liebenswürdigen Eindruck. Der deutschen Sprache aber wollte sie sich auch nicht in einem einzigen kleinen Satze bedienen,

da sie, wie sie sagte, nur das alte pennsylvanische Deutsch zu reden verstehe. Es erinnerte mich dies an die Zürcher und Berner Damen von 1833, die sich ebenfalls scheuten mit Deutschen deutsch zu reden. Weniger skrupulös war ein alter pennsylvanischer General in der Gesellschaft, welcher, um mir auf eine freundliche Weise entgegenzukommen und meine linguistische Neugierde zu befrieden, das ärgste Deutsch verübte, welches ich jemals von den Thälern am Monte Rosa bis zur Insel Helgoland vernommen. Natürlich bewegen sich die Deutsch-Pennsylvanier der höheren Stände schon längst ganz in dem geistigen Medium der englischen Sprache, und die pennsylvanisch-deutsche Mundart ist für sie nichts Anderes mehr als was für den jetzigen gebildeten Hamburger die Kenntniß des Plattdeutschen ist: ein romantischer Ueberrest populärer Sitte.

Herr S., der sich so gütig bemühte mir den Aufenthalt angenehm und lehrreich zu machen, führte mich in die Tabaksfabrik der Herren Grant und Comp., in welcher zweihundert Sklaven mit der Bereitung des Kautabaks beschäftigt waren. Diese Fabrik gehört zu den Merkwürdigkeiten Richmonds und ist als Beispiel für Sklavenarbeit im Fabrikwesen auch von anderen Reisenden erwähnt worden. Die Sklaven sind gemiethet. Sie werden von der Fabrik in Kost und Kleidung gehalten, und ihr Eigenthümer erhält (oder erhielt damals) für einen jeden von ihnen eine Bezahlung von 75 bis 125 Dollars pr. Jahr. Jeder muß täglich eine bestimmte Quantität Tabak verarbeiten, die mir auf 25 Pfd. angegeben wurde. Was der Arbeiter mehr leistet, wird ihm selbst besonders bezahlt, und der Ertrag

dieses freiwilligen Fleißes ist sein Eigenthum. Geschickte Arbeiter verdienen auf diese Weise wöchentlich 3 bis 4 Dollars nebenbei, eine Summe die meist auf Vergnügungen und bessere Kleider verwendet wird. Dies ist viel, aber ich sehe daß andere Reisende auf dieselbe Weise berichtet worden sind. Die mechanischen Einrichtungen der Fabrik waren, im Verhältniß zum gegenwärtigen Stande der Mechanik, sehr unvollkommen. Eine große Zahl unbeholfener Schraubenpressen, um den Tabak in die Tafeln zu drücken die seine verkäufliche Form bilden, machten einen großen Aufwand von Zeit und menschlicher Kraft nöthig. Eine solche Einrichtung könnte in einer der nördlichen Städte nicht bestehen.

Nach vielem Anderen was ich in meiner Erzählung übergehe, blieb mir noch Eins zu sehen übrig was zur wesentlichen Charakteristik dieser Stadt gehört: — ein Sklavenmarkt, mit anderen Worten eine Sklavenversteigerung. Herr S. begleitete mich nach einem der zahlreichen Locale wo diese vor sich gehen. Die verkäufliche Waare bestand in einem jungen Manne, einem jungen Weibe, und einer Frau mit zwei Kindern von fünf bis sieben Jahren. Von diesen wurde nur das junge Weib verkauft und für 590 Dollars zugeschlagen. Seit jener Zeit sind die Preise der Sklaven bedeutend gestiegen. Das ziemlich rohe Gesicht drückte bei diesem Vorgange eine gewisse innere Aufregung aus, — ob sie aber aus einem Gefühle der Demüthigung oder der Ungewißheit über den künftigen Herrn hervorging, kann ich nicht beurtheilen. Der junge Mann hatte früher eine Beschädigung am Arme erlitten die gut

geheilt worden war, von der aber noch Spuren gesehen werden konnten. Es schien ihn zu kränken daß dies seinen Werth, d. h. seinen Marktpreis, verringern sollte. Er machte daher mit dem Arme alle möglichen gewaltsamen Bewegungen, um zu zeigen daß keine nachtheilige Wirkung zurückgeblieben sei, während er mit einem prahlerischen Lachen seine Fähigkeiten und Kräfte herausstrich. Weder für ihn noch für die Frau mit den Kindern fand sich ein Käufer.

Ich beschränke mich hier auf die wenigen Beobachtungen welche ich bei dieser Gelegenheit machen konnte. Herr S. wollte mich nach andern ähnlichen Lokalen führen, ich lehnte es jedoch ab, da ich keinen wesentlichen Zweck dabei sah den mir unangenehmen Eindruck der Scene zu wiederholen*).

So interessant für die Sittengeschichte der Menschheit die einzelnen Charakterzüge sein mögen die in den verschiedenen Verhältnissen und Situationen des Systemes der Negersklaverei hervortreten, sie können keinen wesentlichen Einfluß auf die Beurtheilung des Institutes ausüben, der ich einige der folgenden Kapitel ausschließlich widmen will. Der wesentliche Charakter des Institutes ist der der unfrei-

---

*) William Chambers hat in seinen „Things as they are in America“ seine Beobachtungen auf den Sklavenmärkten Richmond's mitgetheilt. Ich kann den Leser welcher sich ein vollständiges und treues Bild machen will, auf diese Schilderung verweisen. Sie ist sowohl als besonderes Buch gedruckt, wie auch in Chambers' Journal, Oct. 1853 zu finden, und Olmsted hat in seinem trefflichen Buche „Our Seaboard Slave States. New-York, 1856“ Seite 31 bis 40, sie ebenfalls abgedruckt.

willigen Dienstbarkeit; welche Form diese im einzelnen Falle annimmt, ist von untergeordneter Wichtigkeit. Nur eine Erscheinung macht einen so beleidigenden Eindruck auf das moralische Gefühl daß sie das ganze Institut, wenn nicht seinem Wesen doch seiner Form und Ausbildung nach, auf eine abschreckende Weise charakterisirt. Ich meine den Verkauf in öffentlicher Versteigerung. Ich wünsche mich in meiner Beurtheilung der Dinge jeder Leidenschaft und Uebertreibung zu enthalten, und habe mich daher bei dieser Gelegenheit wohl erinnert, daß man aus der rohen Form eines menschlichen Verhältnisses nicht immer auf eine entsprechende Rohheit im Wesen der Sache schließen darf. Bei vielen Völkern die sogar schon eine gewisse Bildung haben, werden die Mädchen von ihren Vätern verkauft, und von denen die sie zum Weibe nehmen wollen gekauft, ohne daß deshalb den ersteren die elterliche Liebe, den letzteren die Gattenliebe unbekannt wäre. Aber, um diesen Vergleich fortzusetzen, der Orientale behandelt dieses Verhältniß nicht ganz schamlos. Die Versteigerung der Negersklaven in so gebildeten Städten, wie die unserer südlichen Staaten, läßt sich dagegen nur mit der Versteigerung der Unschuld junger Mädchen auf mexikanischen Badeörtern und Meßplätzen vergleichen*), wie überhaupt die Sklaverei in vielen Beziehungen mit der Prostitution verglichen werden kann. Auch die Prostitution spielt ihre unvermeidliche Rolle in der Culturgeschichte, und wie südliche Politiker die Frage auf-

*) Dies ist eine Thatsache. Zuverlässige Männer, welche zu Aguas Calientes selbst Zeugen des Vorganges gewesen sind, haben mich der vollen Wahrheit versichert.

werfen ob nicht die Sklaverei besser sei als das Proletariat der freien Arbeiter, so haben Staatsmänner verschiedener Länder und Zeiten behauptet die vom Staate autorisirte Prostitution sei besser als das Eindringen schlechter Sitten in die Familien. Den Neger vom Emporstreben zur Freiheit und sittlichen Selbstständigkeit abzuhalten indem man ihm zeigt daß er als Sklave besser genährt, gekleidet und versorgt sei als in der Stellung eines freien Arbeiters, ist eine ähnliche Moral wie einem armen Mädchen zu beweisen daß sie sich besser im Bordell befinde als im Kreise einer nothleidenden Familie.

Ehe wir das Auktionslokal verließen wurde mein Begleiter von einem hinzutretenden Herrn deutsch angeredet. Diesem folgte eine der üblichen formellen Vorstellungen, durch welche ich mit dem Landsmann bekannt gemacht wurde. „Herr F.," sagte mein Führer, um mich in das rechte Licht zu stellen, „ist ein deutscher Freiheitskämpfer." — „Herr M.," fügte er vor der Thüre hinzu, „ist einer unserer bedeutendsten Sklavenhändler."

Ich fragte nach der Stellung die ein Mann dieses Geschäftes in der Gesellschaft einnimmt. Er ist von der anständigen Gesellschaft ausgeschlossen. Auch hierin hat die Sklaverei Aehnlichkeit mit der Prostitution. Der Sklavenhändler ist die Kupplerin, die von Vielen benutzt und von Allen verachtet wird.

Am 31. Mai saß ich wieder im Eisenbahnwagen auf dem Wege nach New-York. Die Natur hatte unterdessen das Kleid des Sommers angelegt. Die Wälder standen dick belaubt; die Felder mit Saaten, die Wiesen mit Gras

und Blumen bedeckt. Aus den Gebüschen leuchteten die feuerrothen Blüthen der rankenden Bignonie.

Das Land durch welches zwischen Richmond und Washington die Eisenbahn läuft, gehört indessen zu den schlechtesten Theilen Virginiens. Ich konnte dies jetzt, bei fortgeschrittener Vegetation, erst gut beurtheilen. Felder deren Tragkraft fast gänzlich erschöpft zu sein schien, zeigten was ausgesogenes Tabaksland heißt.

Das nächste Kapitel wird mich auf diesen Gegenstand zurückbringen.

Siebentes Kapitel

Eine Landspeculation und zweite Reise nach Virginien. — Harper's Ferry. Great Valley of Virginia. — Warm Springs. — „Hundert Quadratmeilen des schönsten und fruchtbarsten Landes." — Mineralquellen in den Alleghanies. — Heiße Tage. — Landbau und Industrie in Virginien. — Zurückbleiben der Sklavenstaaten. — Einwanderung und Landreform in Virginien.

Wenn Jemand in den Vereinigten Staaten Land kaufen will, so fehlt es bald nicht an Anerbietungen. Solche kamen denn auch von Seiten des Agenten eines virginischen Landeigenthümers an mich und meine Freunde. Ein Strich von, ich weiß nicht mehr wie viel tausend Ackern, wurde uns unter so vortheilhaften Bedingungen angeboten daß, wenn auch nur der zehnte Theil davon anbaufähig gewesen wäre, wir nicht nur für uns selbst darauf überflüssigen Raum gefunden hätten, sondern auch noch an eine Menge anderer Ansiedler davon hätten abtreten und so eine ganze Colonie von Freunden hätten bilden können; denn es fehlte damals nicht an deutschen Ankömmlingen die im Vaterlande in mehr oder minder nahen Beziehungen gestanden, und die ein gleiches Schicksal auf ähnliche Absichten gebracht. Daß der Gedanke, auf diese Weise sich nicht nur eine eigne

Heimstätte zu gründen, sondern auch sich mit einer Nachbarschaft von Landsleuten und Freunden zu umgeben und so die Beschwerden und Entbehrungen eines Pionierlebens durch die Stütze und den geselligen Genuß einer befreundeten Umgebung zu mildern und zu versüßen, — daß dieser so natürlich scheinende Gedanke nur unter ganz ausnahmsweisen Bedingungen verwirklicht werden kann, und unter die „unpraktischen Ideen" gehört die der Europäer mit nach der neuen Welt bringt, war mir und meinen Freunden damals noch nicht klar. Ohne hier auf die einzelnen Gründe der Thatsache einzugehen, will ich nur die Bemerkung machen daß sie, im Großen und Allgemeinen betrachtet, zu den Erscheinungen gehört in denen sich der atomistische und expansive Geist des amerikanischen Lebens zu erkennen gibt, — eines Lebens welches einer elastischen Flüssigkeit zu vergleichen ist in der die abstoßende Kraft aller Theilchen die Oberhand über die anziehende hat, und in der sich alle hinzukommenden Stoffe zunächst auflösen müssen, ehe sie sich wieder in neuen Verbindungen krystallinisch ansetzen können.

Das an uns gekommene Anerbieten war verlockend. Es handelte sich um einen Landstrich von ungefähr hundert Quadratmeilen, der um einen Preis zwischen 5000 und 10,000 Dollars zu haben war! — Daß mit dem Lande irgend ein nachtheiliger Umstand verbunden sein mußte, war allerdings klar, — wer hätte sich aber nicht bewogen gefühlt ein so wohlfeiles Fürstenthum wenigstens in Augenschein zu nehmen? — So dachten wir. In Gesellschaft meines Freundes Z. machte ich mich daher zu Anfang des Monats Juli abermals auf den Weg nach Virginien.

Das Land lag in der Gegend von Warm Springs, einem kleinen Badeorte der Alleghanies, an den Quellen des James River. Wir nahmen unseren Weg von Baltimore über Harper's Ferry, wo der Potomac die Kette der blauen Berge durchbricht, gerade in das sogenannte große Thal von Virginien, dessen zahlreiche nordostwärts laufende Abflüsse dem letztgenannten Flusse den größten Theil seines Wassers liefern. Dieser Punkt gehört zu den wegen ihrer Naturschönheit berühmten Stellen der Vereinigten Staaten. Er läßt sich mit dem Durchbruche der Weser durch die Porta Westphalica oder dem Durchbruche der Elbe durch die böhmisch-sächsischen Gebirge vergleichen, obschon er an Interesse der sächsischen Schweiz bedeutend nachsteht. Immerhin verdient der Punkt von Dem gesehen zu werden, welcher in den Vereinigten Staaten nach romantischen Naturschönheiten sucht, und die Fahrt auf der Eisenbahn, die sich zwischen den bewaldeten Bergen und Hügeln des Engpasses hindurchwindet, gewährte uns eine Reihe schöner kleiner Ansichten in einer frischen Gebirgsnatur.

Das sogenannte große Thal von Virginien — the great valley of Virginia — begreift den Raum zwischen der östlichen und westlichen Kette der Alleghanies, oder, was das Nämliche sagt, zwischen den blauen Bergen und den Alleghanies im engeren Sinne. So begrenzt, hat der Raum eine Breite von vierzig bis fünfzig Meilen; allein man würde sich eine irrige Vorstellung machen, wenn man sich denselben als ein einziges weites Thal im strengeren Sinne des Wortes dächte. Denn nicht nur vereinigen sich die zahlreichen kleinen Flüsse dieses Landstriches keineswegs in einen ge-

meinsamen Abfluß, sondern er ist auch durch einige untergeordnete Berg- und Hügelreihen, die der allgemeinen Richtung des ganzen Systemes folgen, in seiner offenen Ausbreitung unterbrochen. Man muß das Land als ein wenn auch nicht sehr hoch erhobenes Plateau bezeichnen, durch dessen Oeffnungen und Ränder die Quellgewässer des Potomac, des James River, des Roanoke und des großen Kanawha abfließe, von denen die drei ersten dem hydrographischen Systeme des atlantischen Oceans, der letzte dem des mexikanischen Meerbusens angehört. Das Land bildet also ein Stück der Hauptwasserscheide des Continents. Es ist der schönste, oder wenigstens der am besten angebaute Theil Virginiens, und zu seinen Vorzügen gehört ein Klima welches auf der Ostseite Nordamerikas weder in Annehmlichkeit noch Gesundheit von einem anderen übertroffen wird. Der Boden ist im Ganzen vortrefflich, und wenn ich irgendwo in den Vereinigten Staaten auf dem Lande wohnen und Ackerbau treiben müßte, so würde, soweit die Natur zu entscheiden hätte, und abgesehen von Californien, das große Thal von Virginien zu den wenigen Gegenden gehören zwischen denen ich wählen würde. Allein das bessere Land ist hier mit wenigen Ausnahmen schon eingenommen und zum großen Theil in Cultur gesetzt, und die Preise sind schon verhältnißmäßig hoch. So durften wir denn auch von der Qualität des Bodens in dem uns angebotenen wohlfeilen Lande keine sanguinischen Hoffnungen hegen. Es konnte in der That nur ein wahrer Ausschuß, oder ein Strich in unzugänglicher Lage sein. Es zeigte sich daß es beides zugleich war.

Von Winchester, wo damals die Eisenbahn aufhörte, brachte uns der Postwagen nach Warm Springs. Hier waren wir an einen mit dem Verkaufe des Landes beauftragten Advocaten gewiesen. Dieser gab uns einen Führer, wir setzten uns zu Pferde, und ritten aus um dasselbe zu besehen. Es war ein heißer Ritt von fünfundzwanzig Meilen, der uns bis auf einen der steinigen und bewaldeten Rücken des Gebirges führte. Auf diesem hin mit den Abfällen zu beiden Seiten erstreckte sich, in einer Länge von zwanzig bis dreißig und einer Breite von vier bis fünf Meilen, unser Land. Da wo auf beiden Seiten am Fuße des Bergrückens das brauchbare Land anfing, hörte das was uns zum Kaufe angeboten war auf. Wo irgend jenes, einem Thälchen oder einer Vertiefung entlang, eine in das Gebirg laufende Ecke bildete, folgte, mit einigen wenigen Ausnahmen, dieser Ecke auch die Grenze. Kurz es zeigte sich daß wir die schönste Gelegenheit hatten um den billigsten Preis ein Stück des Alleghany Gebirges zu kaufen. Ich erinnere mich daß ich als kleiner Knabe den sehnlichen Wunsch hegte Eigenthümer eines Berges zu sein, und daß ich mir von meinem Vater den einzigen in der Nähe unseres Dorfes liegenden Berg schenken ließ. Hier konnte ich einen zehnmal so großen Berg wenigstens halb geschenkt bekommen. Aber die Interessen der Menschen ändern sich mit den Jahren, und die schöne Gelegenheit kam mir um vierzig Jahre zu spät.

So dachte wie es scheint auch mein Freund; wir kamen am Abend müd geritten wieder in Warm Springs an, und kehrten, den Rückweg über Washington nehmend, nach

New-York zurück. Der Ritt durch das Gebirg übrigens, war wenigstens genußreich gewesen, und ich hatte meine Kenntniß des Landes erweitert. Ein Plätzchen im Walde hat sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt. Durch eine in tiefe Schatten gehüllte Schlucht stürzte ein krystallheller Bach aus einem Felsenbecken in das andere. In dem weitesten und tiefsten derselben, um dessen Ränder das Rhododendron maximum mit seinen prachtvollen rosenrothen Blüthenbündeln prangte, kühlten wir uns durch ein Bad in dem kalten Wasser. Unter den Bäumen umher blühten Azaleen und Feuerlilien.

Warm Springs ist einer der zahlreichen kleinen Badeörter in den virginischen Alleghanies. Die meisten liegen in dem Raume zwischen den Quellen des James River, dem Green Brier River und dem Durchbruche des großen Kanawha. In dieser Gegend sind Warm Springs, Hot Springs, Allum Springs, White Sulphur Springs, Blue Sulphur Springs, Grey Sulphur Springs, Red Sulphur Springs, Sweet Sulphur Springs, Salt Sulphur Springs und andere Mineralquellen zu nennen. Die Quelle von Warm Springs zeichnet sich durch den reichen Gehalt an Stickstoffgas aus. Wir nahmen ein Bad, welches uns eine große Erleichterung gegen die Hitze des Tages gewährte, die damals hier, in dem zwischen Bergen eingeschlossenen Orte, sehr groß war, sodaß Badegäste aus Neu-Orleans sich darüber beklagten. Die Erleichterung aber wurde nicht durch die Kühle, sondern durch die noch höhere Temperatur des Wassers bewirkt, nach welcher uns die Luft für den Rest des Tages angenehm kühl erschien.

Ehe ich von Virginien Abschied nehme, muß ich über dieses Land, besonders mit Bezug auf deutsche Einwanderung, einige allgemeine Bemerkungen machen.

Die meiner Erzählung eingeflochtenen Naturschilderungen werden bei dem Leser ein günstiges Bild von dem Lande hervorgerufen haben, und nicht mit Unrecht. Ein großer Theil von Virginien ist von der Natur in hohem Grade und auf mannigfache Weise begünstigt, und wenn dies im Ganzen von dem untern Lande, vom östlichen Fuße der blauen Berge bis an das Meer, weniger gesagt werden kann, ja in diesem Striche die Natur durch den Menschen nicht nur nicht verbessert, sondern durch eine eben so rücksichtslose wie nachlässige Bearbeitung sogar verschlechtert worden ist, so hat theils die Erfahrung gezeigt daß der angerichtete Schaden verhältnißmäßig leicht wieder gut gemacht werden kann, wobei die dadurch veranlaßte Mühe und Ausgabe durch den Vortheil eines wohlfeilen Ankaufes aufgewogen wird, theils könnte man, wenn dies nicht wäre, mit Recht sagen daß der Einwanderer durch Nichts gezwungen sei sich gerade den schlechtesten Theil des Landes zur Heimath zu wählen. Die Gegenden des sogenannten „großen Thales," sowie die am östlichen Fuße der blauen Bergkette, sind, wie ich sie geschildert habe, fruchtbar schön und gesund. Einzelne Punkte haben mich hier an den Taunus, an Freiburg im Breisgau, an die Basler Landschaft mit den Ausläufern des Jura, und an andere der schönsten Stellen Deutschlands und der flachen Schweiz erinnert, während ein viel größerer Reichthum natürlicher Producte und Hilfsmittel, und ein schöneres Klima den Vorzug auf Seite Virginiens legen.

Der eigentliche Westen Virginiens, die Abdachung gegen den Ohio, ist mir nicht bekannt geworden, und ich will mich auf das beschränken was ich selbst gesehen habe. Nur soviel kann ich sagen, daß es auch diesem letzten Theile nicht an großen natürlichen Vorzügen fehlt.

Bei diesen Vorzügen ist demungeachtet Virginien in seinem Ackerbau, in fast allen Zweigen der Industrie, im Zuwachs seiner Bevölkerung, und in vielen anderen Dingen hinter Staaten zurückgeblieben die sich nicht dieser Begünstigung durch die Natur, oder wenigstens keiner größeren rühmen können. Vergleichen wir z. B., um dies für den Ackerbau klar zu machen, die beiden benachbarten Staaten Virginien und Pennsylvanien, welche in natürlichen Vortheilen ungefähr gleich stehen mögen. Virginien hatte 1790 eine Bevölkerung von 10,68 Menschen auf der Quadratmeile, Pennsylvanien nur von 9,28. Bis zum Jahre 1850 aber hat sich die pennsylvanische Bevölkerung auf 17,30, die virginische dagegen nur auf 13,72 auf der Quadratmeile erhöht, während die des Staates New-York in dem nämlichen Zeitraume von 7,56 auf 21,31 in die Höhe gegangen ist. Mit dieser langsameren Zunahme der virginischen Bevölkerung steht die relative Ausdehnung des cultivirten Landes und der Werth der Landgüter im Verhältniß. In Pennsylvanien kamen 1850 auf 8,626,619 Acker angebautes Land, — 6,294,728 unangebautes; — in Virginien aber auf 10,360,135 Acker angebautes, — 15,792,176 unangebautes, und der Gesammtwerth der cultivirten Landgüter betrug in Pennsylvanien 407,876,099, in Virginien aber nur 216,401,543 Dollars. In Penn=

sylvanien ist der mittlere Werth der Landgüter 25, in Virginien aber nur 8 Dollars pr. Acker. Man hat behauptet die mittlere Qualität des pennsylvanischen Landes sei etwas besser als die des virginischen. Der Unterschied kann nicht groß sein. Aber in New-Jersey ist der mittlere Werth der Landgüter 44 Dollars pr. Acker, und die mittlere Qualität des Bodens ist entschieden schlechter als in Virginien.

Solche Thatsachen werden von dem alten virginischen Stolze empfindlich gefühlt. Hören wir aber weiter, was virginische Blätter sagen:

„Virginien" — so kann man im Richmond Enquirer vom Jahre 1852 lesen — „hatte vor der Revolution, und bis zur Annahme der Bundesverfassung, ein größeres Vermögen und eine größere Bevölkerung als irgend ein anderer Staat der Union. Aber von diesem ersten Range ist Virginien herabgekommen bis auf die fünfte Stelle im Vermögen, und bis auf die vierte in der Bevölkerung und der politischen Macht. New-York, Pennsylvanien, Massachusetts und Ohio stehen über Virginien in erster Beziehung, und alle diese, außer Massachusetts, in letzterer. Wenn wir aber vollends finden daß die Bevölkerung der einzigen Stadt New-York mit ihrer Umgebung größer ist als die ganze freie Bevölkerung des östlichen und mittleren Virginiens, dann müssen wir die Stellung fühlen in die wir gekommen sind. Philadelphia allein hat eine Bevölkerung die um Vieles größer ist als die ganze freie Bevölkerung des östlichen Virginiens. Das Vermögen des kleinen Staates Massachusetts, der doch nicht im Stande wäre seine Bevölkerung

durch den Ertrag seines eignen Bodens zu ernähren, ist um mehr als 126 Millionen Dollars größer als das Vermögen Virginiens. New-York aber, ein Staat der bei Annahme der Bundesverfassung in seinem Vermögen und seiner politischen Macht so tief unter Massachusetts stand wie Massachusetts unter Virginien, hat jetzt ein Vermögen welches größer ist als das beider letzteren Staaten zusammengenommen. Während im Jahre 1850 das Gesammtvermögen des Staates New-York sich auf 1,080,309,216 Dollars belief, war das von Virginien nur 436,701,082 Dollars. Und doch ist der Mineralreichthum des Staates Virginien größer als der von New-York, — sein Klima und sein Boden sind besser, und das dahinter liegende Land könnte bei gleichen Verbindungsmitteln die nämlichen Vortheile gewähren".

Bei einer anderen Gelegenheit spricht das nämliche Blatt von den Vortheilen mit denen die Natur Virginien für die Industrie versehen hat: von seiner unerschöpflichen Wasserkraft, — von seinem Baumaterial, — von seinem schönen und gesunden Klima, seinem fruchtbaren Boden, seiner günstigen Lage für die Baumwollen-Industrie, — und von seinem nichts desto weniger unbestreitbaren Zurückbleiben. — „Die Steinkohlenlager Virginiens," sagt ein anderes Blatt — der Lynchburg Virginian — sind die ausgedehntesten in der Welt, die Kohle ist von den besten Eigenschaften. Virginiens Eisen ist unerschöpflich und von der vorzüglichsten Qualität. Der Staat hat reiche Erzlager von Kupfer und Blei. Und dennoch," fährt das Blatt fort, „hängen wir von Europa und unserem Norden ab für jede Elle Tuch, für jeden Rock und jeden Stiefel, für den

Hut den wir tragen, für die Axt und die Sense, den Kübel und den Eimer, — kurz für Alles was wir brauchen außer dem Brod und Fleische welches wir essen. Sollten wir jemals vom Norden getrennt werden — und Niemand kann wissen wie bald dies geschehen mag — wir wären im ganzen Süden nicht im Stande uns zu kleiden, — wir könnten unsere Bäume nicht fällen, unsere Aecker nicht pflügen, unsere Wiesen nicht mähen. Wir würden in einen Zustand gerathen, so niedrig daß man nicht daran denken mag. Und doch, mit allen diesen Thatsachen die uns in die Augen stieren, gehen wir vorwärts ohne sie sehen zu wollen."

Wenn die Bevölkerung eines Landes der es nicht an Stolz und Dünkel fehlt, solche Urtheile über sich selbst ausspricht, muß der Fremde überzeugt sein daß Etwas faul ist. In der That läßt sich das Gefühl des Zurückbleibens und einer gewissen Inferiorität in einigen sehr wesentlichen Dingen — ein Gefühl dessen sich die Bevölkerung Virginiens wie anderer Sklavenstaaten, trotz aller Selbsttäuschung und Arroganz, nicht erwehren kann, mit dem Bewußtsein des Verfalles vergleichen welches sich des mexikanischen Volkes, und man kann sagen der ganzen spanisch-amerikanischen Race bemächtigt hat. Auch im ganzen spanischen Amerika geht Selbsttäuschung und Arroganz neben dem unabweisbaren Gefühle der Inferiorität her, — auch dort verfinstert der Widerstreit in den dieses Gefühl mit ererbtem Dünkel tritt, das Urtheil, — verleitet die Quelle des Uebels am falschen Orte zu suchen, Heilmittel anzuwenden welche ohnmächtig sind oder das Uebel schlimmer machen, und glücklichere Concurrenten zu hassen und auf sie die Schuld des

Mißbehagens zu schieben. Wo aber die Schuld eigentlich sitzt, das will man sich hier so wenig wie dort eingestehen. Das Höchste zu dem man sich erhebt, ist daß man gegen ein Symptom der Krankheit operirt, statt diese selbst in ihrem innersten Grunde anzugreifen, der in den südlichen Staaten der Union die Sklaverei, in den spanisch-amerikanischen Ländern die Herrschaft der Geistlichkeit und des Militärs ist, in beiden — was damit zusammenhängt — der Mangel oder die ungenügende Entwickelung eines selbstthätigen Mittelstandes, dessen industrielle Sitten die Kraft und das Gedeihen der jetzigen civilisirten Welt bedingen, und dessen außerordentliches Ueberwiegen in den nördlichen Staaten der Union die ebenso außerordentliche Kraftquelle derselben ist. Diesem mächtigen Volkselemente fällt nach dem natürlichen Gange der Dinge die große Masse der Einwanderung zu. Virginien hat sich neuerdings große Mühe gegeben, von dem Strome derselben einen Arm in den Staat zu lenken. Allein es ist die große Frage ob man sich in Virginien klar macht daß wenn dies gelänge die Sklaverei weichen müßte, gerade wie in Mexico, wo man auch angefangen hat in der Einwanderung eine Rettung zu suchen, die Priesterherrschaft und die Militärdespotie würden weichen müssen. Eine starke Einwanderung läßt sich mit der Sklaverei nicht vereinigen, eine schwache läßt sich in den meisten Fällen zu dem Systeme verführen, oder durch seinen Einfluß auf andere Art demoralisiren, und es wird nichts damit verbessert, nicht einmal die Bevölkerungszahl, da für jeden Fremden einer nicht zahlreichen Einwanderung ein Virginier das Land verläßt um nach Texas oder einer anderen Gegend

des Westens zu gehen. Der Wunsch Land zu verkaufen um den Staat zu verlassen, hat vielleicht in Virginien einen weit größeren Antheil an den Bemühungen um Einwanderung, als das Bestreben den Zustand des Staates zu heben. Heruntergekommene Landeigenthümer sind es in Virginien hauptsächlich welche in Bezug auf die Einwanderung liberale Grundsätze haben. Die virginische Aristokratie dagegen denkt sicherlich anders. Sie ist klug genug um die Folgen einer starken Einwanderung vorauszusehen, und nicht uneigennützig und weise genug um diese Folgen zu wollen. „Die Sklaverei" — sagt sehr richtig ein New-Yorker Blatt — „macht zwar die Sklavenstaaten arm, aber nicht die Sklavenhalter. Sie macht Virginien arm, aber sie bereichert die Tylers, die Masons und die Smiths, welche Virginien regieren." Es ist nicht anzunehmen daß diese Classe einer zahlreichen Einwanderung günstig sein sollte. Wäre sie es theilweise dennoch, so könnte die Gunst nur einer Einwanderung gelten welche dem einen oder dem anderen Extreme der Gesellschaft angehört. Europäische Aristokraten und Capitalisten mag man vielleicht nicht ungern sehen, wenn man von ihnen nicht nur große Landankäufe oder industrielle Unternehmungen, sondern auch ein Anschließen an die Sklavenhalter-Interessen erwarten kann. Leider haben Deutsche die sich in Virginien angekauft diese Erwartung sogar übertroffen, indem sie sich in der Behandlung ihrer Sklaven durch Brutalität und Härte ausgezeichnet. Europäische Proletarier möchte man vielleicht auch nicht ungern sehen, um durch deren Arbeit in den Stand gesetzt zu sein die Neger schonen zu können, welche man hier für den Verkauf

nach den Baumwollenstaaten aufzieht — wenn nur weiße Proletarier in Sklavenstaaten mit Vortheil zu brauchen wären. Durch den Einfluß der Sklavenarbeit werden sie faul und nachlässig, während durch *ihren* Einfluß die Sklaven widerspenstig werden.

Einen wahrhaften und nachhaltigen Nutzen kann für Virginien nur die Einwanderung von kleinen Landwirthen und von Handwerkern haben, welche die Sitten freier Arbeit nicht nur mit sich bringen sondern auch festhalten. Sie verbessern wirklich den Zustand des Landes, indem sie eben so viel Sklavenarbeit verdrängen wie sie freie Arbeitskraft mit sich bringen; und durch den Erfolg ihres Fleißes, der vor Aller Augen liegt, führen sie zugleich den schlagendsten Beweis daß das bisherige Zurückbleiben des Staates seinen Grund nur in der Sklaverei hat. Und dies ist in der That, ganz abgesehen von den allgemeinen moralischen und socialen Nachtheilen der Sklaverei, nicht auffallend, wenn man weiß daß nach den sorgfältigsten Untersuchungen ein tüchtiger weißer Arbeiter, so lange er nicht durch das Beispiel der Sklavenarbeit selbst demoralisirt ist, im Durchschnitte die Arbeit von vier Sklaven verrichtet, daß ferner im Durchschnitte — Weiber, Kinder, Alte, Kranke und Gebrechliche eingerechnet — immer drei Sklaven gehalten werden müssen um die volle Arbeit eines Sklaven zu haben, sodaß also der Besitz von *zwölf Sklaven* nöthig ist, um die Leistung *eines einzigen* tüchtigen weißen Arbeiters zu ersetzen, sofern sie überhaupt ersetzt werden kann.

Ob man sich nun in Virginien der nothwendigen Folgen der Einwanderung einer arbeitenden weißen Bevölkerung

klar ist oder nicht, und ob Die welche sich deren klar sind sie wünschen oder nicht, — eine solche Einwanderung geht im Stillen vor sich. In die nördlichen Grafschaften des Staates dringt, hauptsächlich aus Pennsylvanien, eine Bevölkerung ein, welche meist deutschen Stammes ist, und welche durch ihren Fleiß, der sich mit Abneigung gegen die Sklaverei verbindet, dem Lande allmälig eine andere Gestalt gibt. Die Wirkung dieser Einwanderung wird durch folgende Zeugnisse in ein klares Licht gesetzt*).

„In Surrey, Prince George, Charles City und James — Grafschaften, welche am James River liegen und einen Boden haben der von Natur zu dem besten des Staates gehört, wozu noch die Vortheile einer Umgebung kommen die seit zweihundert Jahren in Cultur ist, beträgt der Durchschnittswerth der Landgüter nur 6 Dollars pr. Acker. Die Zahl der Sklaven verhält sich jetzt zu der weißen Bevölkerung wie 1 zu 1, 9.

„In Fairfax, einer Grafschaft die ebenfalls zu den am frühesten cultivirten Theilen des Staates gehört, hatte das Land vor zwanzig Jahren einen noch geringeren Werth als in den Grafschaften am James River, — jetzt ist sein Werth doppelt so hoch als in diesen. Vormals war die Sklavenbevölkerung der Grafschaft größer als die Zahl der Weißen,

*) Olmsted, Seaboard Slave States. — Diesem schon von mir erwähnten Buche, welches über die Wirkungen der Sklaverei ein ganz neues Licht verbreitet, sind die meisten in diesem Kapitel enthaltenen Anführungen entnommen. Die oben angegebenen Zahlen stützen sich auf den Census von 1850.

jetzt beträgt sie — in Folge von Auswanderung und Verkauf — nur noch die Hälfte der letzteren. An die Stelle der Sklaven ist eine andere Menschenclasse getreten. Die dadurch bewirkte Umwandlung wird in dem Berichte des Patent Office für 1852 auf folgende Weise geschildert:

„Die Grafschaft ist an vielen Stellen so gänzlich verwandelt, daß ein Reisender der sie seit zehn Jahren nicht gesehen, sie nicht wieder erkennen würde. Tausende und Tausende von Ackern Landes, welche früher mit Tabak bepflanzt, erschöpft, verlassen worden und verwildert waren, sind von Einwanderern aus dem Norden gekauft, in Parzellen getheilt und einem neuen Anbau unterworfen worden, und schöne Farmhäuser und Scheuern, von Feldern und Wiesen umgeben, erfreuen nun überall das Auge, wo vorher nichts als von Kiefern überwachsene Wildniß zu sehen war. Vor zehn Jahren noch betrachtete man es als eine zweifelhafte Frage, ob Fairfax Ländereien im Stande seien die Kosten des Anbaues zu tragen. Die Frage ist jetzt beantwortet, und in Folge der Beantwortung hat sich die Zahl der Schulhäuser und Kirchen verdoppelt."

Hiermit komme ich zum Schlusse und zur Nutzanwendung meiner allgemeinen Bemerkungen über Virginien.

Wer die sittliche Kraft oder die guten Gewohnheiten besitzt als Ansiedler in diesem Staate die eben geschilderte Rolle zu übernehmen — und deutsch-pennsylvanische Bauern haben es gethan — der gehe, wenn er sich getrieben fühlt, dahin. Er hilft sich selbst in der Geschichte dieses Welttheiles ein bleibendes Denkmal des Ruhmes gründen.

Andere, denen diese Eigenschaften fehlen, werden entweder die Zahl virginischer Sklavenhalter oder die des virginischen weißen Proletariats vermehren helfen, und um ihrer selbst wie um der übrigen Welt willen muß man wünschen daß sie es unterlassen.

Achtes Kapitel.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten als eine Frage der Ethik, der Politik und der Culturgeschichte. — Standpunkt der Beurtheilung

In dem Vorhergehenden bin ich durch verschiedene Veranlassungen auf die Sklaverei zu sprechen gekommen. Ich habe dieselbe in einem der letzten Kapitel mit der Prostitution verglichen, und könnte es bei diesem Urtheile bewenden lassen, wenn ich es nicht für nützlich hielte die inhaltschwere Frage einer tiefer gehenden Untersuchung zu unterwerfen. Ein Theil meiner Leser mag dies für eine überflüssige Beschäftigung halten. Manchem scheint vielleicht die Sache so einfach zu sein, das sittliche Bewußtsein unserer Zeit so vollständig darüber seinen Urtheilsspruch gethan zu haben, daß nichts zu sagen übrig bleibt. Ich bin anderer Meinung und denke daß meine Meinung sich im Folgenden rechtfertigen wird. Aber, kann ich im Voraus fragen, — wenn die Sache so einfach wäre, weshalb sind selbst die deutschen Bürger der Vereinigten Staaten, deren unmittelbares und praktisches Interesse an ihr so gering ist, deshalb bis zur heftigsten Polemik getheilt? Weshalb wird die Frage selbst in dem theoretischen Deutschland erörtert, wo man doch an

ihr gar kein praktisches Interesse zu nehmen veranlaßt sein kann? — Sind doch kürzlich Burmeister's Urtheile von anglo-amerikanischen Blättern zur Unterstützung gewisser Ansichten benutzt worden, und Vogt hat sich veranlaßt geglaubt gegen Agassiz zu polemisiren. — Zugleich muß es Denen welche die Frage theoretisch für entschieden halten, um so auffallender sein daß sie von ihrer praktischen Lösung noch so weit entfernt ist; und daß hier nicht nur die Republik ein ihrem Grundprincipe widersprechendes Institut, wie die Sklaverei, verfassungsmäßig in Schutz nimmt, sondern daß sogar die Partei in der Republik welche sich die demokratische nennt, es vorzugsweise ist von welcher die Interessen dieses Institutes vertreten werden, mag in Europa zum Theil schwer begreiflich sein. Endlich sind die politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten und des ganzen amerikanischen Staatensystemes in einer wichtigen Krisis begriffen, in deren Entscheidungen die Sklaverei das wichtigste Motiv ist, und die Interessen der alten Welt sind in unserer Zeit schon so sehr mit denen der neuen verflochten, daß die folgenden Kapitel auch dadurch auf beiden Seiten des atlantischen Meeres sich einige Beachtung versprechen dürfen.

Man kann die Frage der Negersklaverei mit Recht eine inhaltschwere nennen, denn sie vereinigt in einem Brennpunkte die wichtigsten Probleme der abstracten Ethik, der Culturgeschichte, der Ethnologie, und der positiven Politik. Während sie die Zukunft der Vereinigten Staaten und das Schicksal des amerikanischen Republikanismus überhaupt in sich schließt, enthält sie zugleich die schneidendste Gegenüberstellung der extremen Meinungen welche auch die politische

Welt Europa's bewegen, so daß der Gegenstand den Werth des lehrreichsten Stoffes für eine ethische Untersuchung erhält.

Für eine gewisse Bildungsstufe mag nichtsdestoweniger die Frage als eine höchst einfache erscheinen. Aber die Theorie der Freiheit erscheint nur denen so einfach welche sich niemals ernsthaft mit den Schwierigkeiten derselben beschäftigt haben. Die Behauptung daß man die Sklaverei aufheben müsse weil alle Menschen zur Freiheit geboren seien, verräth zwar eine edlere Gesinnung, dringt aber nicht tiefer in das Wesen der Sache ein als die Behauptung daß man irgend einen Neger mit Recht als Eigenthum besitze weil man ihn gekauft habe. So einfach ist weder das Für noch das Wider in dieser Frage.

Wenn die Vertheidiger der Freiheit und Menschenwürde in dieser Angelegenheit ihre Hauptstärke in den sogenannten „Principien“ gesucht haben, so ist dies in zwei Beziehungen ein Irrthum gewesen, denn nicht nur, was sich später ergeben wird, gehört Vieles was als Sache des Principes betrachtet, d. h. als kategorische Forderung der Gerechtigkeit und Sittlichkeit geltend gemacht wird, in das bloße Gebiet der Fragen politischer und ethischer Zweckmäßigkeit, sondern jenes Verfahren ist auch eine in ihren Wirkungen falsch berechnete Polemik gewesen*). Die Principien sind nicht

---

*) Zwei Schriften, welche neuerdings über den Gegenstand erschienen sind, werden nicht von diesem Tadel getroffen. Friedrich Kapp hat in seinem kleinen Buche „Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staten, Göttingen und New-York 1854,“ die Frage vom Standpunkte der politischen Interessen der nördlichen Staaten

die schärfste Waffe, mit der gegen mächtige Interessen der Wirklichkeit gekämpft werden kann. Selbst wo ein Princip schon anerkannt ist, läßt sich die Gesellschaft nicht bewegen consequent zu sein, sobald dies den überwiegenden Interessen der Situation des Augenblickes widersprechen würde. Darum kann auch nur ein ganz naiver Beurtheiler der Culturgeschichte es auffallend finden, daß gerade sich in der Republik das Institut der Sklaverei so hartnäckig behauptet. Wenn ein zur Herrschaft gelangter abstracter Grundsatz, wie der der politischen und socialen Gleichheit, gegen mächtige Interessen der Wirklichkeit verstößt, dann vereinigen sich alle diese Interessen, und machen sich in der Form einer großen Inconsequenz geltend, die als solche in das System aufgenommen wird, als ob sie zu ihm gehörte. Alle großen politischen und religiösen Systeme haben sich durch solche Inconsequenzen aus den Schwierigkeiten retten müssen, die ihnen durch den Conflict der Idee mit der Wirklichkeit erwuchsen. Die Wirklichkeit ist dabei nie der nachgebende Theil. Die Idee fährt zwar fort das ganze Sy-

---

historisch behandelt, und sich dabei der principiellen Declamationen und des fruchtlosen Moralisirens gänzlich enthalten, und Frederick Law Olmsted ist in seinem „A Journey in the Seaboard Slave States, New York 1856," ein wahres Muster für die positive und objective Behandlung einer sittlichen Streitfrage. Die letztgenannte Schrift beschäftigt sich mit der national-ökonomischen und socialen Seite des Gegenstandes auf eine so fruchtbare Weise, daß die darin zusammengebrachten Thatsachen einen wesentlichen und mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der ganzen Angelegenheit ausüben müssen. Beide Schriften sind Denen zu empfehlen, welche sich über die bezeichneten positiven Seiten der Frage unterrichten wollen.

stem zu beherrschen, aber die Herrschaft über einzelne Glieder desselben ist auf ein Regiment in partibus infidelium eingeschränkt.

Es ist die größte aller Täuschungen gewesen denen sich unsere Zeit hingegeben hat, der Idee eine unmittelbare und consequente Beherrschung der Wirklichkeit zuzuschreiben und von den Principien eine Umgestaltung der Thatsachen zu erwarten. Wie in Europa, so besteht auch in Amerika diese Täuschung, so wenig man auch erwarten sollte, in dem Realismus des amerikanischen Geistes auf eine solche Erscheinung des Idealismus zu stoßen. Diese Täuschung charakterisirt auf dieser Seite des atlantischen Meeres den abstracten Abolitionismus, der mit der Religion oder allgemeinen Grundsätzen der Moral gegen die Sklaverei auftritt, wie auf der anderen Seite den politischen und socialen Radikalismus überhaupt, welcher mit seiner idealistischen Freiheits-philosophie gegen die Monarchie und die ganze alte Gesellschaft zu Felde zieht. Sie hat ihre Quelle in einem positiven Irrthume in der Physiologie der Weltgeschichte, die in einem eben so positiven Geiste studirt sein will, wie die Physiologie des individuellen Lebensprocesses. Wer dieses Studium vorgenommen hat, dem ist es bekannt daß die Thatsachen der Wirklichkeit ihrer eignen Logik folgen, welche so gut anerkannt werden muß wie die des Gedankens, oder vielmehr, daß der Denkproceß nichts als eine Theilerscheinung des Processes der Entwickelung wirklicher historischer Zustände ist, und als Theilerscheinung nicht den ganzen Vorgang beherrschen kann.

Hiermit soll die Bedeutung der Idee in dem Processe

der Culturgeschichte nicht verkleinert werden. Wer könnte es verkennen daß die Idee eine der Mächte ist durch welche dieser Proceß in Bewegung gesetzt und in Bewegung gehalten wird. Wäre dies nicht der Fall, so würden von den Vertretern reeller Interessen und den Inhabern reeller Macht die Idealisten oder Ideologen, wie man sie nennen mag, nicht gehaßt sondern nur verlacht werden. Aber es gebührt der Idee nur der Rang einer secundären Macht, und ihr Einfluß ist nur eine modificirende Rückwirkung auf den Proceß aus welchem sie selbst hervorging. Die Idee ist nicht die Wurzel, sie ist die Blüthe der Cultur. Freilich wird die Blüthe Samen tragen; aber dieser Samen muß doch erst selbst wieder Wurzel treiben und den langsamen Gang des Vegetationsprocesses durchmachen, ehe von Neuem eine Blüthe erscheint. Die Idee — das heißt der dem Wesen der Dinge entsprechende Gedanke, welcher im menschlichen Geiste sich aus der Anschauung des historischen Processes entwickelt und mit diesem fortschreitet (indem durch den Wechsel der Erscheinung das sich gleich bleibende Wesen zur Erkenntniß kommt) — die Idee, in die Vorstellung übergegangen und vom Gefühle erfaßt, bildet das allen menschlichen Hoffnungen und Wünschen vorleuchtende Ideal; — zum leitenden Gedanken für bewußte und systematische Bestrebungen geworden, ist sie das sogenannte „Princip,“ von dem uns der Radicalismus so viel zu sprechen weiß. Und ganz gewiß kann es eben so wenig einen Politiker im höheren Sinne ohne Princip wie einen echten Dichter oder Künstler ohne Ideal geben. Daraus folgt aber nicht daß der eine sein Princip, der andere sein Ideal unmittelbar zu

verwirklichen hoffen dürfte. Der wahre Politiker wird sich so wenig mit einer solchen Hoffnung täuschen, wie der wahre Dichter und Künstler. Nur der unfähige Kopf kann sich damit täuschen, welcher, weil er weder der einen noch der anderen Leistung fähig ist, die praktische Darstellung der Idee im Staate mit der theoretischen Darstellung im philosophischen Systeme und mit der poetischen Darstellung im Gedichte und Bilde verwechselt. Die praktische Darstellung hat es mit den widerspenstigen Thatsachen der politischen und socialen Wirklichkeit zu thun, die gekannt, verstanden, benutzt oder hinweggeräumt werden müssen wenn ein Zweck erreicht werden soll. Diese verständige, ausdauernde, langwierige Arbeit ist der beste Theil von dem was der Mensch mit Bewußtsein zum Gange der Geschichte beitragen kann. Principien und Ideale müssen im Geiste dessen vorhanden sein welcher für sie wirken will; daraus aber folgt keinesweges daß man auch durch sie wirken könne, und am wenigsten daß es genug sei sie auszusprechen um sie zur Geltung und Darstellung zu bringen.

Daß ein Verhältniß absolut, und ohne Milderung des Urtheils, verdammt werden muß, welches einen Menschen zum Eigenthume des anderen macht, versteht sich von selbst, und unter Menschen die sich durch ihre Bildung über die Stufe der Brutalität erheben, kann darüber kein Streit sein. Unter allen Verhältnissen, welche man mindestens im physischen Sinne menschliche nennen kann, ist das bezeichnete das unsittlichste, und seine Unsittlichkeit ist so monströs daß es, wie der Cannibalismus, welcher seine consequenteste Form ist, aus dem Gebiete der menschlichen Beziehungen

vollkommen heraustritt. Diesem einfachen Urtheile des sittlichen Gefühles gegenüber, haben sich die extremsten Vertheidiger der Sklaverei das Ansehen gegeben als ob sie wirklich glaubten der Negerrace sei die menschliche Natur abzusprechen. Auf diese Weise schießen aber beide Parteien über das Ziel, denn weder beweist die gezwungene Dienstbarkeit und die Verkäuflichkeit der Sklaven daß sie Eigenthum im strengen rechtsphilosophischen Sinne seien, noch wird die menschliche Natur des Negers, wie tief sie auch herabgewürdigt werden mag, in der Theorie oder der politischen und socialen Praxis, im Ernste bestritten. Der Tscherkesse, welcher seine Tochter verkauft, — der deutsche Bauer welcher seinem Jungen eine Tracht Prügel gibt wenn dieser sich weigert eine Arbeit zu verrichten, — beide handeln nur einer niedern Bildungsstufe und den Bedürfnissen roher Verhältnisse gemäß, und sind weit davon entfernt zu glauben daß sie damit ihrer Kinder menschliche Natur in Frage ziehen oder ein Unrecht gegen dieselben begehen. In den Vereinigten Staaten beweist die Thatsache daß Mulatten erzeugt werden und erzeugt werden dürfen, daß unsere Sklavenhalter mindestens ihre Negerinnen für Menschen halten. Es ist nicht im politischen Ernste die Frage ob die menschliche Natur der Neger anerkannt oder nicht anerkannt werden soll, sondern es ist die Frage: welche bestimmten Rechte und Pflichten einer gewissen Menschenclasse, die sich durch wesentliche Racencharaktere unterscheidet, durch eine höhere Race und Classe angewiesen werden sollen, — oder bestimmter gesprochen: ob die gezwungene Dienstbarkeit einer untergeordneten Race fortdauern, sich über neue Gebiete

ausbreiten, ihre jetzige Form behalten soll, oder nicht. So auf ihren wahren thatsächlichen Sinn reducirt, verliert die Sklavenfrage den abstract moralischen oder religiösen Charakter den ihr der Abolitionismus beilegt, und der dieser humanen Bestrebung den für den klaren Denker unangenehmen sectirerischen Beigeschmack gibt*); — und, wie die Frage der Staatsformen, der Arbeit, der Stellung des weiblichen Geschlechtes, und andere welche fälschlich Principienfragen genannt werden, erscheint auch sie als das was sie ist, als eine Frage culturhistorischer Zweckmäßigkeit.

Ueberhaupt ist die Frage der Zweckmäßigkeit in diesem höheren Sinne eine wichtigere als die des Principes, und es ist nicht mit Unrecht daß die Welt Dem welcher durch zweckmäßiges Handeln etwas zur Ausführung bringt, mehr Ehre erweist als Dem welcher den ersten Gedanken dazu gehabt hat. Nicht nur gehört zum Erkennen des Zweckmäßigen und Ausführbaren und zur Handhabung der Mittel zu seiner wirklichen Ausführung mehr Verstand als zum Begreifen eines abstracten Lehrsatzes — wie wäre es sonst möglich daß in unserer Zeit jeder Dummkopf Principien hat — sondern das Princip muß auch in jedem praktischen Falle den Einschränkungen der Möglichkeit und den Rücksichten der Zweckmäßigkeit nachstehen.

Die Zweckmäßigkeit von welcher hier die Rede ist, soll jedoch, wie sich von selbst versteht, nicht die des gemeinen

*) Dies gilt auf gleiche Weise von der Temperenzfrage und der Sonntagsfrage, in welchen vornehmlich der sectirerische Charakter die Deutschen der Vereinigten Staaten abstößt.

Lebens mit seinen sich isolirenden Interessen, sondern die Zweckmäßigkeit in dem großen Ganzen der menschlichen Culturgeschichte sein. Die Zweckmäßigkeit in diesem Sinne ist das was nach Raum, Zeit und Umständen der jeweiligen Phase entspricht, welche die Cultur unter gegebenen Umständen zu durchlaufen hat, um in eine neue Phase übergehen zu können.

In diesem Sinne muß man den Muth haben gerad heraus zu sagen, daß vor den Erwägungen dieser höheren Zweckmäßigkeit weder der Freiheit noch der Gerechtigkeit ein absoluter Werth zukommt. Was eine tiefe religiöse Ueberzeugung geahnet hat, wenn sie sich den Glauben nicht erschüttern ließ, daß durch Gottes weise und gerechte Lenkung das Böse wie das Gute einem höchsten Plane dienstbar gemacht werde, — das drücken wir praktischer und verständlicher aus indem wir sagen, daß Freiheit und Gerechtigkeit *nur so weit* leitende Gedanken in der positiven Politik sein können, wie ihre Forderungen culturgemäß, d. h. vor dem Zusammenhange aller Culturbedingungen in Bezug auf einen bestimmten Fall zulässig sind. Die Entwickelungsbedürfnisse unseres Geschlechtes sind die bewegende Kraft in der Geschichte desselben, und Niemand kann es weiter bringen als daß er diese Bedürfnisse versteht, mit Bewußtsein ihnen dient, und sie zur höchsten Richtschnur seines politischen Handelns macht. Fragt man wer über diese höchste Zweckmäßigkeit, und also auch über Freiheit und Gerechtigkeit in letzter Instanz entscheiden soll, so gibt es nur *eine* Antwort darauf, obschon der gläubige Fromme ihr einen andern Ausdruck geben wird als der philosophische Denker.

Ob aber der erste sagt: „Das Gericht Gottes", oder der zweite sagt: „der historische Erfolg" — es ist eins und dasselbe. Der historische Erfolg hat von jeher über Recht und Unrecht in letzter Instanz entschieden und wird darüber entscheiden, und nur die Menschen sind befähigt im höheren Sinne zweckmäßig zu handeln, — nur die Menschen schwingen sich zum Range historischer Charaktere empor, welche dieses Urtheil der Geschichte im Voraus kennen, und darum auch für ihr eignes Handeln des Erfolges sicher sind. Dem letzten Urtheile gegenüber, welches die Weltgeschichte sich selbst vorbehalten hat, und nur von Zeit zu Zeit durch den tragischen Dichter und den wahren Geschichtschreiber den übrigen Menschen erklären läßt, sind die abstracten Forderungen des Radicalismus und sein „fiat justitia et pereat mundus" nichtig, und ihre Consequenz kann sich zur Narrheit verirren.

Ich weiß jedoch daß zwei von mir oben gebrauchte Ausdrücke hinreichen, um Vielen die Frage, auch in der minder anstößigen Form die ich ihr vindicirt habe, als entschieden erscheinen zu lassen. Ich habe von „gezwungener Dienstbarkeit" und einer „untergeordneten Race" gesprochen, und werde die Lehrsätze des Radicalismus, welche hiermit in Frage gezogen werden, einer Prüfung unterwerfen müssen, um meine späteren Urtheile zu begründen.

Das Dogma der Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aller Menschen, von welchem jede gezwungene Dienstleistung verworfen und das Dasein untergeordneter Racen geleugnet wird, ist der radicalste Ausdruck, zu dem es die Reformbestrebungen unserer Zeit gebracht haben. Jemehr aber dieses Dogma in der Welt des reinen Gedankens bedeuten mag,

desto weniger bedeutet es in der Welt der Wirklichkeit, in welcher unglücklicher Weise alle unsere politischen und socialen Uebel, also auch die der Sklaverei liegen. Untersuchen wir welche Bedeutung im Verhältniß zur Wirklichkeit das Dogma haben kann.

Thatsächlich ist es nicht wahr daß alle Menschen frei, alle Menschen gleich, alle Menschen Brüder seien. Auch im freiesten Lande gibt es nur wenige freie Menschen, — gleich ist kaum ein Mensch dem andern, sei es in physischer, in moralischer, in intellectueller, in politischer oder in ökonomischer Beziehung, — und selbst Brüder dem Blute nach sind selten zugleich Brüder im Geiste. Das Dogma kann also nur den Sinn einer sittlichen Forderung haben sollen: alle Menschen *sollen* frei, *sollen* gleich, *sollen* Brüder sein.

Indessen selbst die Richtigkeit dieser Forderung kann nicht eingeräumt werden. *Nicht* alle Menschen sollen frei, *nicht* alle Menschen sollen gleich, *nicht* alle Menschen sollen Brüder sein. Der Narr, der Verbrecher, der Taugenichts, der Wilde, sollen nicht frei sein, — der Vernünftige und der Unvernünftige, der Mann von Geist und Bildung und der Dumme und Rohe, sollen nicht die gleiche gesellschaftliche Stellung haben, — und zwischen edler Gesinnung und Gemeinheit soll keine Brüderschaft bestehen.

Und dem *Nichtsollen* muß man auch noch das *Nichtkönnen* hinzufügen. Nicht alle Menschen können frei, nicht alle Menschen können gleich, nicht alle Menschen können Brüder sein. Unerwachsene Kinder z. B. können icht frei sein, und können mit ihren Eltern nicht im Ver-

hältniß der Gleichheit und Brüderschaft stehen, und wenn gewisse Anthropologen Recht haben sollten, welche einzelnen Menschenracen die höhere Culturfähigkeit absprechen, würde es sich mit diesen unmündigen Racen verhalten wie mit den Kindern.

In beiden Beziehungen wird durch das Dogma von den Menschen verlangt daß sie etwas sein sollen was sie nicht sind, während doch, im tieferen Sinne, das Sollen einzig aus dem Sein hergeleitet werden kann.

Ich weiß mit welcher Macht der Radicalismus gegen dieses letzte Urtheil protestiren wird. „Es gibt eine Idee des Seins," wird er sagen, „dem dieses selbst, wie es ist, nicht entsprechen mag, dem es aber entsprechend gemacht werden soll. Aus diesem Grunde soll es in der Welt anders werden!" —

Gewiß wäre dies in vielen Beziehungen höchst wünschenswerth. — Auch wird es in der Welt mit jedem Tage anders als es am vorhergehenden war, und man muß zugleich einem Jeden gestatten zu diesem täglichen Anderswerden nach Ansichten und Kräften beizutragen. Aber die Möglichkeit dessen was erreicht werden kann, wird doppelt eingeschränkt sein: durch die Natur dessen was verändert werden soll, und durch die Natur der Kräfte welche die Veränderung bewirken müssen. Beides kann nicht über sich selbst hinausgebracht werden; und so bleibt aus doppelten Gründen das Kommende an das Vorhergehende gebunden und das Mögliche in die Grenzen der menschlichen Natur gebannt. Diese ist es welche verändert werden soll, und sie ist es zugleich durch welche die Veränderung vor sich gehen

soll. Was also auch in der Welt anders werden mag, die Veränderung kann nie auf einem anderen Wege als dem der Entwickelung vor sich gehen; denn Entwickelung ist Veränderung durch sich selbst — Variation eines Themas, in welcher dessen innerer Gehalt zu Tage kommt. Ein solcher Proceß der Entwickelung ist aber das Dasein überhaupt. Entwickelung — unendlich fortschreitende Variation eines Thema's — ist die Form des Daseins. Das Anderswerden wartet also nicht auf den Radicalismus, und dieser hat mit seiner kategorischen Forderung nichts Apartes für sich. Er bringt es nicht weiter als jede andere Meinung, — dahin nämlich, eine der tausend Triebfedern zu sein, aus denen sich der große Entwickelungsproceß der Culturgeschichte in seinen Anstößen zusammensetzt. Wo er den archimedischen Standpunkt außerhalb der Geschichte gefunden zu haben glaubt, gleicht er dem Manne der sich am eignen Zopfe aus dem Sumpfe zu ziehen sucht. Die Welt ist zu jeder Zeit was sie sein kann, wird zu jeder Zeit was sie werden kann, gebiert zu jeder Zeit was zur Geburt reif ist, unbedachtes Geschwätz und erfolglose Unternehmungen inbegriffen.

So führt sich also das Dogma der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft in seinem einzig vernünftigen Sinne auf die Behauptung zurück, daß der natürliche Entwickelungsgang des Geschlechtes eine immer größere Zahl von Menschen zur Freiheit befähige, zu gleichem Range mit den Besten berechtige, und der Brüderschaft mit den Guten würdig mache.

Edle Menschen hegen die Ueberzeugung daß diese Annäherung an ein ideales Ziel den eigentlichen Inhalt der

Geschichte der Menschheit ausmacht, — sind stolz darauf sich in diesem Sinne an der Weltgeschichte zu betheiligen, und freuen sich jedes Schrittes welcher von unserem Geschlechte in dieser Richtung gethan wird. In diesem Sinne werden sie auch die Sklaverei beurtheilen. Sie werden sich aber nicht mit der Erwartung täuschen daß einige allgemeine Lehrsätze und Maßregeln die Stelle kommender Jahrtausende vertreten können. Es mag sein daß es immer von Zeit zu Zeit Menschen geben muß, die sich diese Täuschung nicht nehmen lassen, und die aus der Blindheit derselben die einzige Kraft ihres Handelns schöpfen. Die Erfahrung zeigt aber daß ein solches Handeln zwar keineswegs wirkungslos ist, aber fast nie die beabsichtigte Wirkung zur Folge hat. Nur wer Revolutionen als Naturprocesse betrachtet, kann aus der Beschaffenheit und dem Maße der wirkenden Kräfte — unter denen Meinungen und Absichten nie die mächtigsten sind — einen annähernden Schluß auf ihr Resultat ziehen, und mag dann vielleicht der Täuschung entgehen, etwas Anderes hervorbringen zu helfen als was er hervorbringen will. Die Zahl solcher Beurtheiler wird aber vielleicht in den amerikanischen Verhältnissen eben so klein sein wie sie in den europäischen Verhältnissen von 1848 und 1849 gewesen ist.

Neuntes Kapitel.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten als eine Frage der Ethik, der Politik und der Culturgeschichte. Fortsetzung: Zwangsarbeit. — Active und passive Racen.

Nachdem ich im vorigen Kapitel die Frage auf ihren wahren thatsächlichen Gehalt reducirt und für ihre Beurtheilung die leitenden Grundsätze entwickelt habe, will ich sie zunächst in Bezug auf die Nothwendigkeit und Zulässigkeit erzwungener Arbeit, an sich wie unter gewissen geographischen und historischen Bedingungen, in's Auge fassen.

Für das Menschengeschlecht im Ganzen ist alle Arbeit Zwangsarbeit, denn das unerbittliche Bedürfniß läßt keine Wahl und erzwingt unsere geistigen und physischen Anstrengungen. Gearbeitet also muß werden, und es kann sich nur fragen, welcher Antheil an dieser gemeinsamen Arbeit des Geschlechts billiger und zweckmäßiger Weise auf einzelne Individuen oder Classen von Individuen fallen soll.

Es unterliegt keinem Zweifel daß es am Zweckmäßigsten und Erfolgreichsten ist, die Entscheidung dieser Frage dem freien Ermessen der Individuen und dem Einflusse der dadurch gebildeten Verhältnisse zu überlassen, sofern ein Ge-

meinwesen seiner Mehrzahl nach aus Menschen von einem gewissen Grade der vernünftigen Selbstbestimmung besteht. Freie Arbeit wird in einem solchen Gemeinwesen das sittlich angemessene und das ökonomisch vortheilhafteste System sein; allein wo immer in einem solchen Ganzen die vernünftige Selbstbestimmung nicht vorhanden ist oder nicht vorausgesetzt werden kann, wird auch das System eine Ausnahme erleiden müssen. So müssen unsere Kinder, wir mögen sie noch so früh emancipiren, doch eine Zeit durchmachen in welcher sie zu nützlicher Thätigkeit nöthigenfalls gezwungen werden. In den ärmeren Volksclassen wird hieraus eine wirkliche Zwangsarbeit, denn wer zweifelt daran daß z. B. ein deutscher Bauernjunge von seinem Vater Prügel erhalten würde wenn er sich weigern wollte zu arbeiten? — Menschen die aus Trägheit der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen, und gefangene Verbrecher von denen man billiger Weise eine nützliche Thätigkeit verlangen kann, sind weitere Beispiele für eine wohl kaum von Jemand bestrittene Nothwendigkeit oder wenigstens Zweckmäßigkeit erzwungener Arbeit.

Aber nicht nur in Bezug auf Individuen und Classen von Individuen, auch in Bezug auf gewisse Berufsarten sehen wir, daß selbst Staaten welche das System der freien Arbeit anerkennen, davon abweichen müssen; denn was ist die Dienstpflicht unserer Soldaten anderes als eine Zwangsarbeit, — man müßte denn einwenden daß sie noch häufiger ein erzwungener Müßiggang sei? — Wo die vernünftige Selbstbestimmung des Individuums nicht gebraucht werden kann, ist die nämliche Abweichung von dem Systeme

nöthig, wie da wo diese Selbstbestimmung nicht vorhanden ist.

Indem ich diese Praxis der Zwangsarbeit in der Erziehung, der Armenpflege, der Strafrechtspflege und im Kriegswesen civilisirter Länder als unverwerflich gelten lasse, stelle ich mich auf den Standpunkt des allgemeinen und natürlichen Urtheiles über Recht und Unrecht in solchen Ländern. Von diesem Urtheile wird die Zwangsarbeit in gewissen Sphären des Lebens für nothwendig erkannt und gebilligt, und sieht man genauer zu, welches ökonomisch-sittliche Urtheil der Praxis eigentlich zum Grunde liegt, so ist es dieses: alle im Interesse der Cultur nothwendige Arbeit, wenn sie nicht freiwillig gethan wird, muß erzwungen werden. Die Ethik hat gegen diesen Satz nichts einzuwenden, und die Frage ist nur, wer die Arbeit verrichten, gegen wen der Zwang ausgeübt werden soll.

Die socialistischen Schulen, weit entfernt die Zwangsarbeit ganz abschaffen zu wollen, haben sich vielmehr fast sämmtlich damit beschäftigt eine gesellschaftliche Organisation zu finden durch welche sie allgemein gemacht werden könne. In Amerika indessen ist, als Umschlagen eines Extremes in das entgegengesetzte, und als consequenteste Ausbildung des rücksichtslosen Individualismus auf welchen sich das Leben in den Vereinigten Staaten gründet, allerdings eine socialistische Schule aufgetaucht, die selbst den Zwang der Eltern gegen ihre Kinder verwirft. Aber Herr Josiah Warren, von dem ich in einem früheren Kapitel erzählt habe wie er sein achtjähriges Töchterchen emancipirte, ist zugleich der Gründer der Colonie M o d e r n T i m e s auf Long Island,

in welcher Anweisungen auf Arbeit als Ersatz des Geldes eingeführt wurden. Wie sollen nun bei einer solchen Einrichtung am Ende Schulden eingetrieben werden, wenn etwa ein leichtsinniger Mensch seinen Arbeitscredit gemißbraucht haben sollte? — Soll, um dies zu vermeiden, der ökonomische Verkehr unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden? — Dies wäre schon die Einführung der Zwangsarbeit, denn der Aufseher würde sagen müssen: „lieber Bruder dein Arbeitscredit ist erschöpft, jetzt muß abgearbeitet werden!“ — Würde aber eine solche Aufsicht versäumt, so könnte es geschehen daß ein Taugenichts im Voraus über die Arbeit seines ganzen Lebens verfügte. Wie sollten die Forderungen seiner Gläubiger anders befriedigt werden als dadurch, daß der Fallite auf Lebenszeit zu Zwangsarbeit verurtheilt würde? — Um Werthe in der Gesellschaft beweglich zu machen, würden die Arbeitsbons in derselben circuliren wie Banknoten, und indem ein Mensch alle von einem anderen ausgegebenen Arbeitsbons an sich brächte, würde er die ganze Lebensarbeit des letzteren und damit diesen selbst in seine Gewalt bekommen. Da aber eine so organisirte Secte in ihrem Verkehre mit der übrigen Welt außer mit Producten nur mit Arbeit bezahlen könnte, so würde der Export von Peonen*) wenn nicht gar von Sklaven die unvermeid-

*) Ein Peone ist bekanntlich in den spanisch-amerikanischen Colonien und jetzigen Republiken ein zahlungsunfähiger Schuldner der verpflichtet ist seine Schuld im Dienste seines Gläubigers abzuarbeiten. Das Verhältniß hat zweierlei wodurch es an die Negersklaverei erinnert. Erstlich kann der Anspruch des Gläubigers — jedoch, soviel ich weiß, nicht ohne Zustimmung des Schuldners —

liche Folge des Systemes sein. Es würde diesem Resultate nichts als die Vererbung der Schuld fehlen, um es der wirklichen Sklaverei ganz nahe zu bringen.

übertragen werden, welche Praxis nicht selten als ein Kauf des Peonen bezeichnet wird, und zweitens wird diese Art des Schuldentriebes, wenn nicht dem Gesetze so doch dem Rechtsbrauche nach, nur gegen die untersten Classen, das Proletariat der spanisch-amerikanischen Länder angewandt, welches mit wenigen Ausnahmen den farbigen, hauptsächlich den gemischten Racen angehört. Indem diese sich durch ihren Leichtsinn und den geringen Werth welchen sie auf bürgerliche Unabhängigkeit legen, immer neu in Dienstbarkeit verwickeln, nimmt das Verhältniß in manchen Gegenden fast die Form einer Racendienstbarkeit an. Was die Uebertragbarkeit der Dienstansprüche betrifft, so ist besonders der Fall häufig, daß mehrere Gläubiger an einen zahlungsunfähigen Schuldner Ansprüche haben, und daß einer von ihnen die anderen ausbezahlt um sich die alleinigen Ansprüche auf die Arbeit des Peonen zu erwerben. Das Verhältniß ist, soweit ich es beobachten konnte, viel weniger hart als es geschildert worden ist. Der Maßstab nach welchem die Arbeit des Peonen zur Abtragung seiner Schuld in Rechnung gebracht wird, unterliegt, im Falle deshalb eine Differenz entsteht, der Bestimmung des Richters, und ein bestimmter Theil des Lohnes muß auch dem Peonen, mit besonderer Berücksichtigung seiner Familienverhältnisse, ausgezahlt werden. Wie man mir in Mexico sagte, soll der Peone zu keiner Arbeit gezwungen werden können die außer seiner bis dahin betriebenen Berufsart liegt. Ein Disciplinarrecht des Herrn gegen den Peonen besteht nicht, wenigstens nicht in Mexico. Ein Herr welcher seinen Peonen schlägt, setzt sich einer hohen Geldstrafe aus, und wenn in den Sklavenstaaten der Union Gesetz und Gerichtshof dem herrschenden Geiste gemäß Partei für den Herrn gegen den Sklaven nehmen, so findet, soweit ich in Mexico das Peonenwesen beobachten konnte, hier das Gegentheil statt. Der Richter ist in den meisten Fällen auf Seite des Proletariers. — Vor Allem aber ist das Peonenverhältniß nicht erblich. —

Alle im Interesse der Cultur nothwendige Arbeit, wenn sie nicht freiwillig gethan wird, muß erzwungen werden. So ist es und so wird es sein, so lange es Geschäfte gibt für die sich keine freien Arbeiter finden, und so lange es auf der andern Seite Menschen gibt welche nicht freiwillig oder aus eigner Kraft ihre culturhistorische Aufgabe erfüllen.

Fassen wir in dieser Beziehung die großen Verhältnisse der Völker und Racen ins Auge, um die es sich in dieser Frage handelt, so werden wir zunächst auf die Thatsache geführt daß zwischen den natürlichen Racen-Anlagen und dem was ich die Territorial-Interessen der Cultur nennen möchte, gewisse wichtige Beziehungen existiren, durch welche sich zum Theil auf unvermeidliche Weise das Schicksal der Racen und Völker bestimmt. Jede Erscheinung des menschlichen Lebens, auch die geistigste, braucht einen Raum auf welchem sie sich darstellt, und kann sich deshalb gewissen geographischen Bedingungen nicht entziehen, deren Bedeutung von den tiefsten Denkern hervorgehoben worden ist. Poesie und Philosophie, Kunst und Wissenschaft, Religion und Politik, Sitte und industrielle Thätigkeit — sind dem Einflusse dieser Bedingungen unterworfen, und die ganze menschliche Cultur erhält dadurch eine geographische Grundlage. Damit aber daß diese Grundlage existirt, entstehen für alle Bestrebungen der Cultur jene Territorial-Interessen. Die Cultur in einer ihrer Entwickelungsphasen verlangt daß dieses oder jenes Geschäft verrichtet werde; sie braucht dazu dieses oder jenes Land von einer gewissen Lage, mit einem gewissen Klima und einer gewissen Beschaffenheit des Bodens und der natürlichen Erzeugnisse; sie braucht in diesem Lande

zur Verrichtung dieses Geschäftes diese oder jene Race, dieses oder jenes Volk, — und die Geschichte verfügt es so daß diese Forderungen erfüllt werden, allen Protestationen der Moralisten zum Trotze, welche die Nothwendigkeit von allem dem nicht einsehen können. Die Cultur ist aber in der That eine solidarische Angelegenheit unseres Geschlechtes, und die einzige solidarische Angelegenheit desselben. Ihren Interessen gegenüber gilt keine Rücksicht auf irgend ein aus der großen Verbindung herausgerissenes Verhältniß, wie wichtig es auch, wie z. B. die politische Unabhängigkeit der Völker nach ihren Nationalitäten, einem provinziellen Bewußtsein erscheinen mag. Ja dieses provinzielle Bewußtsein selbst ist eins der Hindernisse, welche den großen Entfaltungen der menschlichen Cultur im Wege stehen, und die Nothwendigkeit seiner Hinwegräumung gehört zu den Gründen weshalb die Civilisationsarbeiten unseres Geschlechtes so selten auf die Gerechtigkeit warten können. Wenn sich die Völker freiwillig zu großen Gemeinschaften verbänden um große politische Zwecke erreichen zu können, so brauchte es keine Eroberer von denen sie einem gemeinsamen Scepter unterworfen werden, und keine aus den engen Nationalverhältnissen heraustretenden Dynastien um sie zusammenzuhalten; — wenn sich Racen freiwillig nach ihren Anlagen in die Culturarbeit theilten und freiwillig vermischten um die für weitere Culturzwecke nothwendigen Mittelracen zu erzeugen, so hätte es keines Sklavenhandels bedurft welcher Racen aus einem Welttheil in den anderen verpflanzt hat.

Unter den großen Culturarbeiten für welche die Kräfte des Menschengeschlechtes solidarisch in Anspruch genommen

werden, ist die Civilisirung der Erdoberfläche die fundamentale. Ohne eine civilisirte Natur ist keine civilisirte menschliche Gesellschaft möglich, und unser Geschlecht kann von der Civilisation, d. h. von dem nach Beweggründen der Zweckmäßigkeit geordneten gesellschaftlichen Leben, nicht früher ganz umfaßt. das große Kunstwerk einer gebildeten Menschheit kann nicht früher dargestellt werden, als bis die ganze Oberfläche des Planeten den mannigfachen Culturzwecken entsprechend zu einem schicklichen Wohnsitze für eine so respectable Familie eingerichtet sein wird. Alle Culturzwecke welche das Zusammenwirken der Menschheit schon voraussetzen, müssen hierauf warten; und so müssen sich auch die Interessen des abstracten Rechtes im großen Verkehre der Völker und Racen diesen Aufschub gefallen lassen, nach dessen Ablauf das abstracte Recht sich von selbst in ein concretes verwandeln wird. Mit Recht kommen daher passive Racen und Völker welche ihren Antheil an der gemeinsamen Arbeit versäumen, in die Abhängigkeit und Dienstbarkeit anderer Zweige des Menschengeschlechtes, welche activ und intelligent genug sind sich zu Unternehmern welthistorischer Geschäfte aufzuwerfen. Mit Recht müssen Stämme welche zu wenig Vernunft haben um befehlen und zuviel Halsstarrigkeit und Dünkel um gehorchen zu können, der Civilisation weichen, und daß ihnen provisorisch andere Gebiete überlassen werden, deren diese noch nicht bedarf, ist das Mildeste was ihnen begegnen kann. Wenn also die Sklaverei der Neger eine Anklage gegen die weiße Race begründet, so ist es nicht die Thatsache daß Afrikaner nach Amerika transportirt und hier

zur Arbeit gezwungen worden sind, sondern die Art wie dies geschah, die Form welche der welthistorischen Maßregel gegeben wurde ist es was eine Verantwortlichkeit zur Folge haben kann.

Bei der Verschiedenartigkeit der großen culturhistorischen Aufgaben die der Menschheit obliegen, und bei der verschiedenen Natur der Schwierigkeiten welche ihrer Lösung entgegenstehen, sind in der natürlichen Ungleichheit unter den Menschen die verschiedenen Kräfte und Mittel gegeben durch welche die Erreichung des Zieles möglich wird. Weit entfernt daß diese Ungleichheit das große sociale Uebel sei, ist sie vielmehr die nothwendige Form der Entwickelung unseres Geschlechtes wie der ganzen Natur; in vielen Beziehungen eine Folge der beginnenden und eine Bedingung der fortschreitenden Cultur und Veredlung. Die ganze physische und geistige Oekonomie des Menschengeschlechtes beruht auf der Ungleichheit unter den Menschen, und wenn sociale Unterschiede drückend werden, so folgt daraus nicht daß die Ungleichheit überhaupt als ein Uebel der Gesellschaft empfunden werde, sondern nur daß in diesem bestimmten Falle die Ungleichheit eine Form angenommen hat welche der Entwickelungsstufe des Augenblickes nicht entspricht. Solche Unterschiede werden hinweggeräumt werden; aber andere werden an ihre Stelle treten, weil die Gesellschaft der Ungleichheit bedarf um sich wohl zu befinden. Man kann dies nirgends besser einsehen, als in einer Gesellschaft wie die californische, in welcher fast Jedermann die zu große Gleichheit und den daraus hervorgehenden Mangel des Ineinandergreifens der Beschäftigungen als ein Uebel empfindet.

Die Discussionen über die Beförderung der Einwanderung und über die Zulassung oder Ausschließung der Chinesen, — Discussionen welche das californische Publikum von Zeit zu Zeit beschäftigt haben, ließen in vielfachen Klagen und Vorschlägen die Fühlbarkeit des Uebels erkennen. Die Art wie dort die Geschichte demselben abhelfen wird, mag überraschende sociale Zustände ins Leben rufen; immer aber werden sich diese auf eine dem Bedürfniß entsprechende sociale Ungleichheit stützen.

Es liegt in der Natur der Sache daß Colonien unter diesem Uebel zu leiden haben. Die Gesellschaft ist hier naturgemäß von einem Gleichheitsdrange erfüllt, welcher ihrem atomistischen Zustande entspricht. Seinen Ursprung hat dieser Drang theils in den Verhältnissen denen der Colonist in der alten Heimath entflohen ist, theils in den Verhältnissen die er in der neuen gefunden, in welcher auf einem für ihn voraussetzungslosen Schauplatze sich ein weiter Spielraum für eine unabhängige Thätigkeit eröffnet. Unterhalten aber wird derselbe durch die Leichtigkeit ökonomischer und socialer Erfolge, welche auf eine für Viele verlockende für Keinen drohende Weise dessen Befriedigung versprechen, indem sie den in Europa unmöglichen Muth geben die Gleichheit in den obersten Regionen der Gesellschaft aufzusuchen. Man irrt sich jedoch unvermeidlich wenn man glaubt ein solcher Zustand, welcher nur den Namen einer Colonialdemokratie verdient, könne dauern ohne zu fortschreitenden Compromissen der Idee mit einer entgegengesetzten Wirklichkeit genöthigt zu werden. Und so ist es ihm in den Vereinigten Staaten mit der Sklaverei er-

gangen, — so wird es ihm noch mit anderen Dingen ergehen, bei welchen die Extravaganz der Idee immer mit der Größe der unvermeidlichen Abtrünnigkeit in gleichem Verhältniß steht. So ist in den Vereinigten Staaten die politische Partei, von welcher der Grundsatz der demokratischen Selbstregierung auf seine Spitze getrieben wird, und die den Namen der demokratischen Partei für sich in Anspruch nimmt, zugleich diejenige von welcher jetzt fast ausschließlich die Sklaverei aufrecht erhalten und ihre Ausbreitung über neue Territorien betrieben wird.

Es hat in der Entwickelung der europäischen Freiheitsbestrebungen eine Periode gegeben, die in einzelnen Erscheinungen selbst jetzt noch nicht vorüber ist, und in der es zu den Lehrsätzen des Liberalismus gehörte die ursprünglichen und natürlichen Unterschiede menschlicher Anlagen ganz zu leugnen. Wo sich irgend eine unbestreitbare Verschiedenheit zeigte, wurde angenommen daß sie die secundäre Folge ungünstiger Verhältnisse sei die das Individuum betroffen, und die es ihm unmöglich gemacht die menschliche Natur in ihrer reinen Vollkommenheit darzustellen. Zum Theil wurde noch eingeräumt daß die Hindernisse zur Hälfte wenigstens die Schuld der Natur seien, und man beschäftigte sich mit der Frage wie die hemmenden „Naturbestimmungen", wie man es nannte, „überwunden" werden könnten. Bald ging aber die Richtung auch über diese Grenzlinie hinaus. Die Schuld der Natur wurde theils übersehen, theils sollte sie selbst nichts als die Folge menschlicher Verkehrtheit sein. In einem abgeschmackten Extreme bis zu welchem sich die Richtung in der Form einer Secte verrannte, die auch in

Amerika bei verdrehten Köpfen Glück gemacht hat, wurde selbst ein ungünstiges Klima für eine Folge moralischer Verschuldung der Gesellschaft erklärt, und diese ihrerseits fiel wieder Denen zur Last welche es in irgend einer Beziehung zur Superiorität gebracht; — denn sie waren es welche die Gesellschaft hätten anders einrichten sollen. Wo man irgend eine natürliche Inferiorität des Leibes oder der Seele wahrnahm, da mußte die daneben liegende Superiorität die Schuld tragen, und der Dumme war nur dumm geblieben weil der Kluge schlecht genug gewesen war ihn nicht in eine gute Schule zu schicken. Alle diese Absurditäten waren die nothwendigen Consequenzen eines Idealismus in den sich das von der Wirklichkeit ausgeschlossene demokratische Streben des Jahrhunderts gedrängt sah. Indem dieser Idealismus seinen Standpunkt gänzlich mit dem der Realität verwechselte, wurde in der Beurtheilung der Culturgeschichte die Folge zum Grunde und das Ende zum Anfange gemacht. Die menschliche Natur in ihrer reinen Vollkommenheit ist eine Idee der keine Wirklichkeit entspricht oder jemals entsprochen hat. Nichts desto weniger aber ist diese Idee für die Imagination des politischen und socialistischen Sectirers die uranfängliche Höhe aus der die Wirklichkeit herabgestürzt, während sie für die verständige Ansicht des Anthropologen, Historikers und positiven Politikers das hohe Ziel ist zu dem sich die Wirklichkeit hinaufarbeiten muß. Jener liberale Aberglaube steht, so wenig er es eingestehen will, auf dem Standpunkte des alten Testamentes mit seinem Paradiese und seinem ursprünglich gottähnlichen ersten Menschenpaare, während die wissenschaftliche Ansicht, die

weder liberal noch illiberal, sondern physiologisch und historisch ist, von den thatsächlichen Unterschieden zwischen den Menschenracen ausgeht, und theils in der Vermischung derselben, theils in der Ausbreitung der Cultur den Weg zur allmäligen Verwirklichung der Menschheitsidee erkennt. Daß Alles was diesem Vorgange dient von erster Wichtigkeit für das Geschlecht ist, und daß ihm jede andere Rücksicht nachstehen muß, ist das was ich hier behauptet habe. Soll also die Thatsache daß sich eine Race in der Dienstbarkeit der anderen befindet, historisch gerechtfertigt werden, so läßt sich die Rechtfertigung nicht in einem Rückblicke auf die Vergangenheit sondern nur in einem Hinblicke auf die Zukunft finden. Nicht weil eine Race von unedlerer Abkunft ist, läßt sich ihre Dienstbarkeit rechtfertigen, sondern weil sie nur durch ihre Dienstbarkeit zu einem edlen Ziele mitwirken kann. Diejenigen Racen welche in gar keiner Form diesem Zwecke dienen können, sind historisch werthlos und ihr Schicksal kann nur die Ausrottung sein.

Zehntes Kapitel.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten als eine Frage der Ethik, der Politik und der Culturgeschichte. Fortsetzung. — Die Racenfrage im Allgemeinen. — Die Discussionen über den Ursprung der Menschenracen ohne Einfluß auf ihr sittliches Verhältniß.

Wenn also, wie die Geschichte und Anthropologie unbestreitbar darthun, eine Verschiedenheit der Menschenracen existirt die ihnen eine Rangordnung ihrer culturhistorischen Rollen vorzeichnet, so befindet sich das sittliche Urtheil auf einem Irrwege wenn es Bestimmungen dieser Rangordnung aus den Discussionen über den Ursprung der Racen abzuleiten sucht. Nicht der Umstand wo sie *herkommen* sondern der wo sie *hinstreben* ist es was die Aristokratie der Racen wie der Individuen bestimmt.

Die Unterschiede zwischen den Menschenracen sind in ihren Extremen groß genug um die neueren Zoologen und Anthropologen zu der Ueberzeugung veranlaßt zu haben, daß die Hauptracen nicht gemeinsamen Ursprungs sein können. Es mag sich in einem gewissen Sinne so verhalten; aber der Dünkel höherer Racen kann dabei so wenig gewinnen, wie die Interessen der niederen Racen, und der

Humanität welche für sie Partei nimmt, bei einer entgegengesetzten Ansicht gewinnen können.

Diese Nichtigkeit genealogischer Rechtsgründe für eine culturhistorische Rolle ist an und für sich klar, sobald man einmal den Gedanken auf welchen es ankommt scharf gefaßt hat. Die culturhistorische Rolle geht aus der culturhistorischen Concurrenz hervor, und in diesem Sinne ist in der That das höchste Recht das usurpirte, welches bekanntlich dem legitimen feindlich entgegensteht. Die Prätensionen der Legitimität in der Sklavenfrage, welche auf die Frage des Racenursprungs zurückgehen, sind, ganz auf die nämliche Weise wie die Prätensionen der Legitimität in der Frage der politischen Herrschaft, nichts Anderes als eine Eselsbrücke, welche anfängt unentbehrlich zu werden sowie die Kraft zu mangeln anfängt eine frühere Usurpation zu behaupten, oder ihre Fortdauer den Interessen der Cultur gemäß erscheinen zu lassen. Demungeachtet mag es hier zweckmäßig sein den ethischen Werth der Racengenealogie näher zu prüfen.

Mit Bezug auf die beabsichtigte sittliche Anwendung lassen sich über die Entstehung der Menschenracen fünf Hauptmeinungen unterscheiden:

1) Das Menschengeschlecht stammt von einem einzigen Paare, in welchem sich die menschliche Natur in ursprünglicher Würde und Reinheit dargestellt hat. — Man stimmt dann mit der mosaischen Mythe überein, wie sie gewöhnlich verstanden wird, obschon dieselbe sich augenscheinlich auf die Urgeschichte einer einzelnen Race bezieht. Daß die edleren Racen aus dieser Annahme nicht die Begründung eines

besonderen Racenstolzes ableiten können, ist von selbst klar. Nach dieser Annahme sind alle Geschlechter der Menschen, ohne Ausnahme, von ihrer ursprünglichen Höhe gestürzt, und es ist ein schlechter Trost für den Einen daß der Sturz des Anderen noch tiefer gegangen ist. — Das Wohlwollen der höheren Racen gegen die niederen kann, wenn es echt sein will, der Empfehlung durch eine Vetterschaft auch nicht bedürfen. Echtes Wohlwollen ist seiner Natur nach großmüthig, — gleich großmüthig gegen den bedürftigen Fremdling wie gegen den bedürftigen Verwandten. Sehr zweideutig ferner wäre für eine niedere Race die Ehre mit der höheren gemeinsamen Ursprungs zu sein, da es offenbar ehrenvoller ist sich aus der Tiefe emporzuarbeiten als aus der Höhe herabgesunken zu sein. Das Streben einen ehrenvollen Ursprung nachzuweisen, ist allerdings ein allgemein menschliches, es ist aber nur dann Ehre dabei zu gewinnen oder eine sittliche Befriedigung daraus zu schöpfen, wenn man nicht durch die That den Ursprung verleugnet hat. — Es läßt sich nach allem diesem nicht entdecken, welcher sittliche Gewinn für die Menschheit oder einen Theil derselben sich aus dieser Annahme ergeben soll.

2) Das Menschengeschlecht stammt von einem einzigen Paare ab, aber dieses hat physisch und geistig die tiefe Stufe eingenommen von der sich das ganze Geschlecht in seinen verschiedenen Racen mit verschiedenem Glück emporgearbeitet hat. — In diesem Falle hat k e i n e Race Grund sich ihres Ursprungs zu rühmen, und von einer Brüderschaft die an jene Zeiten gemeinschaftlicher Brutalität erinnert, wird auch am Besten geschwiegen. Nur die Erinne-

rung an eine Gemeinschaft im Schönen und Edlen kann einen sittlichen Werth haben.

3) Das Menschengeschlecht stammt von einer Mehrzahl von Paaren ab durch deren unterschiedene Charaktere die Charaktere der Racen bestimmt worden sind. — In diesem Falle wäre das Menschengeschlecht stabil und die Vergangenheit könnte so wenig ein Interesse haben wie die Zukunft.

4) Die Menschenracen gehen von verschiedenen Stammeltern aus, diese stellen von Anfang an verschiedene Racentypen dar, aber die letzteren haben sich seitdem, sei es getrennt sei es sich berührend oder kreuzend, auf verschiedenen Wegen und mit verschiedenem Glücke fortentwickelt. — In diesem Falle müssen Rechte und Pflichten zu jeder Zeit andere sein, — sie sind jetzt andere als sie früher waren und werden später andere sein als sie jetzt sind; der Ursprung ist also abermals gleichgültig.

5) Die Sache verhält sich wie nach der vorhergehenden Annahme, aber nicht alle Racen beweisen sich dabei als entwickelungsfähig, und während die edleren unter ihnen in der Cultur immer höher steigen, bleiben die roher organisirten auf ihrer ursprünglichen Stufe stehen. — In diesem letzten Falle, der nur eine Unterabtheilung des vorigen ist, — wenn es der höheren Race erlaubt sein soll ihre Entwickelungsfähigkeit durch den Erfolg zu beweisen, muß die Gerechtigkeit doch auch der niederen Race zu dem nämlichen Experimente die Bahn frei geben. Wenn eine höhere Race statt dessen aus der behaupteten Unfähigkeit der niederen glaubt die Folgerung ziehen zu müssen daß man dieser die Mittel zur Fortentwickelung verweigern müsse, so scheint

daraus hervorzugehen daß jene an ihre eigne Behauptung nicht glaubt. —

Wenn ich mich nicht irre, geht aus dieser Prüfung der möglichen Hauptannahmen hervor daß die Discussionen über den Ursprung des Menschengeschlechtes für die Beurtheilung des ethischen Verhältnisses der Racen und Völker ohne Interesse sind. Wir haben in allen ethischen Beziehungen die Menschen und Menschenracen zu nehmen wie wir sie finden. So lange eine Race den Anforderungen bürgerlicher und politischer Selbstständigkeit nicht entsprechen kann, soll sie davon ausgeschlossen bleiben auch wenn ihre Abstammung von Adam und Eva zweifellos wäre, und sobald eine Race diesen Anforderungen entsprechen kann, soll sie zugelassen werden auch wenn sie nachweisbar von einem Affenpaare abstammte. Die sittliche Welt hat unstreitig ihre Rangordnung die mit einer Rangordnung in der physischen Welt in Verbindung steht. Wenn wir aber glauben irgend ein Gesetz dieser Verbindung beobachtet zu haben, so darf dies uns nicht bestimmen gegen widersprechende spätere Beobachtungen die Augen zu schließen. Die sittliche Welt schöpft ihre Legitimationen aus sich selbst, und wenn dabei ein Wesen höher oder tiefer zu stehen käme als wir nach physischen Merkmalen erwartet haben, müßte uns das zu der Einsicht führen daß wir uns über den Zusammenhang zwischen gewissen physischen und geistigen Eigenschaften bis dahin im Irrthum befanden.

Bei dieser Beurtheilung der Sache ist es für den behandelten Gegenstand nicht lohnend auf eine Discussion darüber einzugehen welche der aufgeführten Annahmen aus

zoologischen und historischen Gründen am meisten für sich hat. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken daß, wenn die Frage nach dem Ursprunge der organischen Bildungen überhaupt in der Form eines wissenschaftlichen Problemes jemals gedacht werden soll, die Bedingung dieser Möglichkeit in der Annahme einer einzigen allgemeinen Hypothese beruht: — der Hypothese nämlich daß sich die organische Natur durch das Mittelglied ihrer untersten und einfachsten Gebilde aus der unorganischen abgeschieden, und nach dieser Abscheidung, durch Jahrtausende lang fortgesetzte Entwickelung des Höheren aus dem Niederen, bis zu ihrem gegenwärtigen Reichthum verzweigt und bis zur Höhe des edelsten Menschen entwickelt hat. Wenn man die Unvermeidlichkeit dieser Hypothese anerkennt, vermag man nicht einzusehen, weshalb, wenn etwa der Sprung vom Affen zum Menschen möglich gewesen sein sollte, nicht auch der vom Neger zum braunen Afrikaner, von diesem zum Semiten, und von letzterem zum Arier sollte denkbar sein. Und was würde es unter solchen Umständen bedeuten zu beweisen daß die verschiedenen Menschenracen nicht von gemeinsamen Voreltern innerhalb des Menschengeschlechtes abstammen, wenn doch am Ende die gemeinsame Abkunft von Urgroßvoreltern innerhalb irgend eines Thiergeschlechtes an den Tag käme. Die neueren Entdeckungen über die Fortpflanzung, durch welche der Begriff der sich unveränderlich erhaltenden naturhistorischen Species so gewaltig erschüttert worden ist, lassen überhaupt diese ganze genealogische Frage in einem veränderten Lichte erscheinen. Obschon bereits Thatsachen über die sprungweise Entstehung der

Varietäten und Racen cultivirter Pflanzen und zahmer Thiere beobachtet worden waren*), so glaubte man doch bei der Frage ob eine Species aus einer anderen entstehen könne, immer nur an langsame Umgestaltungen durch lange fortgesetzte Einwirkungen klimatischer, diätetischer und anderer Bedingungen denken zu müssen, und es war dabei über den Einwurf daß die uns seit Jahrtausenden bekannte Negerrace in verschiedenen Klimaten und unter verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen wesentlich dieselbe geblieben sei, schwer hinwegzukommen. Thatsachen jedoch welche den neuesten Fortschritten der Naturgeschichte angehören, lassen es, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Unentbehrlichkeit und Unvermeidlichkeit der Hypothese, auch in empirischer Beziehung nicht mehr als eine bodenlose Phantasie erscheinen, daß die Gesammtheit aller organischen Wesen

*) Der als guter Beobachter bekannte spanische Reisende Azara erzählt mit Ort und Datum ein Beispiel von der plötzlichen Entstehung einer Hausthierrace, nämlich der Rindviehrace welche seit jener ersten Geburt eines besonders gestalteten Kalbes in den Pampas von Buenos Ayres die allgemeine geworden ist. — Daß Varietäten von Blumen und Früchten welche nachher sich erhalten, aus Samen sprungweise entstehen, weiß jeder Gärtner. Die Naturhistoriker sagen: „ja das sind Varietäten! wo aber sieht man so etwas bei einer Species?“ — Wenn aber Naturhistoriker immer gute Logiker wären, so könnte dieser Einwurf nicht gemacht werden, denn wenn man jede nicht constante Species eine Varietät nennt, so folgt natürlich daß es für die Veränderlichkeit der Species kein Beispiel geben kann. Man kann aber auch umgekehrt sagen daß eine Species nichts sei als eine Varietät an der noch keine Veränderung beobachtet wurde.

nichts Anderes sei als eine Sammlung permanent geworde-ner Entwickelungsstufen und Spielarten, — eine Samm-lung die sich gelegentlich durch das Hinzukommen von neuen und das Ausgehen von alten vermehrt und vermindert.

Da außer den sprungweisen Neubildungen zugleich die allmäligen Umbildungen existiren auf welche man bisher den hauptsächlichsten Nachdruck gelegt hat, und da zu diesen bei-den Entwickelungsformen als eine dritte die Kreuzung der Racen kommt, so hat man eine Combination von drei Vor-gängen aus welcher sich das genealogische Verhältniß der Menschenracen erklären muß. Sind dabei bis zu einem gewissen Punkte dieses combinirten Processes die Racentypen auseinander gegangen, indem bei der Isolirung der Locali-täten und ihrer eigenthümlichen Entwickelungsbedingungen die sprungweisen Neubildungen vorherrschten, so haben spä-ter diese Typen begonnen wieder zusammenzulaufen, indem bei einer über alle Länder ausgebreiteten Cultur mit dem allgemeinen Weltverkehre und seiner nivellirenden Wirkung die langsamen Umbildungen und die Resultate der Kreuzung auf die allmälige Tilgung der grellsten Racenunterschiede hinzielen müssen.

Wie es sich aber auch mit allem diesem verhalten mag, — das Menschengeschlecht mag durch seinen Ursprung eine natürliche Einheit oder durch die Vereinigung gemeinsamer Racencharaktere nur eine begriffsmäßige Einheit im Sinne der naturhistorischen Systematik haben, — in dem einen oder dem anderen Sinne mag das Menschengeschlecht eine Thatsache der Natur sein: — die Menschheit ist eine Aufgabe der Cultur — ein praktisch-

sittliches Problem — ein noch unvollendetes Kunstwerk. Die edleren und sittlich activen Racen aus denen die historischen Völker bestehen, arbeiten an diesem Werke theils als Künstler theils wenigstens als nützliche Handlanger. Die passiven Racen sind nur als Material zu gebrauchen und die widerspenstigen nicht einmal als solches. Diese letzten können dem Schicksale der Vertilgung nicht entgehen. Sollte es wahr sein daß zwischen unserem Geschlecht und dem Thierreich ein genealogisches Band existirt, so ist es ebenso wahr daß die Cultur dieses Band zu zerreißen und die Zwischenglieder zu vernichten strebt. „Ich liebe die Länder nicht, in welchen die Affen aussehen wie die Menschen und die Menschen wie die Affen" — hörte ich in Californien einen vielgereisten Landsmann sagen; und es wird eine Zeit kommen in welcher es weder menschenähnliche Affen noch affenähnliche Menschen gibt. Auch wird nicht nur das wegen ursprünglicher Rohheit unbrauchbare Material verworfen, — das Material und selbst die Kräfte welche einem mißlungenen Bildungsversuche gedient, haben ein gleiches Schicksal zu erwarten. Nachdem das Geschlecht die Kluft überschritten welche das Menschenthum vom thierischen Wesen trennt, sucht es die Brücke hinter sich abzubrechen, und selbst die Ueberreste hinwegzuräumen durch welche es an seine ersten tölpelhaften Culturversuche und seine niedere Abkunft erinnert werden könnte.

Elftes Kapitel.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten als eine Frage der Ethik, der Politik und der Culturgeschichte. Fortsetzung. — Die Negerrace und ihre Culturfähigkeit. — Afrikanische Völker.

Daß die Negerrace in Bezug auf geistige Fähigkeiten nicht mit der weißen Race auf gleiche Stufe gestellt werden kann, sollte schon durch die Physiognomik auf eine allgemein verständliche und entscheidende Weise dargethan sein. Ohne auf den Ausspruch der Physiognomik Rücksicht zu nehmen, können wir selbst innerhalb unserer eignen Race kein Urtheil über den geistigen Werth eines Menschen wagen; weshalb sollten nicht Gesichtsbildung und Ausdruck des Körperbaues und der körperlichen Haltung auf unsere Beurtheilung des geistigen Ranges einer anderen Race einen wesentlichen Einfluß ausüben? Dieses Merkmal der Superiorität der weißen Race wird auch von der Negerrace wie von allen übrigen untergeordneten Racen anerkannt. Jede Negerin und Mulattin — und dies ist für diese Beurtheilung entscheidend — wird den geschlechtlichen Verkehr mit einem weißen Manne für eine Ehre halten, während das Umgekehrte keinesweges stattfindet. Man hat erzählt daß die Neger den Teufel weiß malen; allein wenn dies mehr als ein Witz sein

soll, ist damit wohl mehr ein Compliment als das Gegentheil beabsichtigt.

Man kann indessen diese Rangfrage auf eine positiv geschichtliche Weise entscheiden. In allen Zweigen der höheren Cultur hat sich die Negerrace als unfähig gezeigt; die ganze Culturgeschichte gibt kein Beispiel von welchem dieses Urtheil widerlegt würde. In höherer Wissenschaft und Kunst fehlt der Race nicht nur jede originale Thätigkeit selbst elementarer Art, sondern nicht einmal die Nachahmungstalente, welche für die Race charakteristisch sind, erstrecken sich bis auf dieses Gebiet des rein geistigen Lebens. Wie ganz anders haben sich dagegen die höher stehenden amerikanisch-indianischen Völker bewiesen. Ohne hier über den Werth der altmexikanischen, altperuanischen und alt-centralamerikanischen Cultur entscheiden zu wollen, erinnere ich daran daß Individuen dieser Völker noch in der Periode der Eroberung nicht nur von den Spaniern die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, sondern die letzte zur Abfassung werthvoller Geschichtsbücher benutzt haben, welche jetzt als wichtige historische Quellen anerkannt, in europäische Sprachen übersetzt und publicirt worden sind. Hier sehen wir also Völker die, obschon bei ihnen zur Zeit der Eroberung noch Menschenopfer im Gebrauch waren, noch in der nämlichen Generation sich in einzelnen Individuen bis zum gleichen Range mit den oberen Classen des damals am höchsten stehenden europäischen Volkes emporschwangen, und deren Adel achtbar genug dastand mit dem spanischen in Familienverbindungen zu treten.

Endlich aber zeigt sich die Inferiorität der Negerrace am

allerunzweideutigsten durch ihr Schicksal. Stände sie durch Intelligenz und Unternehmungsgeist höher als sie steht, so würde sie nie in die Sklaverei gekommen sein.

Wenn nun auf diese Weise die Inferiorität dieser Race klar ist, so sind doch die Behauptungen welche ihr die Culturfähigkeit absprechen, viel zu weit gegangen, und es fehlt nicht an Thatsachen von denen sie widerlegt werden. Selbst wenn man den Negerstaat auf Haity, so unvortheilhaft sich derselbe darstellen mag, mit afrikanischen Negerstaaten vergleicht, ist ein bedeutender Fortschritt unbestreitbar, obgleich die Lage einer Negerbevölkerung welche sich durch eine blutige Revolution aus der Sklaverei frei gemacht, keinesweges eine so vortheilhafte ist wie es scheinen möchte. Auch von Sklavenhaltern in den Vereinigten Staaten wird anerkannt, daß innerhalb der Sklavenbevölkerung, welche hier, nach Einstellung neuer Zufuhr aus Afrika, allmälig einen nationalen Charakter angenommen hat, ein sehr bedeutender Fortschritt in der Cultur wahrnehmbar sei. Noch klarer ist ein Fortschritt der Race in den nördlichen Staaten der Union, in welchen sie sich im Zustande bürgerlicher Freiheit befindet, mancherlei achtbare Berufe betreibt und sich für die Gesellschaft nützlich macht.

Am meisten falsche Urtheile sind indessen über die Bildungsstufe gefällt worden, bis zu der es die Negerrace in ihrem eignen Vaterlande gebracht hat, und hierüber ist von Zeit zu Zeit mit eben so viel Ungerechtigkeit wie Unwissenheit gesprochen worden. Führte man aus dem Leben afrikanischer Völker rühmliche Züge an, so wurde gewöhnlich die Einwendung gemacht daß diese Völker wohl nicht der

„reinen Negerrace" angehören möchten, — und umgekehrt wurde eben diese „reine Negerrace" für barbarische Sitten verantwortlich gemacht die dem Leben brauner afrikanischer Racen angehörten. Wenn es irgend eine bestimmte Grenze zwischen den schwarzen und den braunen Afrikanern gibt, so muß wenigstens eingestanden werden daß die barbarischsten Sitten nicht den ersteren sondern den letzteren angehören.

Wenn man die Aussagen älterer und neuerer Reisenden vergleicht, so wird man zu der Ueberzeugung veranlaßt daß sich auch unter den afrikanischen Völkern ein selbstständiger Fortschritt nachweisen läßt. Vielfach sprechen ältere Nachrichten von barbarischen Sitten welche jetzt nicht mehr oder doch nur in geringerem Grade existiren. Große und weit verbreitete Völker im mittleren Afrika haben in neuerer Zeit wichtige Schritte in der Civilisation gethan. Das Eindringen fremder Culturformen hat allerdings hieran einen großen Antheil; aber auch Völker die von diesem Einflusse wenig oder gar nicht berührt worden waren, haben nachweisbar beträchtliche Fortschritte in der Entwickelung milderer Sitten, in bürgerlichen Einrichtungen, im Handel, in der Industrie, in der Viehzucht und im Landbau gemacht. So haben barbarische Hirtenvölker sich als Landbauer angesiedelt und zum Herrn gebildeter Staaten gemacht, wie z. B. die Stämme der Gallas in Abyssinien. Andere von ursprünglich sanftem Naturell, wie die Fulas, mögen, indem sie die Bahn der Eroberer betraten, zwar in ihren Sitten verwildert sein, haben aber in politischer Bildung um so größere Schritte gethan.

Man hat gegen solche Thatsachen eben jene Einwendung gemacht, daß diese gebildeteren und fortschreitenden Völker zwar afrikanische aber keine wahren Negervölker seien; eine genauere Bekanntschaft mit der afrikanischen Ethnographie zeigt aber daß sich zwischen der schwarzen und braunen Race in Afrika sehr schwer eine scharfe Grenze ziehen läßt, und am wenigsten wird diese, beiläufig gesagt, wohl von Sklavenhändlern und Sklavenbesitzern gezogen werden. Man findet alle Uebergänge vom dunkelsten Schwarz zu einem lichten Braun, und man findet diese Uebergänge sogar bei einem und demselben Hauptvolke indem man aus den tiefen, sumpfigen und ungesunden Gegenden des Küstenlandes und der Flußmündungen allmälig auf die kühleren, gesunderen und anbaufähigeren Hochlande hinaufsteigt. Die Farbe und selbst die Gesichtsbildung ändert sich nicht selten bei gleichbleibender Sprache, und diese Erscheinung ist wahrzunehmen von welcher Seite man auch von der Küste in das Innere der südlichen Hälfte des Continentes eindringen mag. Dabei zeigt sich in Afrika überhaupt eine Thatsache die einer scharfen Unterscheidung der Negerrace besondere Schwierigkeiten in den Weg legt: die Thatsache nämlich daß oftmals mit der schwärzesten Hautfarbe gerade eine edle Gesichtsbildung und mit einer hellen Hautfarbe die häßlichste Negerphysiognomie verbunden ist. Man lese z. B. was Mungo Park über die Joloffen und was Katte über die Gallas sagt.

Es ist ganz richtig und allgemein bekannt daß in Nordafrika zahlreiche arabische Stämme wohnen welche theils dem himjaritischen Zweige der arabischen Race angehören

und vor der Entstehung des Islam nach den Gegenden am oberen Nil und in den östlichen Sudan übergegangen sind, wenn nicht etwa diese Gegenden zu ihren ältesten Wohnsitzen gehörten, — theils dem koreischitischen Zweige, der den Islam mit sich gebracht hat. Aber eben so richtig ist es auch daß weder der Name „Araber“ noch der Gebrauch der arabischen Sprache hier über Race und Abstammung entscheiden kann. Denn nachweislich ist auf viele afrikanische Völker mit dem Islam der Name und zum Theil auch die Sprache der Träger des Koran übergegangen. Araber heißt in diesen Gegenden soviel wie Muhammedaner, gerade wie Franke bei den Türken soviel heißt wie Christ. So sind die sogenannten Falatiya-Araber in Sudan nichts als muhammedanische Fulas, — so sind viele sogenannte Araber auf der Südseite des Atlas nichts als arabisirte Bergbern, — so die Mauren von Zanzibar und der afrikanischen Ostküste, jenes Volk mit welchem die Portugiesen zur Zeit des großen Albuquerque kämpften als sie Melinde und Magadoxo eroberten, größtentheils Suailis und Somalis, Stämme die mit ebenso viel Recht afrikanische zu nennen sind wie die Kaffern und Hottentotten. Alle diese edleren afrikanischen Völker aber schließen sich durch allmälige Uebergänge in Körperbildung und zum Theil auch in Sprache an solche Stämme an welche als wahre Beispiele der echten Negerrace betrachtet werden, und die Sklavenhändler wie das Kriegsglück oder der Menschenraub werden wohl in der Unterscheidung zwischen edleren und unedleren Racen nicht skrupulöser sein als die Natur, welche diese Uebergänge zu lieben scheint, oder als die Geschichte welche

hier schon vor undenklichen Zeiten große Völkermischungen bewirkt haben mag.

Ich glaube allerdings daß Racenmischungen an diesen Uebergangsformen einen großen Antheil haben, und daß Prichard zu einseitig urtheilt wenn er den Einflüssen des Klimas, der Nahrungsweise, der Lebensart und der Culturstufe alle diese Verschiedenheiten unmittelbar zuschreibt. Was aber auch die Ursache der Zwischenformen sein mag, diese lassen, wie schon gesagt, zwischen den braunen und schwarzen Völkern Afrika's keine scharfen Grenzen zu, und also auch keine scharfen Grenzen für unser Urtheil über ihre Culturanlagen. Daß es im Sudan große Städte gibt die eine achtungswerthe Civilisation zeigen und deren Bevölkerung der schwarzen Race angehört — oder wenigstens bis zu den großen Einfällen der Fellatas angehörte, wenn auch seitdem das Racenverhältniß sich geändert haben mag — ist jedem Geographen bekannt. Will man von jedem einigermaßen civilisirten Afrikaner sagen er sei kein wahrer Neger, so folgt freilich daß es keine civilisirten Neger gibt und daß also Neger nicht civilisationsfähig sind. Diese Art die Frage zu lösen würde aber in ihrer Anwendung auf die Sklaverei zu einer wohl nicht bedachten Consequenz führen: — Wenn nämlich die Sklaverei durch den Mangel höherer Culturanlagen bei dem Neger gerechtfertigt werden muß, so muß die bewiesene Bildungsfähigkeit eines Sklaven ihn frei machen indem sie zugleich beweist daß er kein wahrer Neger sein kann.

Der Schluß zu welchem ich in diesem Kapitel geführt werde ist der, daß die Negerrace unbestreitbar unter der wei-

ßen Race steht und ihre Befähigung zu höherer Bildung bisher noch nicht bewiesen hat, daß ihr aber die Bildungsfähigkeit überhaupt und ein wirkliches Fortschreiten auf der Bahn der Cultur weder in ihrer ursprünglichen Heimath noch in der Fremde und weder in der Freiheit noch in der Dienstbarkeit abgestritten werden können, — das letzte um so weniger als ihre Grenzen gegen edlere Racen nicht scharf bestimmbar sind. Und sollten die Racenübergänge wirklich, wie von Manchen geglaubt wird, nur eine Folge der Racenmischungen sein, so würde sich die Negerrace wenigstens in ihren Mischlingen als ein höchst nützliches und achtbares Culturelement beweisen, auf welchem die Hoffnungen der Menschheit in Bezug auf die unentbehrliche Civilisirung der Länder heißer Zone beruhen, da diese Mischlinge einen höheren Grad geistiger Befähigung mit einer dem Klima entsprechenden leiblichen Constitution verbinden.

Zwölftes Kapitel.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten als eine Frage der Ethik, der Politik und der Culturgeschichte. Fortsetzung und Schluß: Politische Entscheidungsgründe. — Allmälige Umwandlung des Systems als einzige vernünftige Lösung der Frage.

Wenn man von den Ausartungen des Systems absieht, so darf nach den Ergebnissen der vorhergehenden Kapitel behauptet werden, daß die gezwungene Dienstbarkeit in welcher sich die Negerrace in einem Theile der Vereinigten Staaten befindet, sowohl den Anlagen der Race wie den allgemeinen Interessen der Cultur entsprochen hat. In dieser Beziehung kann den Sklavenhaltern nicht bestritten werden, daß einige der Gründe welche sie zur Vertheidigung ihres Institutes vorbringen, für richtig erkannt werden müssen. Ohne die Einführung gezwungener Arbeit wären die amerikanischen Colonien der wärmeren Zone bei Weitem nicht dahin gekommen wo wir sie jetzt sehen, denn wenn sich auch vortrefflich beweisen läßt daß Sklavenarbeit theurer ist und weniger leistet als freie Arbeit, so ist mit diesem Satze der Nationalökonomie doch da nichts auszurichten, wo man keine andere Wahl hat als die, eine Arbeit durch Sklaven oder gar nicht verrichten zu lassen. Es mag sein daß die fort-

gesetzte Cultur eines Landes durch freie Arbeit vortheilhafter sein würde als durch Sklavenarbeit; daraus folgt aber nicht daß es ohne Sklavenarbeit möglich gewesen sein würde dasselbe zu colonisiren und zum ersten Male in Cultur zu setzen. Ohne die Gewißheit des Vorhandenseins von Arbeitern welche vermöge ihrer Racen-Anlage befähigt sind die harte Arbeit des Urbarmachens einer Wildniß unter gewissen klimatischen Einflüssen zu verrichten und den Anbau von Stapelproducten unmittelbar nach einem die Gewinnsucht reizenden Maßstabe zu betreiben, würden sich in gewissen Ländern Europäer entweder gar nicht, oder nur einzeln, langsam, und auf eine für die Cultur wirkungslose Weise angesiedelt haben, denn die eine Classe wäre nicht gegangen weil sie diese Arbeiten nicht verrichten wollte, die andere weil sie zur Verrichtung derselben keine Arbeitskräfte hätte finden können. Die Beseitigung des Einwurfes, daß dann die Ansiedelung dieser Länder ganz hätte unterbleiben sollen, halte ich für überflüssig; sie ist aber in einem der vorhergehenden Kapitel schon indirect enthalten. Wenn man einmal die Geschichte als einen Lebensproceß ansieht, so muß man auch begreifen daß sie nichts thut was hätte unterbleiben sollen, und nichts versäumt was sie hätte thun sollen, da sie nicht ein partieller Lebensproceß ist der von außen gestört werden kann, sondern der generelle, allumfassende, für welchen die Störungen im Einzelnen mit zum Gesetze des Ganzen gehören. Darum gibt es für die menschliche Vernunft auch nur eine Art sich mit der Geschichte der Vergangenheit zu beschäftigen, nämlich die sie verstehen zu lernen. Eine andere Kritik als die ihrer Rechtfer-

tigung gibt es nicht, und kann man bei einigem Nachdenken keine Gründe finden mit ihren Gestaltungen zufrieden zu sein, so bleibt nichts anderes übrig als — — noch ein wenig länger darüber nachzudenken.

Die Gegenwart und Zukunft indessen lassen noch eine andere Beschäftigung zu und fordern sogar dazu auf: wir sollen nicht nur sie zu verstehen suchen wir sollen auch sie machen helfen, und damit komme ich auf die praktische Seite meines Gegenstandes.

Was soll aus der Sklaverei in den Vereinigten Staaten werden? — Soll sie unverändert fortdauern? — Soll sie durch Freilassung der Neger aufgehoben oder durch eine geeignete Gesetzgebung allmälig in eine andere sociale Einrichtung übergeführt werden? — Soll sie sich unterdessen über neue Territorien ausbreiten? — Dies sind die praktischen Fragen welche mir zu beantworten übrig sind.

Die Frage ob die Sklaverei in den Vereinigten Staaten unverändert fortdauern soll, muß unbedingt verneint werden. Was auch aus dem Systeme werden soll, — es muß damit eine Veränderung vorgenommen werden, und diese Veränderung wird vorgenommen werden, sei es auch im schlimmsten Falle nur dadurch daß das System durch seine eignen Laster zu Grunde geht. Wie jede historische Gestaltung Eigenschaften hat die mit der Nothwendigkeit ihres Entstehens und mit den Gründen ihres Wachsthums in Verbindung stehen, so hat sie auch andere aus denen sich theoretisch und praktisch die Nothwendigkeit ihres Unterganges ergibt, und wenn diese mehr und mehr in den Vordergrund treten, wird es klar daß die Zeit dieses Unter-

ganges herannaht. Das Schicksal von Haity kann sich auf dem nordamerikanischen Festlande nicht wiederholen, — ein allgemeiner Aufstand der Neger könnte zwar die südlichen Staaten der Union zu Grunde richten, aber nicht zur Freiheit der schwarzen Race führen; aber wenn die Sklavenstaaten sich verstockt den Anforderungen eines gebildeteren Zeitalters und veränderter Verhältnisse widersetzen und es versäumen von sich aus die Formen des allmäligen Ueberganges in ein anderes sociales System zu suchen, kann die Trennung der Union nicht ausbleiben, welcher eben so unvermeidlich nicht nur der innere Verfall der sich selbst überlassenen Sklavenstaaten, sondern auch ihre Conflicte mit der dann sich ungehemmt entwickelnden Union des Nordens, und ihre endliche Reduction durch Waffengewalt folgen müssen. Bei einer Lösung durch so extreme Vorgänge muß in Betracht gezogen werden daß die unausbleibliche Betheiligung der europäischen Seemächte in einem solchen Kampfe zu Ungunsten der Sklaverei ausschlagen müßte. Wenn man in den Sklavenstaaten sich mit umgekehrten Hoffnungen schmeichelt, so beruht dies auf sehr kurzsichtigen Reflexionen, und auf einer vollständigen Verkennung der Macht die in Europa das moralische Verdammungsurtheil der öffentlichen Meinung gegen die Sklaverei erhalten hat, — eine Macht welche die betheiligten europäischen Regierungen, weit entfernt sich ihr zu widersetzen, vielmehr zu ihrem Vortheile benutzen würden. Ferner ist es eine Thatsache welche allmälig anfängt klar zu werden, daß die Sklaverei in den Vereinigten Staaten sich nicht auf die Dauer rentiren kann. Es mag vortheilhaft und innerhalb

gewisser Einschränkungen nothwendig gewesen sein neue Territorien durch Sklavenarbeit zu colonisiren, und es ist unstreitig sehr gewinnreich in älteren Staaten für dieses fortrückende Pioniergeschäft Neger zu ziehen; allein dieser letzte Vortheil hört auf sobald dem Systeme keine Territorial-Ausdehnung mehr gestattet wird, und die nördlichen Staaten haben alle Ursache sie nicht mehr zu gestatten und besitzen zugleich die Macht sie nicht mehr zu gestatten: — die fortgesetzte Cultur alter Länder kann aber durch Sklavenarbeit thatsächlich nicht so betrieben werden daß sie mit der freien Arbeit nicht nur der weißen sondern auch irgend einer andern nur einigermaßen thätigen Race concurriren könnte. Freie Neger allerdings sind untauglich als Arbeiter an die Stelle der Sklaven gesetzt zu werden; aber die Sklaverei-Propagandisten der südlichen Staaten stoßen überall da wo die Ausdehnung des Systems unter anderen Umständen Vortheil versprechen würde, wie in Mexiko und Centralamerika, auf Territorien wo die Sklaverei ihre historische Rolle bereits abgespielt hat und aus unbezweifelbaren Gründen nicht zum zweiten Male spielen kann, und wo bereits die freien Mischlingsracen existiren, welche allerdings vortheilhaftere Arbeit zu liefern im Stande sind als die Sklaverei zu liefern vermag. In Kansas und Nebraska aber würden die Sklavenhalter sogar die energischsten und geschicktesten Arbeiter der weißen Race zu Concurrenten ihrer Sklaven bekommen, da kaum irgendwo in der Welt ein dem Europäer zuträglicheres, seine Activität mehr beförderndes Klima gefunden werden kann als in diesen westlichen Prairien. Wo man hier den Baumwollenbau einführen wird

— und dies könnte immer nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theile des Territoriums sein, von welchem letzteren mindestens drei Viertel für immer der Viehzucht gewidmet bleiben werden, — da ist gerade der rechte Platz den Beweis zu liefern, daß es Länder gibt wo dieser Culturzweig durch freie weiße Arbeiter mit größerem Vortheil betrieben werden kann als durch Sklaven. So vereinigen sich ökonomische, historisch-geographische und politische Gründe, um der Sklaverei in Nordamerika die Aussicht auf unveränderte Fortdauer oder gar auf weitere Ausbreitung abzuschneiden, und die bei der Erhaltung der Dienstbarkeit der Neger Betheiligten selbst zu einer Abänderung des Systems zu drängen, wenn sie nicht in der einen oder andern Form ihrem Ruin entgegengehen wollen.

Die Negersklaverei in den Vereinigten Staaten soll also nicht und wird nicht unverändert fortdauern. Ebenso wenig aber kann es die Absicht irgend eines verständigen Menschen sein sie durch eine vollständige Freilassung der Sklaven geradezu aufzuheben. Wenn ich die Rücksichten des abstracten Rechtes gegen die Sklaverei nicht habe gelten lassen, so ist es natürlich daß sie auch gegen die Abschaffung derselben kein Gewicht haben können. Wenn es gegen die Emancipation der Neger keine anderen Gründe gäbe als die Rechte der Sklavenbesitzer, so wäre in der That die Schwierigkeit nicht groß. Was auch nur der radicalste Abolitionismus jemals gesagt haben kann, ist den Rechtsprätensionen dieser Classe gegenüber nicht zu stark, und das Recht gestohlenes Eigenthum wieder zu nehmen auch von dem welcher es von dem Diebe gekauft hat, ist noch lange nicht so gut

begründet wie das Recht die Sklaverei nöthigenfalls mit Gewalt abzuschaffen. Aber die Rechtsfrage ist auch hier wieder, wie in allen großen geschichtlichen Verhältnissen, die untergeordnete. Wenn es unwesentlich ist ob den Sklaven Unrecht geschieht oder nicht, so muß es ebenso unwesentlich sein ob ihren Herren Unrecht geschieht oder nicht. Vor dem Rechte sind die letzten nicht besser als die ersten; allein es handelt sich hier um ganz andere Interessen der Gesellschaft. Die welche, trotz den betrübten Resultaten in anderen Colonieländern, noch heute auch für die Vereinigten Staaten die Freilassung der Neger für wünschenswerth halten, denken entweder nicht daran daß hinter der Sklavenfrage die Racenfrage liegt, oder sie wissen die Gefahren derselben nicht zu würdigen. Diese Gefahren sind indessen für die Republik viel größer als für den Staat in irgend einer anderen Form.

Je geringer das Maß der Freiheit und politischen Selbstthätigkeit des Individuums im Staate ist und je ungleicher die politischen Rechte vertheilt sind, um so verschiedenere Typen der Race und Bildung können neben einander bestehen; je mehr dagegen der Geist der bürgerlichen Selbstständigkeit entwickelt, je mehr das System der Selbstregierung ausgebildet, und je gleichmäßiger der Antheil an allen Rechten und Pflichten des Gemeinwesens vertheilt ist, desto strenger muß entweder eine gewisse Gleichförmigkeit der Race und Bildung gefordert werden, oder desto exclusiver muß eine höhere Race, als der Träger höherer Organisation und Bildungsfähigkeit sich geltend machen, — desto unerbittlicher muß die Forderung gestellt werden daß die demokratische Gleichheit nur auf dem Niveau des höheren Racen- und

Bildungstypus verwirklicht wird. Mit anderen Worten: als Unterthanen einer monarchischen Regierung haben allerlei Menschen neben einander im Staate Platz; als gleichberechtigte Bürger einer Republik sind vielerlei Menschen nicht zulässig. Es verhält sich hierin mit dem Staate wie mit der Kirche. In den kosmopolitischen Räumen der katholischen Kirche die ihren Gliedern keine geistige Selbstthätigkeit zumuthet, findet auch die niedrigste Race eine wohlwollende Aufnahme; — viel größere Ansprüche werden schon von der protestantischen Kirche gemacht die sich in den Vereinigten Staaten sogar nach Racen und Classen absondert, — und eine Gesellschaft gebildeter Freidenker kann nur auf eine kleine Zahl besonders begabter Menschen beschränkt sein. Je demokratischer also — kann man sagen — eine Gesellschaft in sich selbst ist, desto aristokratischer muß sie sich abschließen.

Freilich haben wir in Europa das demokratische Streben sich soweit verirren sehen daß es, statt die unteren Bestandtheile der Gesellschaft der Gleichheit auf dem höheren Niveau zuzuführen, diese Gleichheit auf dem untersten Niveau hat erzwingen wollen. Das erste dagegen ist das Streben der amerikanischen Demokratie, die darum immer in gewisser Beziehung der Antipode der europäischen sein wird. Auf dem Niveau des Indianers oder Negers ließe sich freilich, wenigstens vorübergehend, die sociale und politische Gleichheit erzwingen; auf das Niveau des Kaukasiers aber kann der Indianer, der Neger, und selbst der Chinese, auf den sich in Californien die Racenfrage hauptsächlich bezieht, durch keine Gewalt in der Welt gehoben werden.

Die amerikanische Demokratie will aber nicht eine Demokratie im Sinne dessen sein was man in Europa „das Volk“ nennt. Ihr Ideal ist es eine Gesellschaft von vornehmen Leuten, ein Staat von Gentlemenen zu sein; und obschon Indianer und Neger, gerade wie die Chinesen, auch ihre vornehmen Leute, ihre Ladies und Gentlemen haben, so wollen diese doch nicht recht in jene Gesellschaft passen.

Daß mit diesen socialen und politischen Prätensionen einer höheren Race nicht in jedem einzelnen Falle eine entsprechende höhere Bildung verbunden ist, braucht nicht erwähnt zu werden; aber es kommt darauf auch nicht an. Es kommt auf ein gewisses Maß und eine gewisse Art der Fähigkeiten, auf ein gewisses Niveau der unmittelbar möglichen Bildung, auf einen gewissen Geschmack und Charakter des socialen und politischen Lebens an, der im Großen von den Bedingungen der körperlichen Constitution abhängig und mit dieser innerhalb der Race erblich ist. Wer z. B. chinesische Musik gehört hat, dem muß es klar sein daß wir mit einer Race von so untergeordnetem, und zugleich so abweichendem und in seiner Art ausgeprägtem Geschmacke nicht im Verhältniß republikanischer Mitbürgerschaft leben können; denn in der That, wer könnte uns zumuthen in einem Staate zu leben der den Text zu einer *solchen* Musik abgeben würde? Daß die Chinesen in vielen Beziehungen einen sehr achtungswerthen Bildungsgrad erreicht haben und daß sie sich in den indischen Colonien als sehr nützliche Ansiedler bewähren, ist Jedermann bekannt. Das letzte Zeugniß kann man ihnen auch in Californien nicht verweigern, und so mag man es vielleicht, aus der Ferne gesehen, von der kaukasischen Race

in jenem Lande vorurtheilsvoll, ungerecht und unklug finden daß sie die fernere Einwanderung von Chinesen zu verhindern und die bereits vorhandene chinesische Bevölkerung wieder zu entfernen sucht. Sieht man aber als Bürger des Staates Californien die Alternative vor sich, in einigen Jahrzehnten eine mongolische Helotenbevölkerung des niedrigsten Charakters im Lande zu haben, welche die Zahl der berechtigten Bürger übertrifft, oder, statt dessen, von den Oberen geheimer chinesischer Gesellschaften abhängig zu sein welche über chinesische Majoritäten verfügen und über chinesischen Pöbel mit Gewalt über Leben und Tod regieren*), so erscheint die Sache in einem anderen Lichte, — und die Chinesenfrage in Californien stellt sich, wenn auch weniger gefährlich, als das dar was die Sklavenfrage in unseren südlichen Staaten nach der Emancipation sein würde.

In allen solchen Verhältnissen ist es die natürliche oder gewohnheitsmäßige körperliche Racen-Organisation welche die sociale und politische Kluft bildet. Ich bin weit davon entfernt zu sagen daß eine solche Kluft unausfüllbar sei; ich behaupte nur daß es langer Reihen von Generationen bedürfe, in welchen ausgleichende Vorgänge verschiedener Art fortwirken, ehe sie ausgefüllt werden kann. Muß doch selbst die geistige Entwickelung unserer eignen Race auf das Nachkommen leiblicher Bedingungen warten, ehe die Ideen welche von einzelnen der Masse vorausgehenden Menschen gedacht

---

*) Es ist Thatsache daß in mehreren in Californien vorgekommenen Criminalfällen die Gerichtshöfe nicht gegen den Einfluß der chinesischen geheimen Gesellschaften aufkommen konnten, von deren Oberen mehrfach Todesstrafe verhängt worden ist.

und ausgesprochen werden, allgemeines Eigenthum werden können. Unsere moralischen Begriffe verändern sich, unsere Naturanschauung erhält eine andere Farbe, unser Geschmack in der Poesie und den bildenden Künsten wird ein anderer, unsere Gefühlsart in der Musik nimmt mit der Zeit einen neuen Charakter an, und dieser ganzen Veränderung des geistigen Lebens die in die Massen eindringt, muß, theils als Ursache theils als Wirkung, eine Veränderung des racenmäßigen, d. h. durch Generationen laufenden leiblichen Charakters entsprechen, welche die Massen unserer Völker durchdringen muß, ehe ein Zustand möglich ist in welchem jene fortgeschrittenen Ideen, jener andersgewordene Geschmack, jene neue Gefühlsweise, sich in gesellschaftlichen und politischen Formen darstellen. Nicht blos geistige sondern hauptsächlich leibliche Gründe sind es, weshalb Generationen nöthig sind ehe neue Ideen in die Massen eindringen und in ihnen zu praktischem Einflusse gelangen, — weshalb Reihen von Generationen nöthig sind um in rohen Racen durch Erziehung wesentliche Veränderungen hervorzurufen. Wie schwer muß es also sein in einer aus verschiedenen Haupt-Menschenracen zusammengeworfenen Bevölkerung die Homogenität des Materiales zu erzeugen, welche die Bedingung eines haltbaren und schönen republikanischen Baues ist! —

Will man in Bezug auf das politische Verhältniß verschiedener Racen die Wahrheit rücksichtslos wie eine naturhistorische Thatsache aussprechen, die sich durch keinen Antheil des Gefühls abändern läßt, so muß man erklären daß eine höhere und eine niedere Race nicht auf dem Fuße der politischen Gleichheit zusammenleben können. Kann die

letztere nicht in Unterordnung gehalten werden, so wird eine von beiden weichen müssen, wofür es nur die beiden Formen der Ausrottung und der massenhaften Entfernung gibt. Die erste geht, zum Theil unabsichtlich, mit den rohen Indianerstämmen der Vereinigten Staaten vor sich, die letzte war mit den Chinesen in Californien beabsichtigt, ohne daß jedoch die Maßregel in der Legislatur hat durchdringen können.

Jefferson's Emancipationsplan war mit dem Gedanken verbunden die Neger in Masse zu entfernen, und noch jetzt denkt eine große Zahl von Amerikanern an die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten nur unter dieser Voraussetzung. Allein ganz abgesehen von der Frage der Ausführbarkeit, sind gegen diesen Gedanken wichtige Einwendungen zu erheben. Vom Standpunkte der Humanität betrachtet, ist der Rücktransport nach Afrika oder die Verpflanzung in irgend ein dazu auserlesenes drittes Land der Sklaverei kaum vorzuziehen. Sehr viele Neger die in den Vereinigten Staaten geboren sind und dieses Land als ihr Vaterland betrachten, würden auch um den Preis der Freiheit es nicht freiwillig verlassen, und wie man Gewalt gebraucht hat ihre Voreltern hierher zu bringen, so würde man Gewalt gebrauchen müssen sie hinwegzuschaffen. Dies wären indessen immer nur untergeordnete Erwägungen. Ich habe schon bemerkt daß die Bildung einer natürlichen dienenden Classe und die Erzeugung von Mischlingsracen gerade der Gewinn ist den die Cultur aus der Sklaverei ziehen kann. Wird also die Negerrace wieder entfernt, so wird auch dieser Gewinn wieder vernichtet. Hätte das wohlgemeinte Project ausgeführt werden können, so wären alle

jemals durch die Sklaverei verursachten Schmerzen umsonst erduldet worden, und statt geschehenes Unrecht zu sühnen, hätte die Philanthropie noch die guten Folgen vernichtet durch die es allein historisch gesühnt wird.

Da demnach eine massenhafte Entfernung der Neger aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten, ganz abgesehen von der Ausführbarkeit, auf keine Weise wünschenswerth ist, und da sie mit der weißen Race nicht auf dem Fuße der politischen Gleichheit leben können, die Sklaverei in der jetzigen Weise aber demungeachtet nicht fortbestehen soll, so bleibt als Aufgabe der Reform in diesem schwierigen Verhältniß nur die allmälige Ueberführung der Sklaverei in eine humanere Art der Unterordnung übrig als die jetzige Einrichtung darbietet.

Und wenn nun wirklich, wie so oft behauptet wird, die Sklavenstaaten eine Wiege großer Staatsmänner wären, so wäre hier eine Gelegenheit es zu beweisen. Hier ist Gelegenheit eine Reihe von Gesetzen durchzuführen die, auf lange Zeit berechnet und von unmerklichen Anfängen ausgehend, mit der Gründung einer in der Geschichte bisher noch nicht dagewesenen socialen Ordnung endigen müßten. Aber leider sehen wir unter den südlichen Politikern der Union — den einzigen die hier einen Beruf zur Wirksamkeit haben — keine Spur der höheren Talente, der umfassenden Ansichten und weitreichenden Bestrebungen, welche für eine so große politische Aufgabe vorausgesetzt werden müssen, und statt dessen werden uns in der letzten Zeit nur die hohlen Phrasen affectirter Staatsweisheit, die geistlosen aber verwegenen Kniffe einer spitzbübischen Routine, und die Anmaßungen

eines in wahrer Bildung zurückgebliebenen Landjunkerthums vorgeführt. Hier ist nichts zu hoffen; es müßte denn durch einen kommenden Druck der Zeiten eine ganz andere Generation mit ganz anderen die öffentliche Meinung beherrschenden Charakteren entstehen. Sicher aber ist es daß die südlichen Staaten zerstörenden Kämpfen entgegengehen wenn nicht der Weg allmäliger Reformen von ihnen betreten wird. —

Man kann für diese Reformen wenigstens die allgemeine Richtung angeben und auf verfehlte Bestrebungen aufmerksam machen.

Wenn die Negerrace nicht mit der weißen Race im Verhältniß *politischer* Gleichberechtigung stehen kann, so werden die Vertreter einer gewissen politischen und national-ökonomischen Ansicht es wenigstens als das natürliche Ziel aller liberalen Bestrebungen in dieser Angelegenheit betrachten, die erstere wenigstens in *socialer* Hinsicht der freien Concurrenz mit der letzteren zu überlassen. Die aber welche dieses Ziel im Auge haben, sind eben so blind gegen die Interessen der Humanität wie gegen die Interessen der Cultur. Wo die relative Anzahl der Neger und Farbigen gegen die Weißen gering ist, wie in den nördlichen Staaten der Union, ist freilich der Gedanke noch ohne allgemeine Nachtheile ausführbar. Hier mag ihre sociale Stellung noch der freien Sitte und offenen Concurrenz überlassen bleiben; wo dagegen ihre relative Anzahl groß ist, an eine Mehrheit streift, oder diese wirklich erreicht, wird selbst die *sociale* Stellung noch durch Gesetze bestimmt bleiben müssen, nachdem die Sklaverei in ihrer jetzigen charakteristi-

schen Form längst aufgehoben sein wird. Man glaube nicht daß man durch das Beispiel westindischer Colonien und südamerikanischer Länder einen Beweis gegen diese Nothwendigkeit führen könne. Diese Länder sind entweder auf lange für höhere Cultur verloren, oder sie müssen zur monarchischen Regierungsform übergehen, oder endlich die farbigen Racen in ihnen müssen ihrer Hauptmasse nach in die Stellung einer dienenden Kaste zurückgeführt werden. Will man aber höhere Cultur aufgeben als ob sie ein Luxusartikel wäre, so mag dies ein Mutterland mit einer Colonie thun, die es am Ende kann laufen lassen wie einen Sohn dessen Erziehung mißrathen ist; es kann aber keinem selbstständigen Staate zugemuthet werden mit sich selbst ebenso zu verfahren. Die welche in diesem Verhältnisse der Racen die freie Concurrenz vertheidigen, sollten aber auch bedenken daß die Sklaverei in ihrer härtesten Form selbst nur ein Ergebniß der freien Racen-Concurrenz ist, und daß jede Milderung der Sklaverei durch wohlwollende Gesetze zur Einschränkung dieser freien Concurrenz beiträgt. Es kommen hier die nämlichen zwei Richtungen des Liberalismus in Widerstreit welche sich in Europa in der Form der Gewerbsfreiheit und der Organisation der Arbeit, der Handelsfreiheit und der Schutzzölle entgegenstehen. Was man nun auch über diese Fragen denken mag, so ist gewiß daß die freie Concurrenz der Untergang des Schwachen ist. Auf diesen — den Untergang des Schwachen — ist das Leben in den Vereinigten Staaten ausdrücklich berechnet. Die rücksichtsloseste Concurrenz mit seinem „Hilf dir selbst!“ — ist die Methode desselben. Wie soll in einem solchen

Systeme eine Race wie die Negerrace sich selbstständig erhalten können? —

Gewisse große Staatsphilosophen sagen hier freilich daß die stärkere Race eben ihre Ueberlegenheit nicht zur Unterdrückung, sondern zur Erhebung der schwächeren gebrauchen solle. Sehr wohl! — aber wenn sie es nicht thut? — Und daß sie es nicht thun wird, ist ja eben die Schwierigkeit auf welche wir Rücksicht zu nehmen haben. — Sodann ist es freilich ganz richtig daß die größere Kraft verpflichtet ehe sie berechtigt, — aber es ist ebenso richtig daß sie berechtigt weil sie verpflichtet. Die Negerrace ist nur geistig die schwächere. Körperlich steht sie der weißen Race an Kraft nicht nur gleich, sondern sie ist ihr, namentlich unter gewissen klimatischen Verhältnissen, weit überlegen. Die sittliche Forderung daß die stärkere Race der schwächeren die Hand reiche, kann sich doch nur auf die Seite des Lebens beziehen wo eben der Kraftmangel vorhanden ist, — hier also nur auf die geistige Seite. Die weiße Race hat die Pflicht, der schwarzen geistig aufzuhelfen, — d. h. mit anderen Worten: deren Erziehung zu übernehmen. — Gut! — Ist aber nicht klar daß damit auch die schwarze Race unter die Vormundschaft der weißen gestellt wird? — Wir haben die Pflicht unsere Kinder zu erziehen, aber wir haben auch das Recht von ihnen zu fordern daß sie uns gehorchen. Und wenn es die Pflicht der weißen Race ist, der schwarzen geistige Schwierigkeiten überwinden zu helfen, weil diese die geistig schwächere ist, — folgt daraus nicht daß es umgekehrt die Pflicht der schwarzen Race ist, der weißen physische Schwierigkeiten überwinden

zu helfen, weil diese letztere die physisch schwächere ist? — Daß in dem Sklavereisysteme die Pflicht der weißen Race nicht erfüllt wird, ist unbestreitbar; aber ebenso unbestreitbar ist es auch daß die schwarze, wo sie sich massenhaft in Freiheit befindet, weder ihre eigne Pflicht erfüllt, noch der weißen gestattet die ihrige zu übernehmen *).

---

*) „Die praktische Forderung, welche sich aus der Annahme verschiedener Urracen ergibt, ist nicht das Recht der Sklaverei, sondern vielmehr die Pflicht die niedriger stehenden Racen, soweit es ihre Fähigkeiten zulassen, zu cultiviren, damit die Befähigteren mit ihnen in menschlichen Verkehr treten können, und das Grelle des Racen-Unterschiedes dadurch gemildert werde." — Diese nicht neue Bemerkung eines deutschen Schriftstellers, welche ich hier anführe wie ich sie in einem amerikanischen Blatte citirt finde, ist gegen Agassiz gerichtet, welchem in der nämlichen Verbindung der Vorwurf gemacht wird daß er wissenschaftliche Resultate zur Vertheidigung der Sklaverei zu verwenden suche. Ich sah mich veranlaßt Agassiz brieflich zu fragen durch welche Aeußerung er sich den Angriff zugezogen, und erhielt darauf in einem aus Cambridge in Massachusetts vom 26. Novbr. 1853 datirten Briefe eine Erwiderung, welche, neben Privataufschlüssen über die berührte Polemik, die Erklärung enthält, daß er (Agassiz) über die Sklaverei niemals eine Ansicht ausgesprochen, weil er sich niemals mit der Untersuchung dieser ethischen Frage beschäftigt habe, und dann fortfährt: „Mit den Negern dagegen als einer Menschenrace habe ich mich als Zoolog sehr viel abgegeben, wie Sie aus der zahlreichen Sammlung von Daguerreotypen ersehen könnten die ich von derselben habe machen lassen, wie von allen anderen Racen die mir zu Gesicht gekommen sind. Das Hauptresultat dieser Untersuchung ist, daß geistig die Neger groß werdende Kinder, physisch eine der am tiefsten stehenden Racen sind, mit den übrigen schwarzen Racen, namentlich den Südsee-Negern, am meisten zum Affentypus sich hinneigend,

Aus allem diesen geht hervor daß es in dieser Angelegenheit weder das Ziel der Reform sein kann die Negerrace der socialen Concurrenz mit der weißen Race zu überlassen, noch daß man der letzten zumuthen kann über die erste dauernde Vormundschaftspflichten zu erfüllen ohne zugleich Vormundschaftsrechte zu besitzen. Die allmälige gesetzliche Feststellung dieser Rechte und Pflichten in einem liberalen und wohlwollenden Geiste ist vielmehr die große Aufgabe, welche die Lösung der Sklavenfrage enthält. Das erste was hierin zu thun ist, muß die Hinwegräumung aller die dienende Race herabwürdigenden, ihr die allmälige Erhebung verschließenden Verhältnisse und Formen sein. Die Uebertragung der Dienstansprüche von dem einen Herrn auf den anderen muß eine andere Form als die des Verkaufes erhalten. Sittliche Verhältnisse zwischen Individuen der dienenden Race, wie die Verbindung von Gatten und von Eltern und Kindern (bis zu einem gewissen Alter) müssen

---

doch selbst in den Extremen noch nach rein menschlicher Gestaltung. Diese Ansicht habe ich wiederholt ausgesprochen, ohne eine andere anstößige Folgerung daran zu knüpfen als etwa die, daß keine farbige Race, am wenigsten die Negerrace, einen gemeinschaftlichen Ursprung mit uns haben könne. Daß irgend ein reiner Negerstamm sich zu einer civilisirten Gemeinde erheben könne, glaube ich nicht. Die Race hat es daheim, selbst da wo sie mit civilisirten Völkern Jahrtausende lang in Berührung kam, wie im nördlichen Afrika, nicht gethan. Was am besten mit ihr anzufangen sei um alles Gute in ihr am höchsten zu entwickeln, weiß ich nicht, und es scheint mir noch Niemand diese Frage erörtert zu haben.“ Diese letzte Bemerkung ist die Stelle, auf welche ich in dieser Aeußerung den Hauptwerth lege.

geachtet werden. Gegen Unrecht und Gewaltthat endlich muß Schutz gegeben werden, und zu diesem letzteren Zwecke wäre es nicht schwer den Weg zu betreten den die spanische Colonialregierung zum Schutze der Indianer gegen die Bedrückungen der Eroberer von Mexiko, Peru, u. s. w. betreten hatte, nämlich besondere hoch und unabhängig gestellte Anwalte der Neger einzuführen, welche die Pflicht haben von Staatswegen überall im Interesse ihrer Schutzbefohlenen vor besonderen hochgestellten Gerichtshöfen klagend und vertheidigend aufzutreten.

Diesen Weg müßte die Bundesgesetzgebung einschlagen, wenn einmal in ihr Vernunft und gerechter Wille die Oberhand bekommen sollten, und mit einer solchen Reform allein ist auf eine dauernde Erhaltung der Union zu hoffen. Das System der Indianer-Agenten würde für diese politische Schöpfung schon eine Analogie darstellen.

Unterdessen ist es die erste aller politischen Aufgaben in den Vereinigten Staaten der Sklaverei jede weitere Ausdehnung auf neue Gebiete zu verschließen, sei es auch nur um die Schwierigkeiten und Gefahren der Lösung einer Frage, bei der die höchsten Interessen der Menschheit betheiligt sind, auf einen möglichst kleinen Raum zu beschränken. Wenn es aber irgend einen Punkt gibt, wo die europäischen Staaten vor der ganzen civilisirten Welt berechtigt sind, der Abderitenweisheit der Monroe-Doctrin zum Trotz, in die Politik des amerikanischen Staatensystemes einzugreifen, so ist es der, die Annexation neuer Gebietstheile an die Vereinigten Staaten nur unter der Bedingung zuzulassen, daß

die Sklaverei von ihnen ausgeschlossen bleibe, und dies zum Gegenstande positiver Verträge zu machen. Dies ist das einzige Verhältniß in welchem der Geist der Zeit Europa gegen Amerika Recht geben würde.

Zweites Buch.

Reise von New-York nach Nicaragua, Aufenthalt und Rückkehr.



Erstes Kapitel.

Beweggründe zur Reise. — Im North River. — Auf dem Meere. — Schiffsgesellschaft. — Frömmigkeit und Ruchlosigkeit. — Hühnerkrankheit. — Küste von Haity. — Wetterlaunen, Windstillen und Wasserhosen. — Bilder in der Höhe und Tiefe. — Ankunft zu Chagres.

Im Sommer 1851 wurde durch verschiedene Umstände meine Aufmerksamkeit auf Nicaragua gelenkt. Das Project eines Schiffscanales zur Verbindung des atlantischen und stillen Oceans erregte gerade damals in den Vereinigten Staaten ein großes Interesse. Eine Compagnie zu dem Zwecke dieses Project auszuführen, hatte sich, unter dem Namen der Atlantic and Pacific Ship Canal Company, zu New-York gebildet, ein Corps von Ingenieuren war nach Nicaragua abgeschickt worden um die nöthigen Nivellements auszuführen, und die allgemeine Meinung war daß das große Werk, mit dem eine neue Aera für Schifffahrt und Handel beginnen werde, der Ausführung nahe sei.

Ich machte um diese Zeit die Bekanntschaft des Herrn E. G. Squier, welcher, als Geschäftsträger der Vereinigten Staaten bei den Republiken von Central-Amerika, soeben von Nicaragua zurückgekehrt war. Seinen veröffentlichten Schilderungen des Landes hatte er die Bemerkung hinzuge-

fügt, daß die einflußreichsten Männer jener Republik den Wunsch ausgesprochen er möge einen Naturforscher veranlassen das Land zu besuchen und vornämlich seine mineralischen Reichthümer zu studiren.

So gab ich mich der Hoffnung hin daß ich mir in jenem Theile von Central-Amerika auf die eine oder die andere Weise eine befriedigende Thätigkeit werde eröffnen können. Nicaragua erschien mir, als was es sich wohl auch bewähren wird, als einer der wichtigsten Schauplätze des amerikanischen Lebens, in dessen Entwickelung mit einzugreifen als ehrenvoll zu erachten sei.

Mein Entschluß stand also fest, und die Vorbereitungen waren in wenigen Tagen getroffen. Im Hafen lag eine nach Chagres und San Juan de Nicaragua bestimmte Brig. Auf dieser nahm ich für mich und meinen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, der mir kürzlich aus der Schweiz nach Amerika gefolgt war, Passage, und am 24. September schifften wir uns ein. Verschiedene Umstände verzögerten die Abfahrt um einige Tage. Da wir aber nach den Aeußerungen des Capitäns von einer Stunde zur andern bereit sein mußten unter Segel zu gehen, mußten wir die Zeit geduldig auf dem North River zubringen, wo die Brig vor Anker lag.

Das bewegte Leben um uns her dessen Schauplatz der Hafen von New-York zu allen Zeiten ist, half uns unterdessen die Zeit des Wartens verkürzen. Fahrzeuge aller Art liefen ein und aus. Dampffähren bewegten sich unablässig von einem Ufer des Flusses zum andern. Dampfboote kreuzten nach allen Richtungen zwischen Schiffen, Barken,

Brigs, Schoonern und Schaluppen. Vier große See-Dampfer liefen an dem einen Tage zu gleicher Zeit aus, und die Abschiedssalven donnerten über den Fluß. Während dem brannten gerade gegenüber in Jersey-City hart am Wasser einige Gebäude ab. Dicke Rauchmassen, von rothen Flammen durchzuckt, stiegen auf. Die Sturmglocken ertönten zwischen den Kanonensalven. Dann mischte sich der schwarze Rauch mit allen Nuancen von Grau, wie aus zahlreichen Spritzen Wassermassen in den Brand gegossen wurden. Bald darauf stürzte einer unserer Matrosen vom Maste herab. Im Fallen hatte er ein Tau ergriffen, welches ihm zwar durch die Hände geglitten war aber den Fall wesentlich gemildert hatte. Der Mann lag, als ich hinzusprang, regungslos auf dem Gesichte. Ein Blutstrom floß von ihm ab über das Verdeck. Man goß ihm kaltes Wasser über den Kopf. Nach einigen Minuten erhob er denselben und stand auf. Man half ihm die Schiffstreppe hinab in ein Boot um ihn zu einem Arzte zu bringen, und einige Tage später sah ich ihn schon wieder auf dem Maste. Am Abend donnerten von Neuem die Kanonen. Es war ein Abschiedsgruß für Jenny Lind, welche am Bord des Dampfbootes Empire City nach Boston abfuhr. Am vorhergehenden Abend hatte sie noch im Castle Garden gesungen, und wir hatten den Sturm des Beifalls vernommen der aus den erleuchteten Fenstern des Concertsaales zu uns herüberrauschte.

Endlich am Morgen des 28. waren alle Hindernisse beseitigt. Das Wetter war schön, der Wind günstig. Der Capitän kam mit dem Lootsen an Bord. In zehn Minuten

war der Anker gelichtet, und einige Stunden später befanden wir uns in der offenen See.

Außer mir und meinem Sohne waren noch sieben Passagiere an Bord, zwei Amerikaner, zwei Irländer, zwei deutsch-polnische Russen, und ein Deutscher. Unser Capitain war ein geborner Schotte. Er erzählte mir daß er in seiner Jugend ein Genosse von Lord Byron gewesen sei, und mit diesem manches Wagstück a u f dem Wasser und i m Wasser bestanden. Jetzt war er ein ruhiger, sehr besonnener, und sehr frommer Mann methodistischen Glaubens, der, so lange die Reise dauerte, jeden Sonntag in der Cajüte Gottesdienst hielt. Er wisse mit Sicherheit, erklärte er uns bei der ersten Gelegenheit, daß seine Seele gerettet sei, und er werde sich durch Nichts, auch nicht durch unsere Gleichgiltigkeit, von dem Versuche abhalten lassen auch unsere Seelen zu retten. Den Matrosen lehrte er in den eindringlichsten Worten daß ein „hol mich der Teufel" so sicher erhört werde wie ein frommes Gebet. Er hatte eine für uns alle hinreichende Zahl von Gesangbüchern an Bord, und erwartete daß wir vor und nach seiner Predigt in ein frommes Lied einstimmen würden. Als er sah daß er diesen Zweck nur sehr unvollkommen erreichen konnte — was er vielleicht mit Unrecht ganz und gar unserer Gottlosigkeit zuschrieb, da die beiden Irländer wahrscheinlich katholisch, die Warschauer aber ohne Zweifel mosaischen Glaubens waren, diese vier also wenigstens giltige Einwendungen gegen den Gebrauch eines methodistischen Gesangbuches haben mochten — rief er uns im Tone eines feierlichen Protestes zu: „Wenn ihr euch schämt euren Gott zu preisen, so schäme

ich mich nicht!" — und ohne weiter auf uns Rücksicht zu nehmen, sang er ganz allein mit lauter Stimme ein Lied von zehn oder zwölf Versen aus seinem Buche ab. Ich sah wie sehr dem wohlmeinenden Manne unser Mangel an Frömmigkeit zu Herzen ging, und um ihn nicht zu sehr zu kränken, sang ich am nächsten Sonntage mit. Bald folgten auch die Anderen. Sogar die Juden stimmten in unsere christlichen Hymnen ein. Aber einen schneidenden Gegensatz zu dieser überhandnehmenden Frömmigkeit bildeten zwei Menschen: der Steuermann, welcher früher als Sklavenhändler die Küsten Afrika's besucht hatte, und ein Sohn des Capitäns, welcher die Ekstase methodistischer Inbrunst auf die ruchloseste Weise parodirte. Wie so oft Böses zu Gutem führt, so verdanke ich seinen Frivolitäten die Kenntniß eines Liedes welches sich durch seine einfache Frömmigkeit in hohem Grade empfiehlt, und von welchem ich deshalb Anfang und Ende mittheile, zwischen welche eine ad libitum verlängerte Mitte eingeschoben werden kann. Das Lied beginnt:

Where, do you say, is old father Adam?
Where, do you say, is old father Adam?
Where, do you say, is old father Adam? —
Way down, in the promised land!

Von Adam durchläuft sodann das Lied die ganze Reihe der Erzväter bis herab auf Wesley mit der nämlichen Frage und Antwort, und schließt endlich mit den folgenden beiden Versen:

By and by we shall go for to meet him —
By and by we shall go for to meet him —
By and by we shall go for to meet him —
Way down, in the promised land! —

There we will shout and sing for ever —
There we will shout and sing for ever —
There we will shout and sing for ever —
Way down, in the promised land?

Das Lied war gut, aber die Art des Vortrages brachte bei den Juden einen entschiedenen Rückfall in die Gottlosigkeit hervor. Sie sangen „In des Waldes tiefsten Gründen“ und andere noch viel profanere Lieder, die sie für polnische Hymnen ausgaben, obschon der frivole Vortrag den Capitain, welcher kein Deutsch verstand, überzeugen mußte daß dies ein falsches Vorgeben war.

Wir waren einige Tage auf dem atlantischen Ocean, als plötzlich aus der Cajüte einer meiner Koffer verschwunden war, welcher, außer anderen nothwendigen Dingen, eine ansehnliche Quantität von Schießbedarf enthielt, und durch das viele Blei ein bedeutendes Gewicht erhalten hatte. Auch die Kleider und Wäsche meines Sohnes waren darin, wodurch ich genöthigt wurde auf der langen Fahrt meine ersten Versuche in Ausübung der Kunst einer Wäscherin anzustellen, — Studien die mir auf meinen späteren Reisen vielfach zu statten gekommen. Außer dem Capitän und den Passagieren hatten nur des Capitäns Sohn, der Steuermann und der Aufwärter Zutritt in die Cajüte, so daß das Verschwinden des Koffers auf offener See ein überraschendes Ereigniß war. Der Capitän befahl deshalb eine allgemeine Durchsuchung des Schiffes bis in seine untersten Räume und dunkelsten Winkel. Er ließ sein eignes Gepäck auf das Verdeck bringen, öffnete es vor Aller Augen, und jeder an Bord befindliche Mensch mußte dasselbe thun. Diese Unter=

suchung wurde mehrere Tage fortgesetzt, ohne ein Resultat zu liefern. Ich setzte einen Preis von zwanzig Dollars auf die Entdeckung des Koffers — umsonst. Ich war überzeugt derselbe sei, in der Meinung er enthalte Geld, geöffnet, und, nach gefundenem Irrthume, über Bord geworfen. Als wir jedoch zu Chagres einen Theil unseres Bauholzes ausluden, fand ein holländischer Matrose den vermißten Gegenstand zu unterst im Schiffsraume, unter Balken und Brettern. Unterdessen war es auf der ganzen Reise ein unangenehmer Gedanke gewesen, einen so verwegenen Dieb an Bord zu haben. Alle Umstände lenkten den Verdacht auf den Steuermann, der ein ruchloser Charakter zu sein schien, und dessen Benehmen den Verdacht immer mehr bestärkte. Als nun vollends einer der Passagiere eine verdächtige Unterhaltung zwischen ihm und einem Matrosen behorcht haben wollte, begann der Capitän ernstere Besorgnisse zu hegen. Der Steuermann war ihm gänzlich unbekannt gewesen als er ihn für diese Reise in Dienst nahm. Wir hatten eine beträchtliche Summe baaren Geldes für San Juan an Bord, und der verwegene Plan, unser Fahrzeug irgendwo in der Nähe von Chagres oder dem eben genannten Hafen auf den Grund zu rennen, sich des Geldes zu bemächtigen und damit über den Isthmus nach Californien zu flüchten, schien im Kopfe eines ehemaligen Sklavenhändlers wenn nicht gar Seeräubers wohl möglich zu sein. Der Capitän sprach darüber nur mit mir und einem oder zweien der übrigen Passagiere. Wir schliefen einige Nächte mit den Pistolen unter dem Kopfe und hielten sie am Tage zur Hand, bis wir uns überzeugten daß uns unsere Phantasie etwas zu weit fortgerissen.

Wir hatten für unseren Tisch einige Dutzend Hühner an Bord, welche in Käfigen auf dem Verdeck gehalten wurden. Da im Uebrigen unsere Tafel keineswegs luxuriös war, fühlten wir, als wir etwa acht Tage auf der See waren, großen Verdruß die Entdeckung zu machen daß unter diesen Thieren eine ekelhafte Krankheit ausgebrochen war. Ein Huhn nach dem andern wurde davon befallen. Den erkrankten Thieren lief ein zäher Schleim aus dem Schnabel, ihre Augen wurden entzündet, und nach dem Tode zeigte sich bei einigen daß sie gänzlich ausgeeitert waren. Sowie das eine erkrankte, duldeten die gesunden es nicht mehr in ihrer Nähe. Es wurde von ihnen unbarmherzig gebissen, bis auch an sie die Reihe kam. Das letzte dieser unglücklichen Thiere wurde in der caraïbischen See von einem der Passagiere lebendig über Bord geworfen, und als wir zwei Tage darauf einen Hai fingen, fanden wir das noch an den Federn erkennbare Huhn in seinem Magen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit unseres schwarzen Koches rühmlichst erwähnen. Dieser Mann, der in seinem Geschäfte fleißig und ordentlich war, zeichnete sich auch durch einen Zug von Menschlichkeit aus der mich für ihn einnahm. Er machte dem Passagiere welcher das Huhn über Bord geworfen, lebhafte Vorwürfe über seine Grausamkeit, und ebenso wenig duldete er daß Fische, welche wir von Zeit zu Zeit mit der Angel fingen, ausgenommen wurden ohne vorher durch einige Schläge auf den Kopf getödtet zu sein. Mit dieser Weichherzigkeit war bei ihm eine auffallende Intelligenz verbunden. Er kannte alle Seevögel und Fische die wir fingen auf englisch und auf spanisch mit Namen und

berichtigte die naturhistorischen Irrthümer einiger Passagiere mit viel Verstand. Als wir nahe an der Küste von Haity hinfuhren, sodaß wir am Ufer jeden Baum unterscheiden konnten, stand er auf dem Verdeck und sah hinüber nach dem Lande in welchem seine Race sich nicht vor einer anderen zu demüthigen braucht, und sein Gesicht hatte dabei einen verständigen und gedankenvollen Ausdruck.

Unsere Fahrt brachte uns schnell aus dem rauhen Herbstwetter von New-York in eine mildere Zone. Schon am 2. October, in der Breite der Bermudas, hatten wir eine so laue Nacht daß wir uns während eines großen Theiles derselben auf dem Verdeck aufhielten. Ein kaum merkbares Lüftchen hauchte in die Segel, nur ein leichtes Plätschern und Rauschen des Meeres an den Schiffswänden war zu hören, und wie schimmernde Sterne glitten leuchtende Punkte, von der Nähe des Schiffes ausgehend, ruhig über die kaum bewegte Wasserfläche. Mit den folgenden Tagen traten Windstillen und heftige Regengüsse ein. Wir waren in die Region gelangt in welcher der obere Passatwind, der vom Aequator kommt, sich aus den höheren Schichten der Atmosphäre herabsenkt und den unteren Passatwind erzeugt, welcher nach Südwesten dem Aequator zuströmt. Vergeblich aber hofften wir jeden Tag daß der letztere wirklich in seiner ganzen Regelmäßigkeit einsetzen und uns rasch an das Ziel unserer Reise bringen werde. Windstillen, unregelmäßige Windstöße mit Regengüssen, und oft sogar ein Südwestwind anstatt des erwarteten Nordost, hielten uns volle acht Tage vor der Mona-Straße auf, welche Haity von Puerto Rico trennt, was unseren Capitän veranlaßte reli=

giöse Betrachtungen über die Verschlechterung der Natur anzustellen, und die Bemerkung zu machen daß die Passatwinde neuerdings nicht mehr so regelmäßig seien wie sie vormals gewesen — „the trades are not so steady lately as they used to be.“ Ein Gespräch über die Fortschritte der Schifffahrt welches sich an diese Bemerkung anknüpfte, rief von seiner Seite die Aeußerung hervor daß, da Salomo nach der Autorität der Bibel der weiseste Mann gewesen, ihm auch nothwendig das Gold Californiens habe bekannt sein müssen, wonach es außer Zweifel sei daß schon zu seiner Zeit Schiffe aus dem mittelländischen Meere entweder um das Cap Horn oder um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Californien gesegelt, welches ohne allen Zweifel das wahre Land Ophir sei

Die südwestlichen Windstöße brachten uns in diesen Tagen von Haity verschiedene Vögel auf das Schiff. Ein schöner Adler, wahrscheinlich auf seinem ersten weiteren Fluge, setzte sich eines Abends erschöpft auf eine der Segelstangen. Ein Matrose stieg nach eingebrochener Dunkelheit hinauf um ihn zu ergreifen. Der Vogel hieb mit dem Schnabel nach der Hand des Mannes, welcher darauf mit einem Tauende das stolze Thier von seinem Sitze hinab in die See schlug.

Wir hatten mehrere Tage lang die Küste von Haity vor Augen. Als wir sie zuerst sahen, zeigte sie sich als eine dunkelblaue Bergkette im glühenden Roth des Abendhimmels. Am sechszehnten October lag, als wir am Morgen auf das Verdeck traten, die Nordostküste der Insel ganz nahe vor uns: rechts hohe Gebirge von kühnen Formen, links ein

langgestrecktes niedriges Tafelland mit steilem Abbruch am Meere, davor ein flacher Strand mit schäumender Brandung, das Ganze mit Wald bedeckt, nirgends eine menschliche Wohnung oder eine Spur von Anbau. Wir umschifften die nordöstliche Spitze auf Büchsenschußweite. Ein Meeresstrom mit Hilfe eines leichten Ostwindes brachte uns während des Tages hindurch und aus dem atlantischen Ocean in das caraïbische Meer. Vor Dunkelheit hatten wir die Küste wieder aus dem Gesicht verloren und der lang erwartete Nordostwind sprang endlich auf, leider um nicht sehr lange anzuhalten, denn noch mehrere Wochen lang blieb, mit kleinen Unterbrechungen günstigen Windes, unsere Brig ein Spiel der unregelmäßigen Windstöße, oder der Meeresströme bei Windstillen.

Während dieser Zeit stellten sich uns mancherlei Naturscenen und Lebensbilder über und unter dem Wasser dar, die unser Interesse oft auf die lebhafteste Weise in Anspruch nahmen. Die Abende hatten ihren Sonnenuntergang, von dessen zauberischer Schönheit es schwer ist einen Begriff zu geben. An dem einen dieser Abende überzogen lange goldene Wolkenstreifen den blutrothen Himmel wie mit den zarten Fäden eines metallischen Gespinnstes. Gegen Norden und Süden ging das glühende Roth durch verschiedene Abstufungen von Carmin und Purpur in Violett, Dunkelblau und Braun über, und dazwischen kamen einzelne Stellen des reineren Himmels in grünlichen Tinten zum Vorschein. Nach dem Zenithe hinauf erstreckten sich, von dem Orte der untergegangenen Sonne aus, breite abwechselnde Strahlen von lichtem Gelb und Blau. Ueber unserem

Kopfe hingen leichte Wölkchen wie rosenrothe Kreppschleier, und Segel und Mastspitzen tauchten sich in leichtes Carmin und Lila, welches die ganze nördliche Hälfte des Himmelsgewölbes färbte.

Der folgende Abend stellte ein anderes Bild dar: hoch über der untergehenden Sonne spannte sich ein Bogen olivengrüner und goldgeränderter Wolken, flockig wie aufgehäufte Wolle. Wunderlich gestaltete dicke Massen thürmten sich dunkelviolblau im lichten Raume unter diesem Bogen hinter dem scharfbegrenzten Horizonte des Meeres auf. Von Westen herum nach Osten durchlief der Horizont zu beiden Seiten alle Nuancen von Violett und Blau, hier und da von braunen oder grünlich rauchgrauen Massen unterbrochen. Im Zenith, und von da nach Osten hinab, war der Himmel mit einem lilafarbenen Flor überzogen, durch welchen der Mond hindurchschimmerte. — Und welche Nacht folgte diesem zauberhaften Abend! — Der Mond stand fast senkrecht über den Mastspitzen, und silberne Wölkchen flogen eilend unter ihm hin. Um das Schiff tummelten sich Delphine im Mondlicht, oft so nahe daß man sie, wie sie sich über das Wasser erhoben, mit einem Stocke vom Schiffsbord hätte erreichen können. Es war mir als wäre ich im Theater, — als müßte ich in den spielenden Delphinen die Formen der Meerfrauen im Oberon erkennen, und ihr „O, wie wogt sich's so schön auf der Fluth" vernehmen.

Wir konnten einige Tage lang mit unseren Fortschritten in der Reise zufrieden sein. Günstiger Wind hatte uns durch den größeren Theil des caraïbischen Meeres geführt. Allmälig, sowie wir uns der Küste von Central-Amerika

näherten, wurden jedoch Wind und Wetter wieder sehr unbeständig. Bei anhaltenden Windstillen trieben Meeresströme unser Fahrzeug mehrmals in vierundzwanzig Stunden um dreißig bis vierzig Meilen zurück. Diese Stillen wurden von plötzlichen Windstößen unterbrochen die heftigen Gewittern und Regengüssen vorausgingen, bei welchen letzteren der Himmel alle seine Schleusen öffnete. Die Gewitter ließen uns des Nachts oft nicht schlafen, denn Blitze und Donnerschläge waren in gleichem Grade furchtbar. Am dreiundzwanzigsten October sahen wir nicht weit von unserem Schiffe, welches von spiegelglatter See umgeben war, eine bestimmt abgegrenzte Stelle deren Oberfläche gekräuselt und leise bewegt war. Unser Schiff rückte allmälig in diesen Raum hinein, und hatte ihn nach einer halben Stunde durchschnitten. Was der Grund der Erscheinung war, konnten wir nicht sehen. Vielleicht eine unendliche Schaar kleiner Fische, vielleicht auch eine elektrisch-atmosphärische Wirkung. Das letzte ist das Wahrscheinlichste; denn nicht lange nachher legte ein plötzlicher Windstoß die Brig beinahe auf die Seite, schnell trat wieder Windstille ein, der Regen stürzte in Strömen herab, der Himmel klärte sich rasch wieder auf, und bei 98° Fahrenheit hing ostwärts in einer Entfernung von einigen Meilen, wie ein schwarzer Trichter mit langem dünnem Halse, eine Wasserhose aus einer Wolke auf die See herab.

Wir waren nun nicht mehr als hundert Meilen von Chagres entfernt. Züge großer weißer Seevögel flogen in langen regelmäßigen Reihen niedrig über dem Wasser südwärts. Andere Schaaren zogen höher in der Luft in win=

kelförmig vereinigten meilenlangen Doppelketten. Verschiedene Landvögel ließen sich auf dem Schiffe nieder. Ein kleiner Falke kam mit einem Vögelchen in den Klauen, und verzehrte seine Beute auf einer Segelstange. Zwei Schwalben umschwirrten unser Fahrzeug mehrere Tage lang. Ihr Aussehen, ihr Flug und ihr Geschrei glichen fast ganz dem unserer europäischen Hausschwalbe. Sie verließen uns wieder noch ehe wir Land zu Gesicht bekamen. Um diese Zeit trieben auch viele Baumstämme um uns her. Um jeden derselben war ein Gewimmel von junger Fischbrut oder von Schaaren irgend einer Art ganz kleiner Fische, und Seevögel saßen auf den Stämmen um mit Bequemlichkeit diese leichte Beute verzehren zu können.

Die häufigen Windstillen welche unsere Ankunft zu Chagres bis zum sechsten November verzögerten, gaben uns Gelegenheit das Leben im Wasser zu beobachten. Die See war oft spiegelglatt. Bald spielten bunte Fischchen um unser Steuerruder, bald schienen die Bewohner fernerer Regionen der Tiefe emporzusteigen und uns verwundert anzusehen. Tief in der Ferne erschienen metallisch glänzende Punkte, die größer und größer wurden, allmälig Form und Gestalt annahmen, bis das durchsichtige Element unter uns belebt war von allen Arten von Fischen: großen, kleinen, — weißen, schwarzen, — grünen, gelben, — rothen, blauen, — langen, breiten, — und runden bis beinahe zur Kugelform. Sie hoben sich und senkten sich, zogen hin und her, die Köpfe gegen unser Schiff gekehrt. Dann verscheuchte ein Hai diese friedliche und neugierige Schaar. Er kreiste hungrig um uns her, bis er sich durch ein Stück Salzfleisch

verlocken ließ in eine hinter dem Steuer hinabgelassene Schlinge zu, schwimmen, mittelst deren er an Bord gezogen wurde. Man läßt das Thier bis an die Schwanzflossen durch die Schlinge gehen, hinter welcher der Köder hängt, und zieht dann rasch das Tau in die Höhe. Wir zogen auf diese Weise in einigen Tagen fünf oder sechs dieser Bestien an Bord, von denen indessen keine mehr als sieben Fuß Länge hatte. Bei dem gänzlichen Mangel frischer Nahrungsmittel, machten wir einen Versuch das Fleisch zu essen. Es ist genießbar, aber allerdings keine Delicatesse. Die Flossen à la Chinoise zu bereiten, verstand leider unser Koch nicht. Wir hatten kaum die Eingeweide, den Kopf und andere Theile des ersten Haies in's Meer geworfen und sie langsam in die Tiefe sinken sehen, als ein zweites dieser Ungeheuer, von drei prachtvoll gefärbten Fischen gefolgt, die sich hinter einander immer etwas tiefer und in ehrerbietiger Entfernung von ihm hielten, eben so langsam emporstieg. Alle vier umzogen lange Zeit das Schiff in engeren und weiteren Kreisen, bis der Hai ebenfalls gefangen war. Mit ihm wurde einer der bekannten Saugfische (Remora) heraufgezogen, der ihm hinter der einen Brustflosse saß. Hinter der anderen hatte ebenfalls einer gesessen, der jedoch bei dem Heraufziehen losgegangen war. Man hatte, während die Bestie noch umherschwamm, beide sehr gut erkennen können. Bei dem ersten Hai hatten wir das Nämliche bemerkt, und dasselbe zeigte sich bei denen die wir später sahen. Die drei Fische, welche den eben gefangenen begleitet hatten, waren von der Art welche die amerikanischen und englischen Seeleute Dolphin nennen, welche aber keineswegs zu den

Delphinen gehört. Wir harpunirten später zwei dieser Thiere. Die Farben welche sie zeigen, sind wirklich prachtvoll: spangrün, zeisiggrün, citronengelb, goldgelb, stahlblau, mit lasurblauen Punkten wie die Flecken der Forelle. Wenn der Fisch stirbt, zeigt sich das bekannte Farbenspiel: weiß, violett, goldgelb, stahlgrau — folgen sich als wechselnder Schiller über den ganzen Körper. Mit großer Vorsicht versuchten wir auch von diesem Fische zu essen. Die Seeleute behaupten, daß er zuweilen giftig sei, und bilden sich ein daß der Kupferbeschlag der Schiffe davon die Schuld trage, — ein Gedanke auf den sie durch die grüne Farbe des Thieres geleitet worden zu sein scheinen. Das Fleisch war schlecht, hatte aber keine schädliche Wirkung. Nachdem wir den Abgang des zweiten Haies über Bord geworfen, erschien ein ganzer Zug jener prachtvollen Fische, in langer, regelmäßiger Reihe, deren Ende sich weit in die Tiefe des Wassers verlor. Die fernsten von ihnen wurden nur zuweilen durch das Blinken ihrer grünen und blauen Körper erkennbar. Mit diesem Zuge erschien zugleich ein anderer viel größerer Fisch, den unser Koch Barracuta nannte — ein bekannter Fisch der westindischen Gewässer. Er bewegte sich immer mit dem Zuge, und mit ihm verschwand er auch wieder.

Eines Tages konnte ich zusehen wie einer der grünen Fische einen fliegenden Fisch jagte. Ueber dem Wasser flog der letztere, immer eine Strecke weit in gerader Richtung, dann eine der leichten Wellen berührend, um einen Winkel zu machen, wie ein gehetzter Hase, — unter dem Wasser folgte der Raubfisch jeder Bewegung mit der gleichen

Geschwindigkeit, und ich sah ihn unter der Oberfläche im Zickzack wie einen blaugrünen Blitz dahinfahren Endlich war der fliegende Fisch erschöpft, er fiel in's Wasser, gerade vor dem Rachen seines Feindes. Fliegende Fische sahen wir übrigens nie bei vollkommen glatter See. Sie scheinen wenigstens eines schwachen Wellenschlages zu bedürfen um sich erheben zu können. Bei bewegter See erhoben sie sich oft in ganzen Schaaren.

Wenn wir auf die beschriebene Weise einen Hai fingen, mußte derselbe über das gerade hinter dem Steuerruder aufgehängte Boot gezogen werden. Bei einer dieser Gelegenheiten hatte sich das Tau am Rande des Bootes eingeklemmt, und der Capitän stieg hinein um das Hinderniß zu beseitigen. In dem Augenblicke in welchem dies gelungen war, zogen die Matrosen auf dem Verdecke, welche die Situation des Capitäns nicht sehen konnten, die Bestie plötzlich herauf in das Boot, warfen damit den Capitän nieder und das Thier über ihn. Wie gefährlich die Lage des Capitäns war, konnten wir gleich darauf sehen als der Hai auf dem Verdecke ein Bündel Taue in den Rachen bekam und mit einem Bisse unbrauchbar machte. Bei den meisten dieser Thiere fand ich Magen und Eingeweide vollkommen leer. Eins davon hatte Junge von sehr verschiedenen Graden der Entwickelung im Leibe.

Das Interessanteste aber von allen den Schauspielen aus dem Gebiete des Thierlebens welche wir beobachten konnten, stellte sich uns zwei Tage vor unserer Ankunft zu Chagres dar. Eine ganze Schaar von Delphinen trieb auf die ausgelassenste Weise ihr Wesen um unser Fahrzeug.

Bald zogen sie, wenn es von einem leichten Lufthauche getrieben wurde, ihm reihenweise voraus, bald tummelten sie sich um uns her, so nahe daß sie zuweilen bei ihren gewaltsamen Bewegungen an die Schiffswände stießen. Sie schwangen sich mit halbem oder ganzem Leibe aus dem Wasser empor, überschlugen sich in der Luft, schossen, mit dem weißen Bauche nach oben, in schiefer Richtung pfeilschnell in die Tiefe bis sie nur noch als ein kleiner heller Punkt erkennbar waren, kehrten zurück, schnaubten, bliesen und spritzten, und schlugen das Wasser mit ihren Schwänzen. Einer der größten packte einen Aal, den er in die Luft schleuderte, wieder auffing, und fünf bis sechs Mal auf diese Weise vor sich her warf, bis er ihn verschlang. Dieses Spiel dauerte stundenlang fort. Eins dieser Thiere, welches harpunirt und glücklich an Bord gezogen wurde, hatte eine Länge von ungefähr zwölf Fuß. In jeder der langen und schmalen Kinnladen hatte es zweiundvierzig Zähne. Im Magen fanden wir eine Menge großer Sepien oder anderer ähnlicher Polypen.

Wir hatten schon am vierundzwanzigsten October die Küste von Porto Bello gesehen. Wir verloren aber dieses Land bald wieder aus dem Gesichte, und erst zwölf Tage später erblickten wir die Küste westlich von Chagres. In die Zwischenzeit fielen die erwähnten Windstillen, während welcher unser Capitän eine Zeit lang die Besorgniß hegte wir möchten durch einen Meeresstrom in den Golf von Darien getrieben werden. Die Strömung läuft in dieser ganzen Gegend hart an der Küste von Westen nach Osten, während sie in größerer aber wechselnder Entfernung vom

Lande eine umgekehrte Richtung hat, und überhaupt im Ganzen große Unregelmäßigkeiten zeigt, die, wie unser Capitän meinte, jeder Theorie trotzen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Der Meeresstrom welcher, aus dem atlantischen Ocean kommend und einen Theil des Wassers des Amazonenstromes mit sich führend, längs der Nordküste Südamerika's von Osten her in die große Bucht zwischen Cap la Vela und Cap Gracias a Dios dringt, theilt sich. Der nördliche Arm geht gerade aus, der südliche bildet im Innern des bezeichneten Raumes einen Wirbel, der an der Küste von Nicaragua, Costa Rica und Chagres rückwärts fließt, — und das Centrum dieses Wirbels rückt natürlich innerhalb gewisser Grenzen hin und her, womit sich die Grenzen des Ganzen verschieben, sodaß man den vorwärts und rückwärts laufenden Theil des Wirbels zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Stellen trifft.

Am fünften November gegen Abend kamen uns die Berge der Landenge von Panamá, oder, genauer gesprochen, des etwas westlich davon gelegenen Landes zu Gesicht. Es sind einzelne Gipfel, meist abgestumpfte Kegel. Am folgenden Morgen lag eine gebirgige Küste vor uns. Allmälig kommt ein langer, bewaldeter Landstrich zum Vorschein, hinter welchem sich höhere Berge erhoben. Am Strande werden Palmen erkennbar. An dieser Küste laufen wir von Westen nach Osten hin. Jetzt erscheint auf einem Felsen über dem Meere das alte Castell von San Lorenzo, welches die Mündung des Flusses von Chagres — des Alligatorflusses, Rio de los Lagardos, wie ihn die Spanier nannten — beherrscht, und um drei Uhr Nachmittags lassen wir,

neben dem englischen Dampfschiffe Great Western und einem französischen Dreimaster, auf der Rhede vor der Barre des Flusses den Anker fallen.

Die Fahrt hatte uns neununddreißig Tage gekostet; aber von mehreren mit uns zugleich von New-York abgegangenen Fahrzeugen war noch keins angelangt. Eine Brig, die einen Tag nach uns von New-York auslief, kam auch genau einen Tag nach uns hier an.

Am nächsten Morgen gelang es uns die Barre zu passiren und in den Fluß einzulaufen, — ein immer mehr oder minder gefährliches Unternehmen. Eine große Menge von Fahrzeugen ist hier beim Ein- oder Auslaufen zu Grunde gegangen. Die Trümmer gescheiterter Schooner und Brigs waren überall sichtbar, und erst wenige Tage vor unserer Ankunft war ein Schooner gestrandet, einem anderen begegnete das Gleiche während unserer Anwesenheit. Innerhalb der Barre legten wir uns hart an das linke Ufer des Flusses, gerade vor die Bretterschoppen welche den von den Nordamerikanern damals eingenommenen Theil von Chagres bildeten, — eine Niederlassung von der jetzt wahrscheinlich wenig mehr vorhanden ist, seit ihre Bevölkerung sich mit der veränderten Reiseroute der californischen Passagiere nach Aspinwall gezogen hat. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses lag, und liegt wahrscheinlich noch jetzt, das Dorf der Eingebornen, — das eigentliche Chagres, an dem inneren Fuße des Castelles.

———

Zweites Kapitel.

Aufenthalt zu Chagres. — Das Dorf der Nordamerikaner und das Dorf der Eingebornen. — Castell von San Lorenzo. — Altes Kriegsmaterial und gefährliche Neugierde. — Excursionen und kleine Idyllen. — Gefahren beim Auslaufen. — Unglückliche Dampfschifffahrtsversuche. — Ankunft zu San Juan de Nicaragua. — Lage und Schicksale der Stadt.

Der Eindruck welchen tropische Naturscenen auf den Ankömmling aus der kalten oder gemäßigten Zone machen, ist oft genug beschrieben worden. Solche Schilderungen, die sich, sofern der Beschreiber nicht bei seinen Lesern specielle naturhistorische Kenntnisse voraussetzen will, auf allgemeine landschaftlich-physiognomische Züge beschränken müssen, haben ihren großen Werth gehabt, und die Meister in der Kunst der Darstellung haben sich um unsere Literatur wie um die Erweiterung der Naturanschauungen als allgemeinen Eigenthums menschlicher Bildung große und bleibende Verdienste erworben. Seitdem aber hat die Wiederholung jener allgemeinen Züge und der ihnen entsprechenden Empfindungen und Gemüthsstimmungen einen Theil ihres Interesses verloren. Sie hat conventionelle Redensarten hervorgebracht, die an ebenso conventionelle Empfindungen appelliren, — wie der conventionelle Baum=

schlag, die conventionellen Vordergründe und Staffagen, ohne die gewisse Künstler keine Landschaft zeichnen können. Von schlanken Palmen und ihren Federkronen, vom dunkeln Urwald und seinen Schlingpflanzen, von Affen und Papageien, Krokodilen und Riesenschlangen, kann in unserer Zeit ein Jeder sprechen, ob er sie gesehen oder nicht gesehen hat. Der Leser wird mir also erlauben, daß ich mich da, wo ich nicht Local-Charakteristisches schildern kann, etwas nüchtern verhalte.

Das Ausladen des für Chagres bestimmten Theiles unserer Fracht hielt uns volle acht Tage an diesem Orte. Trotz dem unangenehmen Eindrucke den die damals hier bestehende, seitdem wieder verschwundene nordamerikanische Ansiedlung machte, von der unsere im Flusse liegende Brig nur durch ein Brett, das uns als Brücke diente, getrennt war, und trotz dem Klima, dessen Gefahren man schon bei dem Einathmen der feuchten und übelriechenden Dünste fühlte die sich jeden Abend über den Fluß breiteten, war das Interesse alles des Schönen und Neuen welches sich hier dem Blicke darbot, doch zu groß um nicht in der Gemüthsstimmung wenigstens während der ersten Tage zu überwiegen.

Die erwähnte nordamerikanische Niederlassung, durch den Umstand hervorgerufen daß damals Chagres der östliche Endpunkt der großen californischen Heerstraße über den Isthmus von Panamá war, lag innerhalb der Barre des Flusses, einige hundert Schritte von seiner Mündung aufwärts, an dessen linker Seite, wo das Land niedrig und eben ist. Der ganze Ort bestand aus Gasthäusern und

Waarenläden — hölzernen Gebäuden, die fertig von New=York hierher verschifft und hier zusammengesetzt worden waren — mehr Scheuern oder Schoppen als Häuser zu nennen. Die herrschende Sprache war hier die englische, obschon man in der Regel fast alle Sprachen Europa's hören konnte. Gerade unserer Brig gegenüber lag das berühmte Irving House, das erste „Hôtel" des Ortes, von welchem ich zu New=York auf großen Placaten gelesen daß der Reisende in seinen geräumigen Hallen alle Bequemlichkeiten und Genüsse des civilisirten Lebens der gemäßigten Zone mit den Delicatessen eines Tropenlandes vereinigt finde. Es war ein großer zweistöckiger Bretterschoppen, in dessen unterem Raume auf zwei langen Tischen aus ungehobelten Brettern, mit festgenagelten Bänken vom gleichen Materiale davor, einige hundert Reisende mit Schiffskost abgefüttert wurden, während im oberen Raume einige hundert Fieberkranke vom Froste geschüttelt lagen oder im Stadium der Hitze glühten, und die welche sich aufrecht erhalten konnten auf ihren Koffern saßen um dieselben gegen Diebe zu schützen.

Vor den Häusern, — an den stinkenden Wasserpfützen oder Schlammlöchern der Straße, saßen Spieler um ihre Tische, und wo das Auge hinsah, stand die Thür einer Branntweinkneipe offen, an deren Schenktische langhaarige, bärtige, ungewaschene, ungekämmte, blasse, hohläugige Männer standen, von denen Mancher die schwere Tasche eines zerlumpten Kleidungsstücks vorsichtig mit der Hand zuhielt. An einen Anbau des umherliegenden Landes war von den Ansiedlern so wenig gedacht worden, daß selbst die

zwei oder drei Kühe welche hier existirten, ihr Futter von New-York erhielten. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel eines tropischen Landes, wie Bananen, Yams und Mandiocca, waren auf dem Tische der Gasthäuser unbekannte Artikel. Die in der Nähe wohnenden Eingebornen bauten davon wenig mehr als sie selbst brauchten, und den Nordamerikanern fiel es nicht ein sich mit einem Geschäfte zu befassen welches nicht am ersten Tage nach dem Beginn der Arbeit Geld einbringt. Obgleich der Wald bis an die Häuser reichte, wurde doch sogar das Brennmaterial für die Küchen in der Form von Steinkohlen von New-York gebracht.

Dies war im Jahre 1850 die nordamerikanische Ansiedlung von Chagres, — ein Ort, von welchem unser Capitän sagte daß nur ein ganz ruchloser Mensch hier wohnen könne. Dieses Urtheil mag zu stark sein. Mir ist bei der Beobachtung des Lebens an diesem Orte, wie an manchem anderen ähnlichen den ich später gesehen, der Gedanke klar geworden daß ein wesentlicher Theil der menschlichen Cultur, und der edleren Eigenschaften die den Menschen zieren, von einer dauernden Heimath, und der Liebe zu dem Orte auf der Erde welchen wir bewohnen abhängig ist. Die Liebe welche wir nicht nur den uns umgebenden Menschen, sondern auch den uns umgebenden natürlichen und künstlichen Dingen zuwenden, welche aber nur in einer dauernden Verbindung mit ihnen sich ganz entwickeln kann, wird uns durch eine veredelnde Rückwirkung auf unser ganzes Wesen reichlich vergolten. Wo dazu jede Bedingung fehlt, wie bei Ansiedlungen die mit dem Bewußtsein ihrer vorübergehenden

Existenz, oder des vorübergehenden Aufenthaltes aller ihrer Bewohner gegründet sind, ist eine Verwilderung der abstoßendsten Art unvermeidlich. Man versteht dies sehr gut in Californien, wo der Satz: „wir brauchen Menschen die hier bleiben und unser Land zu ihrer Heimath machen wollen" — in Aller Munde ist. Ich bin weit davon entfernt, damit dem alten „Bleib' im Lande und nähre dich redlich" das Wort zu reden. Ich will nur sagen, daß man entweder seine Liebe auf eine neue Heimath übertragen oder in die alte zurückkehren muß, und daß man jedenfalls auch nicht vorübergehend einen Ort zum Aufenthalte wählen soll den von allen seinen Einwohnern *keiner* als Heimath betrachtet. Weder Dinge noch Menschen können wir ungestraft blos benutzen wollen, und wo für unsere Liebe gar keine Stätte ist, da sollen wir weiter ziehen sobald wir können.

Der nordamerikanischen Ansiedlung gegenüber, auf der anderen Seite des Flusses, liegt am Fuße des alten Castelles von San Lorenzo, von dem dieser Eingang zur Straße nach Panamá in der spanischen Zeit beschützt wurde, in einer kleinen Bucht, von der es gegen den Hügel ein wenig ansteigt, das alte Dorf der Eingebornen. Ich kann nicht sagen ob es genau die Stelle des spanischen *Nombre de Dios* einnimmt, unter welchem Namen in früherer Zeit Chagres vorkömmt. Zur Seite und zum Theil im Rücken des Dorfes ist Sumpf mit Schilf und anderen Wasserpflanzen, an diesen grenzt Palmenwald, und hinter dem letzteren erheben sich Hügel mit Laubwald bewachsen, aus dessen Massen einzelne große, schirmförmig gewachsene Bäume hervortreten.

Am Abend, wenn es plötzlich kühl wurde, kamen aus dem stagnirenden Wasser des Sumpfes feuchte stinkende Dünste, die ich sogar auf der Zunge schmecken konnte, und die bei mir ein widerliches Frösteln und Schauern hervorbrachten. Eines Abends, als ich dieses Gefühl besonders lebhaft hatte, sagte ich zu den umstehenden Reisegefährten daß ich fürchte soeben das Fieber bekommen zu haben. Dies war am Abend vor unserer Abreise. Die heftige Seekrankheit an der ich auf der Fahrt nach San Juan fast ununterbrochen litt, ließ keine richtige Beurtheilung meines Gesundheitszustandes zu. Aber bald nach der Ankunft zu San Juan trat wirklich das Fieber mit großer Heftigkeit ein, und ich habe an den Nachwirkungen desselben Monate lang zu leiden gehabt.

In Gesellschaft von einigen meiner Reisegefährten setzte ich eines Tages über den Fluß um das Dorf und Castell zu besuchen. Die Wohnungen sind hier nur leichte aber zierlich gebaute und reinlich gehaltene Hütten aus Rohrstengeln mit Schilf oder Palmenblättern gedeckt. Die Einwohner sind eine mannigfache Mischung aus indianischem, afrikanischem und etwas spanischem Blute, und hier ist die spanische Sprache herrschend. Einige wenige Nordamerikaner, die mit einheimischen Frauen lebten, hatten damals sich auch auf diese Seite des Flusses gezogen. Die Eingebornen sind eine äußerst starke und wohlgebaute Race, oft mit angenehmen und intelligenten Gesichtszügen. Zu ihnen waren damals viele Mulatten von Carthagena, Curaçao und Jamaica gekommen, welche durch die Aussicht auf raschen Gelderwerb angelockt worden waren. Es ist anzunehmen daß die mei=

sten von ihnen seitdem nach Aspinwall gegangen sind. Einen äußerst angenehmen Eindruck, besonders im Gegensatz zu dem Volke welches die nordamerikanische Ansiedlung erfüllte, machte die persönliche Reinlichkeit dieser farbigen Bevölkerung. Jeden Morgen kamen die Männer, auch die welche den Oberkörper nackt trugen, mit frischgewaschenen blendend weißen Beinkleidern zum Vorschein. An den Frauen sah ich hier zum ersten Male die eigenthümliche halbwilde Eleganz der gemischten Volksklassen der spanisch-amerikanischen Länder, — und in ihren reinlichen, mit zierlichen Falbeln besetzten Röcken aus roth und weiß, oder blau und weiß gestreiftem Baumwollenzeuge, mit denen sie sich über die nackten Hüften gürten, den Oberkörper mit dem leichten und fliegenden Chemisette (Guipil) bedeckt, welches von Silber- oder Goldflittern glitzert, oder den blau- und weißgestreiften Reboso theatralisch über die linke Schulter geworfen, an den kleinen nackten Füßen weiße mit Gold oder Silber gestickte Atlasschuhe, und frische gelbe, weiße oder feuerrothe Blumen im wohlgekämmten pechschwarzen Haare, — stellten sie, indem sie sich hier nachlässig in einer Hängematte schaukelten, dort im Gehen bei stolzer Haltung auf eine eigenthümlich herausfordernde Art mit den Armen schleuderten, in der That sehr coquette Erscheinungen dar. Ich fand daß unter diesen Leuten die ganze Höflichkeit herrschte welche mit der spanischen Sprache selbst unter die Indianer gekommen ist. Das Señor und Señora hörte ich überall in ihrer Unterhaltung. Nur die Männer welche als Ruderer der zahlreichen Canoes auf dem Flusse oder als Arbeiter bei dem Ausladen der Schiffe beschäftigt waren,

riefen sich unter einander mit weniger strenger Etiquette, und „hombre!“ — Mann! — oder „mulato!“ — „quadron!“ — „zambo!“ — je nach dem Grade der Blutmischung, bildeten hier die Formen der Anrede.

Zwischen den Bewohnern der beiden sich gegenüber liegenden Ortschaften, also zwischen den Nordamerikanern und den Eingebornen oder eingewanderten Farbigen, war bei unserer Anwesenheit ein kleiner Krieg ausgebrochen, und es war ein Gefecht mit mehreren Verwundungen vorgekommen. Die Eingebornen wollten die Reisenden um wohlfeileren Preis befördern als es die Nordamerikaner zugeben wollten, und da die ersteren sich den Vorschriften der letzteren nicht fügen wollten, so wurde von diesen auf ein mit Reisenden angefülltes Canoe geschossen. Dies rief sodann Repressalien hervor, und es war zwei Tage lang eine beträchtliche Aufregung.

Von dem Dorfe aus stiegen wir den Hügel des Castelles hinan. Auf diesem Wege sah ich zum ersten Male ein — wie ein Arzt sagen würde — prachtvolles Exemplar von Elephantiasis. Es war das Bein eines am Wege sitzenden Negers, zu einer unförmlichen Masse angewachsen.

Das Castell ist eine Ruine zu nennen, obschon durch keine andere Ursache als den Mangel der Reparaturen. Der Sandstein aus dem es erbaut ist, verwittert in diesem feuchten Klima außerordentlich schnell. Ein verfallenes Holzhaus in einem der Höfe war von einem Beamteten bewohnt, den man Commandant titulirte. Eiserne und bronzene Kanonen und Mörser, und große Haufen von Kugeln, Bomben und

Granaten, lagen in den Höfen im Grase. Ich zählte dreißig eiserne und zehn bronzene Kanonen, es mögen aber viel mehr vorhanden sein. Viele waren sehr großen Calibers. Zwei bronzene Mörser trugen die Inschrift — der eine: El Escorpion. Solano fecit. Sevilla 1749. Ferdinando VI. Hispaniae Rex — der andere: El Dracon. Sevilla 1742. Wir gingen in einige der Gewölbe, und zufällig hatten dabei einige von uns die brennende Cigarre im Munde. In einem der Räume fanden wir eine Menge über einander aufgeschichteter Kisten die wir näher untersuchten. Es war eine feuchte schwarze Substanz darinnen, die sich uns bald als Schießpulver ergab. Ich kann nicht sagen welche Quantität es gewesen sein mag — sicherlich nicht unter vierzig bis fünfzig Centnern. Natürlich waren wir ein Wenig erschrocken und hielten, trotz dem feuchten Zustande der gefährlichen Masse, unsere Cigarren mit großer Vorsicht in der Hand.

Die Aussicht von dem Castell ist großartig und schön. Auf der einen Seite hat man das Meer mit einer langen Küstenlinie vor sich, auf der die Bäume des Waldes bis an den Strand stehen, — auf der anderen ein hügliches Waldland, durch welches sich das Thal des Flusses zieht den man eine Strecke weit im dunkelsten Schatten des Walddickichts mit dem Auge verfolgen kann.

Hinter dem Castell ist eine Schlucht durch welche im Schatten hoher Bäume ein kleiner Bach nach dem Meere hinab rinnt. Schaaren halbnackter Weiber waren hier mit dem Waschen ihrer Kleider beschäftigt. Sie machten uns eindringliche Zeichen daß wir uns entfernen möchten. Ihre

Arbeit verrichteten sie unter gemeinschaftlichem Gesange. Die Scene war in der That eine hübsche kleine Idylle.

Wir gingen durch diese Schlucht hindurch und machten den Rückweg über einige Hügel. Wir gelangten in ein Wäldchen von Kokospalmen wo eine Menge der Nüsse am Boden lagen. An den Stämmen rankte sich eine Passionsblume, deren Blüthen an zarter Schönheit der Gestalt und Farbe Alles übertrafen was man sich von einer Blume denken kann. Auf einem kleinen freien Platze im Walde standen die Ueberreste einer Zuckersiederei — mehrere große Kessel in vollkommen gutem Zustande dabei. Wahrscheinlich war es ein Unternehmen welches unvollendet wieder aufgegeben worden ist.

Am folgenden Tage machten wir eine Excursion dem Meeresufer entlang, wo wir, etwa zwei oder drei Meilen vom Orte entfernt, einen schönen Platz zum Baden fanden. Vor einem Felsen, der in's Meer vorspringt, und neben welchem einige hohe Kokospalmen standen, breitet sich ein glatter Sandstrand aus, über den zum Theil die Wellen ziehen. Es kommt an dieser Stelle ein Flüßchen aus dem Innern, welches zahllose Samen mir unbekannter Bäume aus dem Walde mit sich bringt. Es lagen hier ganze Bänke von Nüssen, Schoten, Bohnen und Kernen aller Art. Nachdem wir mit der durch die zahlreichen Haifische gebotenen Vorsicht hier ein Bad genommen, folgten wir einem Pfade der uns in den Wald führte. Ich war keineswegs durch botanische Vorstudien darauf vorbereitet in einem tropischen Walde Bescheid zu wissen, und nur dann und wann stieß ich auf eine mir näher bekannte Erscheinung. Prachtvolle

Blüthen sahen wir hier und da in der Höhe, aber sie waren nicht herab zu bekommen. Nach einem Wege von etwa einer Meile fanden wir im dichtesten Schatten des Waldes eine Anzahl von Rohr- und Palmenhütten, in deren Thüren braune Weiber saßen, hier mitten im Walde in dem ganzen coquetten Putze den ich oben beschrieben, sogar die gestickten weißseidenen Schuhe nicht ausgenommen. Wovon diese Menschen lebten und weshalb sie sich diesen zurückgezogenen Wohnort gewählt, konnte ich nicht erfahren. Vielleicht suchten sie ihren Erwerb im Hafen, hatten es aber doch für gut gehalten ihre Wohnungen so weit als möglich von den „Americanos“ zu entfernen.

Nachdem auf diese Weise den ersten Antrieben des Interesses für eine neue Natur Genüge geleistet worden, fing der Aufenthalt an diesem Ort an unangenehm zu werden. Heftige Regengüsse beschränkten uns während eines sehr großen Theiles der Zeit auf die Cajüte unseres Schiffes. In der Nacht peinigten uns Mosquitos, und zahllose Mücken von der Größe eines Flohes, die durch die Maschen der Strümpfe und in jede Oeffnung der Kleidung drangen, und deren Stiche einen unerträglichen Hautreiz verursachten. So fühlten wir uns also sehr glücklich als endlich am vierzehnten November unsere Brig von einem kleinen Dampfboote aus dem Flusse gezogen wurde. Fast wäre uns hierbei noch ein Unglück begegnet. Der Mensch welcher auf dem elenden Dinge die Rolle des Capitäns spielte, stellte ein leibhaftiges Bild der Faulheit, Dummheit und Flegelei dar. Durch seine Ungeschicklichkeit streiften wir erst an einen Schooner, dann auf der anderen Seite an eine Brig,

hierauf hätten wir beinahe eine Schaluppe überfahren, und endlich liefen wir auf der Barre des Flusses handbreit an einem Felsen hin. Wir schätzten uns glücklich als wir uns auf offener See befanden. Ein Schooner, der mit uns im Flusse lag und zwei Tage vor uns auszulaufen versuchte, strandete dabei.

Die Versuche welche gerade damals mit der Dampfschifffahrt auf dem Chagresflusse gemacht wurden, waren sehr unglücklich, was freilich bei der Art wie man sie betrieb nicht anders sein konnte. Ein New-Yorker, der mit uns zugleich hier war, hatte ein jämmerliches Ding von einem kleinen Dampfboote auf den Fluß gesetzt um es zwischen hier und Cruzes laufen zu lassen. Während unserer Anwesenheit war es abgegangen, aber, wenige Meilen stromaufwärts, von seinem Ingenieur im Stiche gelassen, hatte es halten müssen. Mit Mühe fand sich ein anderer Mann für den Posten. Kaum hatte dieser sein Amt angetreten, als ihm die Maschine den Arm zerbrach. Es wurde ein dritter geschickt. Eben jedoch war dieser abgegangen, als der Capitän des Bootes den Fluß herabkam um zu melden daß der Heizer das Boot beinahe in die Luft gesprengt habe.

Die Fahrt von Chagres nach San Juan legten wir in vier Tagen zurück. Am Morgen des achtzehnten erblickten wir die Küste von Mosquitia und liefen an ihr südwärts hinab gegen San Juan, dessen Hafen mit einem Dampfschiffe und mehreren Brigs und Schoonern uns bald zu Gesicht kam. Am Ufer erschien eine Reihe von Häusern, die aus der Ferne einen recht freundlichen Eindruck machten. Kurze Zeit nachher hatten wir innerhalb der Barre

des Hafens Anker geworfen. Die Einfahrt ist bequem, und der Ankergrund, welcher aus feinem Sande besteht, gut.

Wenn man sich vom Meere her dieser Küste nähert, erscheint über dem Wasser der lange Saum eines Waldes, der, stellenweise von Grasflächen unterbrochen, sich vom Strande aus in das Innere verliert. Hinter diesem lichtgrünen Streifen erheben sich zuerst nahe Hügelreihen, dann fernere Gebirge, und einzelne Gipfel die durch ihre Kegelform an die vulkanische Natur des Landes erinnern. Da wo an dieser Küste der Abfluß des Sees von Nicaragua das Meer erreicht, liegt, auf der linken Seite des nördlichen Flußmündungsarmes, das Städtchen San Juan de Nicaragua, von den Eingebornen des inneren Landes San Juan del Norte genannt, zum Unterschiede von dem auf der entgegengesetzten Seite von Nicaragua gelegenen San Juan del Sur*). Die Engländer, endlich, haben bekanntlich, seit der gewaltsamen Besitznahme des Ortes zu Anfang des Jahres 1848, dafür den Namen Greytown in Gebrauch zu bringen gesucht.

Zu der Zeit als ich hier ankam, hatte dieser kleine Ort, der vorher und nachher so manches merkwürdige Schicksal gehabt hat, etwa fünfzig bis sechszig Häuser. Diese waren aus Holzblöcken oder Rohrstengeln erbaut, mit Palmenblättern gedeckt, und mochten drei- bis vierhundert Einwohner beherbergen. Von diesen letzteren bestand der größere Theil aus Eingebornen des Landes, ein anderer

*) Mar del Norte und Mar del Sur, d. h. Nordmeer und Südmeer, sind ältere spanische Bezeichnungen für den atlantischen und den stillen Ocean.

Theil aus Europäern und Nordamerikanern, und der Rest aus Negern und Mulatten von Jamaica, die theils im Dienste der englischen Schutzherrschaft über das sogenannte Königreich Mosquitia standen, theils ihrem Privaterwerbe als Bootsleute, Lastträger u. s. w. nachgingen. Unter den Europäern waren mehrere Deutsche, von denen der eine, Chef eines Handlungshauses, der Pächter der von England im Namen des Königs von Mosquitia erhobenen Zölle war. Andere waren Aufwärter in Gasthäusern oder trieben sich ohne bestimmte Beschäftigung in der allgemeinen Erwartung irgend eines Unterkommens umher, auf welche sich mittellose Auswanderer zuweilen verlassen. Einer, im wahren Geiste des deutschen Kosmopolitismus, gehörte zu der afrikanischen Polizeimannschaft der englischen Protectoren des Zambo-Königs von Mosquitia und schien in dieser Sphäre ein Mann von Einfluß zu sein. Viele der Häuser dienten als Gasthäuser für die californischen Reisenden, welche damals, wo noch keine Dampfschiffe zwischen New-York und der Ostküste und zwischen San Francisco und der Westküste von Nicaragua liefen, hauptsächlich auf dem Rückwege durch dieses Land zogen, indem sie auf Segelschiffen nach Realejo gingen, und von da zu Fuß oder zu Pferd die Straße über Chinandega, Leon, Managua und Masaya nach Granada nahmen. Die häuslichen Einrichtungen waren auch hier noch sehr unvollkommen, allein sie waren um Vieles besser als in Chagres, und der Platz, obschon weit weniger romantisch, machte durch Ordnung, Reinlichkeit und persönliche Sicherheit, für die man der englischen Polizei allen Dank schuldig war, einen erfreulichen Eindruck.

Hinter dem kleinen Orte standen damals auf einem ausgedehnten Grasplatze der bis an den nahen Rand des Waldes und einer Lagune reichte, schöne Bäume von mancherlei Art, die dem Orte einen reizenden und idyllischen Charakter gaben. Sie waren, als ich ein Jahr später aus dem Innern zurückkehrte, unter der Axt gefallen um der raschen Ausdehnung des Städtchens Platz zu machen. Dieses ist seitdem einmal abgebrannt, und neu erbaut worden. Zuletzt hat es die Regierung der Vereinigten Staaten zusammenschießen lassen, und die wenigen Häuser welche dieses berüchtigte „Bombardement" überdauert haben oder seitdem wieder errichtet worden sind, liegen auf einem kahlen Strande, in dessen Rücken nur der alte Wald des Innern in seiner unveränderten Schönheit beginnt. Vom Strande bis an den Wald mag es indessen nur tausend Schritte sein. Hier, gerade hinter dem Orte, beginnt die erwähnte Lagune, ein stilles dunkles Gewässer, welches höher oben mit dem Flusse in Verbindung steht aber keinen Abfluß nach dem Meere hat. Sie verzweigt sich in den Wald, der sie mit einer prachtvollen Einfassung umgibt. Ihre schmalen Arme laufen unter Laubgewölben, durch die kein Lichtstrahl dringt und über die sich hier und da eine Palmenkrone erhebt, in das Dickicht. Das Wasser ist klar aber von brauner Farbe, und auf seinem dunklen Spiegel ruhen die Massen eines schweren und dichten Baumschlages. Die Lagune war über die anstoßende Wiese getreten, und kleine Fische spielten um die Grashalme und Blüthenstengel am Rande. Ich schoß einen kleinen Vogel der auf den breiten Blättern der Wasserpflanzen saß, und wollte ihn eben mit einem Stocke an's

Ufer ziehen als sich zwischen den Kräutern ein kleiner Alligator erhob und meine Jagdbeute verschlang. Die Lagune ist voll von diesen Bestien, von denen einige sehr groß sind. Man sieht sie in einiger Entfernung von einem Ufer zum anderen schwimmen, oder bewegungslos mit dem Rücken über dem Wasser sich sonnend. Die Bäume in der Nähe sind mit parasitischen Bromeliaceen und Orchideen bedeckt, und rankende Aroideen bekleiden ihre Stämme.

Auf diese Weise hat San Juan die See in Front, die Lagune im Rücken und den Fluß zur Seite. Da der dahinter liegende Wald zum Theil Sumpfwald ist, sollte man eine große Ungesundheit des Ortes voraussetzen. Wechselfieber sind denn auch nicht selten; allein sie sind im Ganzen nicht von bösartigem Charakter, weichen leicht der ärztlichen Behandlung, und gefährlichere tropische Krankheitsformen sind hier nicht einheimisch. Der Grund dieses vortheilhaften klimatischen Charakters liegt wohl hauptsächlich in zwei Umständen: dem freien Zugange des Seewindes und dem sandigen Boden. Diese beiden Umstände sind in Chagres nicht vorhanden. Durch den Hügel auf welchem das Castell von San Lorenzo liegt, wird dort der Seewind von dem Orte abgehalten, und der Boden besteht größtentheils aus schwerer und schwarzer Dammerde. San Juan dagegen steht auf Sand von vulkanischem Ursprung, der aus dem Innern herabgeschwemmt zu sein scheint. Den Quarzkörnern dieses Sandes ist schon hier an der Küste in großer Proportion das Titaneisen beigemischt, welches am Ufer des Sees von Granada ganze Bänke von reinem Titaneisensand bildet und aus den Laven der Vulkane stammt. Wo man

in San Juan geht, kann man mit dem Magnet den Titaneisensand vom Boden aufnehmen. Dieser Boden verschluckt Wasser mit großer Schnelligkeit, so daß die Straßen des Ortes selbst nach dem heftigsten Regengusse bald wieder völlig trocken und immer reinlich sind. Unter der Oberfläche ist der Sand jedoch von Wasser durchdrungen, sodaß ein ganz in den Boden eingesenktes leeres Faß überall einen immer vollen Brunnen bildet. Dieses einfache Mittel liefert denn auch das Trinkwasser des Ortes.

Angebautes Land war damals bei San Juan so wenig wie bei Chagres zu sehen. Der Ort wurde theils aus dem Innern theils zur See verproviantirt. Es waren die Spuren einiger verwilderter Gärten mit einigen Limonen-, Mango- und Papaya-Bäumen vorhanden. Im Uebrigen war das anstoßende Land vollkommene Wildniß, und ist es noch jetzt. In den benachbarten Wäldern sollen verschiedene Indianerstämme leben, es ist aber in der Stadt selten eine Spur von ihnen zu sehen. Sie wurden mir übrigens als sanft und harmlos geschildert, sehr verschieden von den sogenannten Indios blancos — weißen Indianern —, oder Guatusos — Rothköpfen — welche tiefer im Inneren die Wälder des Grenzlandes zwischen Nicaragua und Costa Rica bewohnen.

Demungeachtet ist San Juan nichts weniger als eine neue Niederlassung. Schon vor dreihundert Jahren wird dieser Ort als Hafen genannt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lag hier eine spanische Garnison und 1796 wurde der Ort durch Decret des Königs von Spanien zum Eingangshafen für das anstoßende Land erklärt. Die

Spanier hatten damals an dem Flusse zwölf Militärstationen, — ein Beweis daß zu jener Zeit hier ein wichtiger Verkehr bestanden. Die neuere Geschichte des Ortes, seitdem dessen Wichtigkeit für den jetzigen Weltverkehr angefangen hat deutlich zu werden, hat ein vielfaches Interesse. Die Engländer, welche seit 1638 an der Küste von Honduras Fuß gefaßt, und 1794, um sich einen Vorwand zu Händeln mit Spanien zu schaffen, einen Eingebornen der Mosquito-Küste in Jamaica zum König von Mosquitia gekrönt, haben ihre Chicanen und Usurpationen später auf Kosten der neu entstandenen centralamerikanischen Republiken fortgesetzt. Robert Charles Frederick, der dritte König englischer Fabrik, welcher über Mosquitia herrschte, und Vater der jetzigen Majestät, hatte im Jahre 1840 zwei Engländern, den Brüdern Samuel und Peter Shephard, für ansehnliche Branntweinlieferungen, einen ausgedehnten Landstrich überlassen, welcher theilweise zum Territorium von Nicaragua gehörte. Als dieser Staat durch einen Protest hiergegen seine Territorialrechte wahrte, die beiden genannten Engländer aber sich mit dem Gesuch um Einsetzung in ihre Rechte an den Superintendenten von British Honduras, Obersten Mac Donald, wandten, erschien dieser auf dem Kriegsschiffe Tweed vor San Juan, bemächtigte sich des nicaraguensischen Platzcommandanten, und führte ihn, wegen angeblicher Verletzung des Gebietes von Mosquitia als Gefangenen mit sich fort. In sofern Nicaragua an diesem Punkte in die spanischen Territorialrechte eingetreten war, wäre diese Gebietsverletzung dreihundert Jahre alt gewesen. England nahm indessen an der Absurdität einer solchen völkerrecht-

lichen Position keinen Anstoß, obschon ein Jahr später der Vice-Admiral Adams den Hafen wegen einer Schuld der nicaraguensischen Regierung blokirte, und damit die Territorialrechte Nicaragua's wieder anerkannte. Aber ohne sich weiter um Geschichte, Geographie und Völkerrecht zu bekümmern, dictirte Lord Palmerston 1847 was die Grenzen Mosquitia's sein sollten, und am 1. Januar 1848 überfielen die Engländer San Juan, rissen die nicaraguensische Flagge nieder, pflanzten die Farben des Königreichs Mosquitia auf, setzten im Namen Sr. Indianischen Majestät ihre eignen Beamteten ein, und tauften, um selbst die geschichtliche Erinnerung zu verfälschen, San Juan in Greytown um.

Die centralamerikanischen Staaten wären natürlich eine leichte Beute englischer Chicanen und Gewaltthaten gewesen, wenn nicht unterdessen die Interessen einer anderen Macht dazwischen getreten wären. Am 2. Sept. 1849 hatte der Geschäftsträger der Vereinigten Staaten bei den Republiken von Central-Amerika, zwischen Nicaragua und einer New-Yorker Actien-Gesellschaft, unter der Garantie der Regierung der Vereinigten Staaten, den seitdem durch Nichterfüllung von Seiten der Gesellschaft unwirksam gewordenen Vertrag über den Bau eines Canales zur Verbindung des atlantischen und stillen Meeres abgeschlossen, und in Verbindung damit waren Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und England eröffnet worden, die am 19. April 1850 zu dem sogenannten Clayton-Bulwer-Vertrage geführt hatten. Durch diesen sollten, soweit England und die Vereinigten Staaten dabei interessirt waren, die

vorher erwähnten Streitigkeiten über Nicaragua und Mosquitia beigelegt werden. Allein die Ungeschicklichkeit der Regierung von Washington bei den Verhandlungen, und ihre Schwäche den nachherigen englischen Auslegungen des Vertrages gegenüber, bewirkten daß die Verhältnisse in Bezug auf San Juan bis auf die neueste Zeit beim Alten blieben, und so fand ich denn auch bei meiner Ankunft die mosquitischen Farben auf der Flaggenstange des Hafens wehend. Englische Beamtete regierten den Ort im Namen des mosquitischen Souverains. In seinem Namen wurden die Zölle erhoben, in seinem Namen die Bauplätze der Stadt verkauft. Später haben die Engländer der Stadt die Wahl ihrer eigenen Beamteten überlassen, und sie hat seitdem eine kleine Republik für sich gebildet, obschon die englischen Ansprüche zu Gunsten Mosquitia's nicht formell aufgegeben worden sind*). Factisch indessen müssen sie als aufgegeben betrachtet werden, sonst würde ein Ereigniß nicht haben ein=

*) Die späteren Verhandlungen, welche über die Auslegung und Wirksamkeit des Vertrages vom 19. April 1850 zwischen der britischen Regierung und der Regierung der Vereinigten Staaten gepflogen worden sind, haben in einer Note des Earl of Clarendon an Herrn Dallas, datirt vom 26. Juni 1856, zu der folgenden Erklärung der britischen Regierung geführt: „Es wird weder behauptet, noch ist jemals behauptet worden, daß, nach den Bestimmungen des Vertrages von 1850, die britische Regierung im Namen der Mosquito=Indianer mit Gewalt der Waffen San Juan de Nicaragua oder irgend einen anderen Punkt in Central=Amerika in Besitz zu nehmen oder zu behaupten berechtigt sei; und Ihrer Majestät Regierung stimmt mit Herrn Marcy überein, daß ein solches Verfahren mit der Unabhängigkeit und Neutralität des Isthmus

treten können welches 1854 das Städtchen gänzlich vernichtete.

Die Accessory Transit Company nämlich, eine aus der Atlantic and Pacific Ship Canal Company hervorgegangene New-Yorker Actien-Gesellschaft, welche, den 1850 in Nicaragua neu ausgebrochenen Bürgerkrieg benutzend, sich durch einen Vertrag mit einer der beiden damals im Lande bestehenden Regierungen, unter dem Protest der anderen, in Besitz des wesentlichsten Theiles der Rechte und Vortheile gesetzt die ihrer Vorgängerin, der Canal-Compagnie, zugestanden hatten, war mit ihren Chicanen an die Stelle Englands getreten, und 1854 gelang es ihr die Regierung von Washington zur Mitschuldigen ihrer Ränke und Gewaltthaten zu machen. In Folge eines künstlich heraufbeschworenen Streites zwischen den Beamteten der Compagnie und den Behörden der Stadt, ist diese im Sommer des genannten Jahres von der V. St. Kriegsschaluppe Cyane zusammengeschossen worden. Von dem Orte, der unterdessen zu einer ansehnlichen Bedeutung herangewachsen war, sind nur einige wenige Gebäude übrig geblieben, zu denen seitdem wieder einige neue hinzugekommen sind.

---

unvereinbar sein und den Vertrag für die Vereinigten Staaten bedeutungslos machen würde. Aber keine solche Behauptung ist jemals gemacht, keine solche Absicht gehegt worden."

Drittes Kapitel.

Chagresfieber. — Reise in's Innere. — Naturscenen auf dem Rio de San Juan. — Die Stromschnellen. — Castillo Viejo. — Fort San Carlos. — Der See und seine Inseln und Ufer. — Rio Frio. — Die „weißen Indianer" oder „Rothköpfe." — Zollhausvisitation und Respect vor der Wissenschaft. – Beschiffung des Sees. — Los Corrales. — Granada.

Ich habe erwähnt daß ich vor unserer Abreise von Chagres das deutliche Gefühl einer plötzlichen Erkrankung durch die Einathmung von Sumpfmiasmen hatte. Das Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Ich stieg, fast aller Muskelkraft beraubt, zu San Juan an's Land, schleppte mich noch einige Tage mühsam umher, und sah mich endlich am 22. von einem heftigen Fieberparoxismus niedergeworfen. Mein Wirth, ein alter Franzose, politischer Flüchtling aus der Zeit Karl's X. und nachheriger General und Landbesitzer auf Haity, verrichtete bei mir die Dienste eines Arztes. Er bereitete selbst eine große Flasche voll Arznei, die ich, da ich den praktischen Erfahrungen dieses Mannes mehr traute als den zweifelhaften Studien irgend eines mir unbekannten wirklichen oder vorgeblichen Doctors, keinen Anstand nahm zu verschlucken. Darauf gab er mir eine tüchtige Dosis Chi=

nin, und rieth mir trotz des Fiebers meine Reise nach dem Innern fortzusetzen, da ich dort leichter wieder gesunden würde als an der Küste. Zum Glück waren die Vorbereitungen zur Reise nach Granada schon getroffen. Ich hatte mich mit zwei hier anwesenden Nordamerikanern zu diesem Zwecke vereinigt. Für diese beiden, mich, und meinen Sohn, war eins der großen Boote, welche die Eingebornen Bongos nennen, mit zehn Ruderern und einem Capitän — Patron, wie er von seiner Mannschaft titulirt wird — gemiethet und auf vierzehn Tage verproviantirt worden, und trotz einer im heftigen Fieber verbrachten Nacht begab ich mich am Morgen des 23. Novembers an Bord unseres Fahrzeuges, und wir traten unsere romantische Fahrt an.

Romantisch in der That war die Art wie damals der Reisende den Rio de San Juan befahren mußte. Die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Flusse wie auf dem See von Nicaragua hat einen Theil des poetischen Charakters dieser Reise beseitigt; ich denke aber auch der entschiedenste Romantiker würde diese Veränderung nicht beklagen, wenn er die frühere Romantik, wie ich, als Fieberkranker genossen hätte. Uebrigens kann der Reisende noch jetzt seinem Gelüste folgen. Die Fahrzeuge welche damals das einzige Transportmittel waren, sind wenigstens noch für Waarentransporte in Gebrauch, und wer sie dem Dampfboote vorzieht, kann sie zu seiner Verfügung haben. Diese Bongos sind in ihrer unbeholfenen Form nichts als eine vergrößerte Nachbildung des einfachen Baumstamm-Kanoes. Ueber die Ränder sind die Ruderbänke für zehn bis zwölf

Mann gelegt. Der Patron führt das Steuer. Auf dem Hintertheile ist eine Art Hütte (Chopa) angebracht, um Schutz gegen Sonne und Regen zu gewähren. Sie ist meist mit rohen Rindshäuten gedeckt, die wenn der Regen sie aufweicht einen Geruch der Fäulniß verbreiten an den man sich schwer gewöhnt. Unter dem Dache kann man liegen und sitzen, aber nicht stehen. Streckt ein großer Mensch sich unter demselben aus, so gibt er entweder den Kopf oder die Füße dem Regen preis, und wollen, wie in unserem Falle, vier Menschen darunter schlafen, so müssen sie sich legen wie geschichtete Häringe. Aber alles Gepäck welches vor Nässe gesichert werden soll, muß ebenfalls unter diesem Dache gehalten werden, wodurch wieder jene Häringsschichtung unmöglich wird. Kurz die Bequemlichkeiten einer solchen Reise, die zehn bis vierzehn Tage zu dauern pflegte, während welcher Zeit nur täglich einmal auf eine halbe Stunde am Ufer angelegt wurde, waren schon für einen Gesunden von sehr zweifelhaftem Charakter, — wie mußten sie einem Kranken erscheinen der bei dem leichtesten Anstoß des Körpers an einen harten Gegenstand Schmerz empfand, und dem nun auf volle zwölf Tage die Ecken und Kanten von Kisten und Koffern als Matratze dienten! Ich lag in der That während der ersten Hälfte dieser Zeit, wo die erwähnte Empfindlichkeit des Körpers besonders groß war, auf einer wahren Folter. Ein anderes Leiden, welches ich vielleicht eben so sehr fühlte, wurde mir durch die auf das Aeußerste gesteigerte Empfindlichkeit der Geruchsorgane verursacht. Die Gerüche der Bäume am Ufer, in deren Nähe wir vorbeifuhren, — Gerüche die meine Reisegefährten gar nicht wahr=

nehmen konnten — beängstigten mich zuweilen so daß es mir war als müsse ich ersticken, von dem Ekel den der Geruch der faulenden Häute hervorbrachte gar nicht zu sprechen. Meine beiden nordamerikanischen Reisegefährten, zwei mir bis dahin ganz unbekannte Männer, bemühten sich indessen auf alle Weise mir meine Lage zu erleichtern. Sie entzogen sich ihre eignen Bequemlichkeiten um sie mir zu gewähren, und unterstützten meinen Sohn in den Dienstleistungen deren ich bedurfte. Ich werde diese Theilnahme nie vergessen, und es hat mir innige Freude verursacht beide Männer mehrere Jahre später an verschiedenen Orten zufällig wieder zu treffen: den einen zu Indianola in Texas, wo er mir die Gastfreundschaft seines Hauses gewährte, den anderen kürzlich auf meiner Rückreise von Californien als den Capitän eines der Dampfboote auf dem See von Nicaragua.

Auf den Ufern des Flusses sieht jetzt der Reisende an verschiedenen Stellen den Wald gelichtet, theils nur in Folge des Holzverbrauches der Dampfboote, theils um einigen Ansiedelungen Platz zu machen deren Häuschen und Plantanenpflanzungen die Wildniß unterbrechen. Damals sahen wir den Fluß entlang eine einzige menschliche Wohnung, bestehend aus einem offenen Dache, unter welchem eine Familie lebte, und neben welchem ein halber Acker Plantanen cultivirt wurde. Durchweg standen im Uebrigen die Bäume des Waldes, an vielen Stellen durch Unterwuchs und Schlingpflanzen zu einem Dickicht verflochten welches sich wie eine undurchdringliche grüne Mauer erhob, bis an den Rand des Wassers, und nur einige wenige Punkte boten einen Landungsplatz dar, wo sich Raum genug fand unser

Frühstück zu bereiten. Dies geschah regelmäßig alle Tage um 9 bis 10 Uhr. Im Uebrigen betrat unser Fuß das Land nicht bis wir San Carlos, das Zollhaus von Nicaragua, am Ausgange des Flusses aus dem See erreichten. Während der ersten sechs Tage war ich unfähig das Boot an den Landungsplätzen zu verlassen. Nach dieser Zeit aber fingen meine Kräfte wieder an etwas zuzunehmen. Heftige Schweiße waren zurückgeblieben in denen ich jeden Morgen wie in einem kalten Bade erwachte. Dieser Zustand war mir unerträglich, und eines Morgens kam ich auf den Gedanken daß mich ein Bad stärken würde. Trotz Alligatoren und Wasserschlangen sprang ich von unserem Boote in den Fluß, schwamm ein Paar Mal um dasselbe herum und ließ mich dann wieder hereinziehen, und von diesem Augenblicke an schritt meine Wiederherstellung rascher fort. Was die Wasserschlangen betrifft, so hatte einer unserer beiden Begleiter einige Tage vorher vom Boote aus in dem Schilfe des Ufers eine Schlange geschossen, die nicht näher untersucht werden konnte, die aber nach Größe und Zeichnung eine Boa aquatica zu sein schien. Auf den Schuß und den lebhaften Zuruf meines Sohnes kroch ich auf Händen und Füßen aus meinem Lager hervor, und sah das verwundete Thier sich im Schilfe wälzen.

Am oberen Theile des Flusses wurden von unseren nordamerikanischen Begleitern zum ersten Male zwei Arten großer hühnerartiger Vögel geschossen, die mit einer dritten Art in den Wäldern von Nicaragua vorkommen. Die eine Art war der Hokko (Crax Alector), der von den Eingebornen Pavon oder Pajuil genannt und nicht selten in

Hühnerhöfen gehalten wird; die andere Art hatte ein prachtvolles braunrothes Gefieder mit weißen Augenflecken auf den Flügelfedern, und ich dachte es möchte vielleicht das Weibchen der Meleagris ocellata sein. Die Richtigkeit einer später erhaltenen Angabe, nach welcher dieser Vogel das Weibchen des Pavon sei und Pavona genannt werde, ist mir zweifelhaft. Die dritte Art, die sogenannte Pava, von der die Eingebornen ebenfalls behaupten sie sei das Weibchen des Pavon, schossen wir einige Tage später. Ich habe sie nachher öfters geschossen, und glaube daß auch diese Behauptung irrig ist, sowie mich auch später Eingeborne versichert haben daß von der Pava Männchen und Weibchen sich sehr wenig unterscheiden. Das Fleisch aller dieser Vögel ist von ausgesuchter Güte. Ich weiß nicht genau von welchem derselben die Behauptung der Landesbewohner gilt daß es zur Zeit der Reife einer gewissen Frucht, die man dann häufig in seinem Kropfe findet, giftig sei. Die Frucht, welche Conjura oder Corjura genannt wird, sieht ganz wie eine Eichel aus. Ich fand sie an einem schönen Baume, dessen näheren Habitus ich vergessen habe, am oberen Theile des Flusses, unmittelbar am Wasser. Sie war grün, und schien noch nicht reif zu sein. Unsere Bootsleute sagten mir, sie sei sehr giftig. Indem ich sie zwischen den Fingern drückte, quoll aus der Schaale ein grünes Oel hervor, welches einen Geruch hatte der an Petersilie, Sellerie oder Pastinake erinnerte. Es gibt in dem an den Fluß stoßenden Walde eine Menge verschiedener wilder Thiere. Einer unserer Begleiter stieß wenige hundert Schritte von einem unserer Frühstücksplätze auf ein Rudel von Javalis, und

eines Tages schwamm an unserem Boote der Leichnam eines Tapirs vorüber, der in Nicaragua Danda genannt wird. Als ich letzten Herbst auf einem Dampfboote den Fluß herabfuhr, sah ich einen Tapir in geringer Entfernung am Ufer laufen.

Bei dem von mir beschriebenen Gesundheitszustande ist es natürlich daß ich eine Menge interessanter Dinge und schöner Scenen, an denen dieser Fluß so reich ist, nicht gesehen habe. In einzelnen Fällen dagegen wurde vielleicht umgekehrt der Eindruck durch eine krankhafte Reizbarkeit erhöht. Eindrücke, unter solchen Umständen empfangen, pflegen für immer in der Erinnerung lebendig zu bleiben. So bei mir die Eindrücke einer Nacht und eines Morgens auf diesem Flusse. Unser Boot hatte für die Nacht in der Mitte des Stromes Anker geworfen, wie dies, theils um von den Mosquitos weniger belästigt zu werden, theils um vor wilden Thieren sicher zu sein, der Gebrauch der Bootsleute ist. Ich brachte einen Theil der Nacht wachend zu. Sonderbare Baumformen stellten sich im Dunkeln gespensterhaft dar. Sie glichen keinem mir bekannten Gegenstande, und schienen sich zu bewegen, wie das Auge sich umsonst anstrengte ihre wahre Gestalt zu erkennen. Von Zeit zu Zeit unterbrach die heftige Bewegung eines Alligators oder das Gebrüll eines Manati's im Wasser, der Schrei eines Nachtvogels oder das Geheul irgend eines mir unbekannten Thieres im Walde die tiefe Stille. Zuletzt war ich eingeschlafen. Am Morgen weckte mich ein Gesang unserer Bootsleute — ein Gebet an die Jungfrau. Immer noch liegen mir die klagenden Töne im Ohr, und

als ich sie im letzten Sommer wieder, ganz auf die gleiche Weise vorgetragen, in der unterirdischen Capelle der Quecksilberminen von New-Almaden in Californien von den mexikanischen Bergleuten hörte, stand mir die Scene auf dem Flusse von Nicaragua wieder frisch vor der Seele. Welcher Gegensatz zwischen dem von zwei spärlichen Talglichtern erhellten Felsengewölbe mit den dunklen Figuren der Bergleute, und dem blendenden Glanze des Morgens auf dem Flusse! Aber für beide Scenen schien mir der Gesang gleich gut zu passen. Ein Vorsinger trägt einen Satz des Gebetes in einigen sich immer gleich bleibenden Moll-Modulationen vor, und der Chor wiederholt ihn mehrstimmig. Vollkommen nackt, wie immer, saßen unsere Männer auf ihren Bänken, die Ruder in der Hand, der Patron am Steuer, — alle bereit das harte Tagewerk unter einer senkrechten Sonne zu beginnen. Eben ging sie auf, die dunkelgrünen und glänzenden Blätter der nahen Bäume vergoldend, und wie ihre ersten Strahlen auf die bronzefarbenen Körper fielen und ihre athletischen Formen in scharfen Lichtern und Schatten darstellten, während aus ihrem Munde die klagenden, bittenden Töne drangen, erschien es mir als ob sie, ohne es selbst zu wissen, den Zauberspruch sängen dessen unverstandene Macht ihre wilde Natur gebändigt. Plötzlich hallte der nämliche Gesang aus der Nachbarschaft wieder, und aus geringer Entfernung vereinigten sich andere Stimmen mit denen unserer Mannschaft. Zwei andere Boote hatten, ohne von uns bemerkt worden zu sein, nicht weit von uns geankert und waren durch vorspringende Laubmassen vor unserem Blicke verborgen geblieben. Endlich

verhallten die Töne in der Wildniß. Ein stilles Gebet — unser Anker wurde gehoben — und mit einem wilden Schrei der Mannschaft schlugen gleichzeitig zwölf Ruder in's Wasser. Die Sonne glänzte flimmernd in der bewegten Fluth. Die Gipfel der Bäume standen von Licht umflossen. Affen kletterten in den Zweigen. Prächtige Aras flogen in Paaren über den Fluß. Rund umher Licht, Glanz und Ueberfluß der Natur!

Das Mündungsdelta des Rio de San Juan ist eine mit Sumpfpalmen und Schilf bedeckte Niederung. Von welcher Beschaffenheit das trocknere Land zu beiden Seiten ist, habe ich nicht erfahren können. Kein zu San Juan wohnender Mensch schien dahin vorgedrungen zu sein. Etwa vierzehn bis fünfzehn Meilen vom Hafen aufwärts beginnen die Ufer, mit einem geraden Abbruche des lehmigen Bodens, der meist eine braunrothe Farbe hat, sich zehn bis zwanzig Fuß über das Wasser zu erheben. Die Sumpfpalmen verschwinden, und es beginnt eine Vegetation die sich in den mannigfaltigsten Baumformen und Laubmassen vom Uferrande emporthürmt. Oft ruhen diese Laubmassen auf dem Spiegel des Flusses, bald als schwerer Baumschlag, bald als blumige Wände, bald wieder als reiche Gehänge blühender Schlingpflanzen, von denen es kaum möglich ist zu glauben daß sie nicht die Hand eines geschmackvollen und sinnigen Künstlers geordnet. In schön geschwungenen Guirlanden und leichten Draperien senken sie sich von den Wipfeln und Zweigen herab bis auf das Wasser, von welchem ihre schwimmenden Spitzen in sanfter Biegung stromab gezogen werden. Und über diese grünen Massen, die blu-

migen Wände und Gehänge, erhebt sich hier und da eine der schlanksten und elegantesten Palmenarten mit kleiner zierlicher Straußfederkrone. Etwa fünfundzwanzig Meilen von der Küste mündet der Serapiqui, und dreizehn Meilen weiter der Rio de San Carlos. Beide kommen von Süden aus den Gebirgen von Costa Rica. Hier treten bewaldete Hügel und Berge an den Fluß heran. Etwas weiter aufwärts beginnt die Reihe von Stromschnellen welche ein so großes Hinderniß für die Beschiffung des Flusses bilden. Sie werden von den Eingebornen die Raudales genannt. Der erste ist der Raudal de Machuca, welcher seinen Namen zum Andenken an Diego Machuca führt, den ersten Europäer welcher den Fluß befuhr. Die Spanier drangen vom stillen Meere her in Nicaragua ein. Pedro Arias de Avila, der erste spanische Statthalter des Landes hatte im Jahre 1529 die beiden Seen im Innern durch Martin Estete untersuchen lassen. Man vermuthete damals eine Wasserverbindung beider Oceane. Diego Machuca setzte diese Untersuchung fort und führte 200 Spanier am Ufer des Flusses hinab, von einigen Booten begleitet die den Weg zu Wasser machten, und von der Mündung aus folgte die kühne Schaar, welche auf diese Weise eine jetzt für unmöglich gehaltene Landreise ausführte, der Küste des caraibischen Meeres bis nach Nombre de Dios, dem jetzigen Chagres.

Auf den Raudal de Machuca folgen aufwärts die Raudales del Mico, de los Valos, del Castillo Viejo, del Toro und de la Vaca, über welchem letzteren die Aguas Muertas oder „todten Wasser"

beginnen. Dies ist der obere Lauf des Flusses — ein stilles, fischreiches Gewässer mit niedrigen Ufern, auf denen von Neuem die Sumpfpalme erscheint.

Von diesen Stromschnellen sind die von Machuca und von Castillo Viejo die bedeutendsten. Ueber die letzte können Boote, ohne am Ufer gezogen zu werden, nicht hinaufgelangen. Gewöhnlich werden sie unterhalb ausgeladen und nehmen oberhalb ihre Ladung wieder ein. Ein Dampfschiff läuft jetzt bis über, ein anderes bis unter den Fall, und die Reisenden müssen am Lande von dem einen auf das andere gehen. Als wir hier ankamen, lag das eine der beiden ersten für den See bestimmten Dampfboote am Fuße dieser Stromschnelle, und wartete auf Menschen und mechanische Hilfsmittel um hinaufgezogen zu werden. Das andere war in der Stromschnelle von Machuca auf den Grund gelaufen und ist an dieser Stelle liegen geblieben. Als ich im verflossenen Jahre wieder vorbeikam, sah ich dieses Boot, in seiner Gestalt noch ziemlich erhalten und durch angeschwemmten Sand geschützt, in eine Insel umgewandelt, auf welcher aus dem Holzwerke des Wracks junge Bäume emporwuchsen. Stromabwärts bin ich im Sommer 1851 auf einem Bongo, der im Ganzen ungefähr vierzig Menschen an Bord hatte, über alle Stromschnellen, auch über die von Castillo Viejo, hinweggefahren. Die letzte ist die einzige wo durch eine ungeschickte Lenkung des Bootes ein Unglück geschehen kann und auch schon zuweilen geschehen ist. Diese Stelle ist sehr pittoresk. Der Strom schäumt über Felsblöcke. Ueber ihm, auf steilem Hügel, liegt das alte spanische Castell von San Juan, welches den Namen dieses

Punktes veranlaßt hat, denn Castillo Viejo heißt soviel wie „altes Schloß.“ Im Jahre 1780 drang eine englische Truppenabtheilung unter Colonel Porson hierher und nöthigte die spanische Besatzung zur Uebergabe, wobei Nelson seine erste Waffenthat verrichtete. Seitdem ist das Castell verfallen. Es wurde indessen hier eine nicaraguensische Besatzung gehalten, die, als ich hier ankam, ein Haus am Fuße des Hügels bewohnte, in dem Bürgerkriege der letzten Jahre aber wieder das Castell bezogen hat. In dem wechselnden Kampfe zwischen der Leoneser und Granadiner Partei wurde diese Besatzung, die sich für die erstere erklärt hatte, 1854 plötzlich von den Granadinern unter Chamorro überfallen und zum Theil niedergemacht. Es sind hier seit Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Flusse einige Gasthäuser gebaut worden, die den Anfang zu einem kleinen Orte bilden und sich die Unterbrechung der Schifffahrt durch die Stromschnelle trefflich zu Nutzen ziehen. Man kann annehmen daß hier alle vierzehn Tage, bei dem Durchzuge der Reisenden von und nach Californien, zwei bis drei Tausend Dollars ausgegeben werden. Dieser Punkt wird mit der Zeit bedeutend werden. Er muß zugleich für die Vertheidigung des Landes eine bleibende Wichtigkeit behalten.

Hat man die Aguas Muertas zurückgelegt, so öffnet sich die Landschaft und die Fläche des Sees breitet sich aus. Rechts, unmittelbar am Ausgange des Flusses aus demselben, liegt auf einem Hügel das Fort von San Carlos — das Zollhaus von Nicaragua für den Waaren-Eingang von Osten her, mit einer kleinen Militärstation und einigen

Hütten. Das alte Castell, welches von Wald und Gebüsch überwachsen ist, fällt nicht in's Auge. Der Blick von diesem Hügel ist von großer Schönheit. Gerade vor sich hat man den Spiegel des Sees, aus welchem in der Nähe kleine grüne Inseln tauchen, während am fernen nordwestlichen Horizonte sich die pyramidalen Zwillingsgipfel der Insel Ometepe abzeichnen. Links folgt das Auge einer niedrigen bewaldeten Uferlinie, hinter der, auf costaricanischem Gebiete, eine dunkle Gebirgskette emporragt. Ihre vulkanischen Gipfel haben im letzten Jahre nicht selten des Nachts mit ihren Flammen und Lavaströmen den See beleuchtet. Aus diesem Gebirge kommt der Rio Frio herab, welcher hier, San Carlos gegenüber, an der nämlichen Stelle mündet an welcher der Rio de San Juan den See verläßt, und in diesem bis jetzt ganz unbekannten und unzugänglichen Theile des Landes wohnen die von mir schon beiläufig im vorigen Capitel erwähnten Indios blancos — weißen Indianer —, oder Guatusos — Rothköpfe — über die ich sogleich einige weitere Auskunft geben will. Vom rechten Seeufer gewährt der Hügel von San Carlos nur eine ganz beschränkte Ansicht; aber sowie man ein Wenig auf den See hinauskommt, erhebt sich hinter den Hügeln dieses Ufers der Gebirgsabfall von Chontales, über welchem die höheren Gegenden des oberen Mosquitia liegen. Berg und Thal, Wald und Savanne, stellen sich dann in dieser Richtung dem Auge in der größten Mannigfaltigkeit dar.

Von den erwähnten Indianern wird mancherlei Wunderbares erzählt. Sie gestatten keinem Fremden in ihr Land einzudringen, und man sagte mir sie brächten jeden

ihrer eignen Leute um, der eine der benachbarten Ansiedlungen besucht habe und zurückkehre oder wieder in ihre Hände falle. Einige Jahre früher hatt ein damaliger Commandant des Forts San Carlos eine Expedition zur Erforschung des Landes am Rio Frio ausgerüstet, die er selbst anführte. Dieses kleine Corps von etwa zwanzig Mann wurde am Ufer, wo sie ein verlassenes Indianerdorf fanden in dessen Nähe sie im Schatten der Bäume ruhten, plötzlich durch einen Regen von Pfeilen aus allen Büschen vernichtet. Dem Commandanten gelang es, verwundet, sich im Schilfe des nahen Seeufers zu verbergen, bis er ein vorüberfahrendes Boot des Forts auf sich aufmerksam zu machen wußte und auf diese Weise gerettet wurde. Am Ufer des Sees kommen diese Indianer zuweilen nordwärts bis Tortugas, die letzte nicaraguensische Niederlassung, acht bis zehn englische Meilen südöstlich von Virgin Bay. Es wird von ihnen behauptet daß sie von sehr weißer Hautfarbe seien und rothbraune Haare haben, daher die beiden angegebenen Benennungen. Guatusa heißt nämlich ein in Nicaragua einheimisches Nagethier dessen Haare von rothbrauner Farbe sind. Ein Nicaraguenser welcher eine Zeit lang zu Tortugas gewohnt hat, sagte mir daß unter diesem Stamme die Väter sehr häufig mit ihren Töchtern Kinder zeugten. In Californien ist ein junger Deutscher der einen wahren Roman eigner Abenteuer unter diesen Indianern erzählt. Obschon ich die Geschichte nicht aus seinem eignen Munde weiß, sondern aus dem einer dritten Person welcher der junge Mann seine Schicksale erzählt, will ich doch das Wesentliche der Erzählung hier wiederholen. Der erwähnte

junge Deutsche befand sich auf der Reise nach Californien, als er zu San Carlos einen Grund zu der Befürchtung zu haben glaubte daß ihn einige zur Reisegesellschaft gehörige Nordamerikaner, aus einem Grunde von welchem die Geschichte schweigt, umbringen wollten. Seine Furcht trieb ihn zu dem verzweifelten Entschlusse auf die andere Seite des Flusses zu schwimmen. Dort wurde er sehr bald von einer Bande von Indianern gefunden und gefangen genommen. Man brachte ihn weiter in's Innere, band ihn an einen Baum, und die Männer hielten einen Rath, augenscheinlich über die Art seiner Hinrichtung. Aber siehe da! — ein junges Mädchen, die Tochter des Häuptlings, springt hervor, umhalst unseren blonden Landsmann, und bringt eine günstige Wendung seines Schicksals hervor. Das Mädchen wird ihm als Frau gegeben, und als Gemahl dieser indianischen Prinzessin lebt er nun eine Reihe von Monaten mit dem Stamme im Urwalde, bis es ihm gelingt sich wieder auf die Seite von San Carlos zu retten. Nach seiner Aussage würde er bei den Indianern geblieben sein, wenn er das Leben im Walde hätte aushalten können. In der Regenzeit lebte der Stamm mehr auf den Bäumen als auf der Erde, und der Berichterstatter rühmt die Geschicklichkeit mit der diese Menschen affenartig von einem Ast auf den andern springen können, wobei es ihm zuweilen schwer wurde mit seiner Gemahlin fortzukommen. Zur Zeit jedes Vollmondes hielt der Stamm eine Zusammenkunft an einem dazu vorher vom Häuptlinge bestimmten Orte, und jede andere allgemeine Verabredung wurde nach Mondsphasen bestimmt.

Wie Viel an dieser Geschichte Wahrheit ist, läßt sich natürlich nicht genau sagen. Sie kann möglicher Weise ganz wahr sein, und einige specielle Züge in der geographischen Schilderung des Landes, besonders in Bezug auf den Sumpfwald am Ufer des Sees, San Carlos gegenüber, scheinen zu beweisen daß der Erzählung jedenfalls eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt.

Zu San Carlos mußte unser Gepäck auf das Zollhaus gebracht und untersucht werden. Als sich in der ersten mir gehörigen Kiste obenauf ein botanisches Buch fand, was an den eingedruckten Holzschnitten erkenntlich war, rief der Zollhausdirector dem subalternen Beamten zu: „Dieser Cavalier ist ein Botaniker! Sein Gepäck wird nicht weiter untersucht!“ — Soweit ich die spanisch-amerikanische Bevölkerung kenne, ist bei ihr der hohe Respect vor jeder wissenschaftlichen Beschäftigung allgemein, und ich denke daß dies eine Grundlage ist auf der einmal später sich eine schöne Bildungsform wird errichten lassen. Man kann wohl mit Recht sagen daß Alexander von Humboldt zur Entwickelung dieses Geistes in hohem Grade beigetragen hat. Er ist ursprünglich dem spanischen Volke eigen, aber Humboldt's großes Beispiel hat ihn in den Colonien populär gemacht und in seiner Richtung modernisirt.

Unsere Fahrt den Fluß herauf hatte neun Tage gedauert, sodaß wir täglich ungefähr zwölf englische Meilen zurückgelegt hatten, eine Geschwindigkeit, die bei der starken Strömung des Flusses dem Fleiße unserer Bootsleute alle Ehre machte. Wir brauchten nun noch drei Tage zur Fahrt

über den See nach Granada. Hier sind die Bootsleute daran gewöhnt die Ruder ruhen zu lassen und das Boot dem Winde anzuvertrauen. Schon beim Einlaufen in die Aguas Muertas hatten sie sich im Walde einen Mast gehauen. Er wurde nun aufgepflanzt, und ein Segel aufgezogen mit dessen Hilfe wir, wenn auch langsam, über den See trieben. Zuweilen hatten wir Windstille, die Bootsleute waren aber nicht zu bewegen zu den Rudern zu greifen. Auf dem See, sagten sie, fährt man mit dem Winde. In der Nacht schlief zuweilen der Steuermann sammt der ganzen übrigen Mannschaft ein, sodaß wir gänzlich aus unserem Cours kamen. Wir rückten indessen unserem Ziele allmälig näher. Als wir die Gipfel von Ometepe zur Seite hatten, erhob sich vor uns die Spitze des Mombacho, an dessen Fuße Granada liegt, aus dem Wasser. Wir liefen in der Nähe der durch ihre alten Götterbilder berühmt gewordenen Insel Zapotera hin, welche, nach Squier, vormals den aztekischen Namen Chomitl-Tenamitl geführt*), streiften an der äußersten Felsenspitze der Corrales oder

*) Squier schreibt durchweg Zapatero, d. h. der Schuster. Dies ist aber, soviel ich weiß, unrichtig. Ich habe den Namen von den Eingebornen nie anders als Zapatera aussprechen hören; allein auch dies ist wahrscheinlich nur eine Corruption von Zapotera. Zapote nämlich ist der Name einer bekannten tropischen Frucht die in Nicaragua sehr häufig ist (aztekisch Zapotl), und Zapotera würde danach die Zapoten-Insel bedeuten. Von dem oben nach Squier angeführten aztekischen Namen weiß ich nur den zweiten Theil zu übersetzen. Tenamitl nämlich bedeutet, nach Buschmann, eine Mauer. Dasselbe Wort kehrt im Namen einer andern Insel dieses Sees — Solentenami — wieder.

Isletas vorbei — einer dichten Gruppe von mehr als hundert bewaldeten Felseninselchen am Fuße des Mombacho, und landeten endlich am 5. December nach eingebrochener Dunkelheit an der Playa — d. h. dem Strande — von Granada.

Viertes Kapitel.

Granada. — Die Stadt und ihre Umgebungen. — Die Häuser, der Marktplatz, die Straßen. — Die Playa. — Nicaraguensische Genrebilder. — Blick über den See. — Der Mombacho und die Isletas. — Schöne Punkte der Nachbarschaft. — La Joya.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt den Eindruck zu beobachten den die Schönheit einer mehr poetischen Natur und die Genüsse eines mehr poetischen Lebens in den spanisch-amerikanischen Ländern auf den nach seiner Bildungsrichtung so prosaischen Anglo-Amerikaner machen. Dieser Eindruck pflegt in der Regel eine Gewalt auszuüben der die in den Vereinigten Staaten anerzogenen und angelebten nüchternen Maximen nicht zu widerstehen vermögen. Es ist als ginge diesen Menschen plötzlich ein Licht auf, welches sie erkennen läßt daß Schönheit und Genuß des Lebens auch ihre Rechte haben: kurz der englisch-amerikanische Charakter erhält in einem spanisch-amerikanischen Lande einen Stoß der um so tiefer wirkt, je größer der Gegensatz der neuen mit den alten Lebensanschauungen ist. Diese Erscheinung welche für die Empfänglichkeit und Beweglichkeit des nordamerikanischen Geistes spricht, und einen Zug bezeichnet in welchem sich dieser wesentlich von dem minder receptiven des

Engländers unterscheidet, enthält eine nicht genug beachtete aber wichtige Thatsache für die Beurtheilung der amerikanischen Zukunft. Wenn der Nordamerikaner davon spricht daß die spanisch-amerikanischen Länder anglo-amerikanisirt werden müssen, so pflegt er nicht zu bedenken daß bei der gegenseitigen Einwirkung verschiedener Nationalitäten und ihrer entgegengesetzten Charakter-Richtungen, Der welcher den Einen in der *einen* Hinsicht überwindet, dafür von Diesem in der *andern* überwunden wird.

Ein alter Yankee welcher auf seiner Heimkehr aus Californien durch Nicaragua gekommen war, hatte mir, mit einer Begeisterung die im Gegensatze zu der dünnen Figur und dem schmalen Nützlichkeitsgesichte des Mannes einen die Glaubwürdigkeit sehr erhöhenden Eindruck machte, von Granada als dem Paradiese der Erde gesprochen. Da wir bei Dunkelheit angekommen waren, mußte ich den nächsten Tag erwarten, um die Reize enthüllt zu sehen welche selbst im dürren Holze eine frühlingsartige Wirkung hervorgebracht. Von meinem Zimmer ausgehend, hatte ich nun in immer weiterem Umfange die neuen Dinge um mich her in Augenschein zu nehmen.

Die Bauart der Häuser in den Ländern des spanischen Amerika's ist oftmals beschrieben worden. Bei einem gewissen Hauptcharakter des Styles zeigen sie indessen in verschiedenen Gegenden manche durch Klima und Culturstufe bedingten Verschiedenheiten. Haben sie im trockenen Klima des mexikanischen Hochlandes und anderer Landschaften platte Dächer, so ruht in Central-Amerika, wo zu gewissen Zeiten des Jahres heftige Regengüsse fallen, ein spitzes Zie-

geldach auf den dicken Adobe-Mauern. In allen Fällen aber geht, ganz im Gegensatze mit dem herrschenden Style der Vereinigten Staaten, welcher gleichsam die Natur um den Preis für Grund und Boden zu betrügen sucht, im spanischen Amerika der Bau in die Breite, und die inneren Höfe bilden, im orientalischen Geiste, die wesentlichste Schönheit und Bequemlichkeit der Wohnungen. Was in's Besondere Nicaragua betrifft, so haben die langen und verheerenden Bürgerkriege von den Städten welche in diesem Lande als Denkmäler spanischer Colonial-Bildung hätten gelten können nur Wenig in unversehrtem Zustande gelassen. Bis zum Jahre 1854 konnte Granada, ohne einen bedeutenden Verfall bestreiten zu können, sich doch rühmen durch Brandfackel und Kanonenkugeln wenig gelitten zu haben, während Leon und Rivas mehr als zur Hälfte in Trümmern lagen. Seitdem sind zwei Dritttheile von Granada in einen Schutthaufen verwandelt worden, und die Einwohnerzahl — damals 13—14,000 — ist auf die Hälfte herabgesunken. Neue Einwanderer, von anderer Race, anderen Sitten und anderem Geschmacke, werden die Lücken der Bevölkerung ausfüllen und die zusammengeschossenen Häuser nach *ihrem* Sinne wieder aufbauen. Eine zu genaue Beschreibung welche der Zeit meiner Anwesenheit entspricht, würde daher vielleicht nur noch ein auf die Vergangenheit passendes Bild geben.

Gewisse Züge indessen welche die Natur vorgeschrieben, werden bleiben, wie z. B. die Vermeidung zu hoher Wohnhäuser, die der erste Erdstoß niederwerfen würde. In anderen Dingen werden schon bestehende Culturformen zu

mächtig sein um den Neuerungen eines fremden Geschmackes allzuleicht zu weichen. So haben die Nordamerikaner längs der mexikanischen Grenze — in Neu-Mexiko, im westlichen Texas und im südlichen Californien — die mexikanische Bauart der einstöckigen Häuser mit platten Dächern angenommen, und so ist auch in Granada zu erwarten daß es den alten Styl seiner Wohnungen mit den inneren Höfen und ihren Säulengängen behalten wird, welche Veränderungen auch sonst die Nordamerikaner daselbst einführen mögen. Es wäre in der That zu beklagen wenn das was schön und nützlich zugleich ist einer gedankenlosen Mode weichen müßte, die nicht einmal das Nützliche an die Stelle des Schönen zu setzen vermag. Eine sinnlosere Verbindung des Häßlichen mit dem Unzweckmäßigen ist kaum denkbar, als die welche von einem nordamerikanischen Bretterhause in einem tropischen Klima dargestellt wird. Vor Allem wäre der Hof mit seiner Veranda, seinen Orangenbäumen, und seinen Rosen-, Jasmin- und Oleander-Gebüschen zu beklagen. Wie auch die Sonne stehen mag, immer ist die eine Seite im Schatten, und ein kühler Luftzug strömt durch die offenen Thüren und Fenster des Hauses über den Hof. Große Gebäude haben mehrere Höfe, von denen die hinteren für wirthschaftliche Zwecke bestimmt sind. Hier läuft ein buntes Gewimmel des gemeineren Viehes und Geflügels umher, während im vorderen, einen mehr aristokratischen Rang einnehmend, gewöhnlich zur Verschönerung und Unterhaltung einige Papageien gehalten werden. Doch treten wir vor das Thor des Hauses auf den Marktplatz der Stadt!

Wer den genealogischen Fäden der Völkermischungen

zu folgen vermöchte, könnte auf dem Markte von Granada die Spuren iberischen, celtischen, karthaginensischen, römischen, gothischen, maurischen, äthiopischen und indianischen Blutes finden. In dieser Zusammensetzung überwiegt jedoch das indianische Element bei Weitem, sowohl nach der Zahl der ihm als reiner Race angehörenden Individuen, wie nach dem quantitativen Verhältniß der Blutmischung in den Uebergangs-Racen. Ohne die Indianer wäre der Markt von Granada verödet. In langen Zügen sieht man sie des Morgens von den benachbarten Dörfern und Höfen und aus ihren versteckten Wohnungen in Wald und Gebüsch zur Stadt kommen, die sie mit Früchten und Gemüsen, mit Hühnern und Eiern, mit Wildpret und Fischen, mit wildem Honig, Stärkemehl, Mais und Reis, mit Hängematten, Wasserkrügen, Trinkschalen, und anderen Erzeugnissen ihrer kleinen Industrie und Landwirthschaft versehen*). Sie sind ein kleiner, aber gut und kräftig gewachsener, gewöhnlich untersetzter Menschenschlag mit kupferfarbiger Haut und hübscher Gesichtsbildung. Der Mund ist wohlgebildet und mit blendend weißen Zähnen versehen. Die Augen, welche von pechschwarzer Farbe sind, haben einen eigenthümlichen oberflächlichen Glanz und häufig einen fragenden Ausdruck, der bei jungen Mädchen in versteckte Schelmerei, bei alten Personen in Mißtrauen und Verschlossenheit übergeht. Das

*) Kakaobohnen und kleine würfelförmige Käsestückchen werden in Nicaragua, wie in Mexiko hier und da Stücken Seife, als Scheidemünze gebraucht. Die Circulation der Kakaobohnen als Tauschmittel ist indianischen Ursprungs, und wurde hier bei der Ankunft der Spanier im Lande gefunden.

schwarze Haar wird von Mädchen und Frauen in zwei über den Rücken hangenden Zöpfen getragen.

Die Hauptkirche und die Hauptwache sind die beiden merkwürdigsten Gegenstände am Marktplatze. Wie in fast allen centralamerikanischen Städten hat auch in Granada die Hauptwache eine Rolle in der Geschichte politischer Kämpfe gespielt. Zur Zeit meines Aufenthaltes beschränkte sich jedoch die militärische Wichtigkeit des Punktes auf den nächtlichen Ruf der Schildwache, auf deren grimmiges „quien vive?“ der gute Bürger mit „la patria!“ antworten mußte. Ein Reisender erwähnt es als Beweis für die hohe Achtung der Eingebornen vor den Nordamerikanern daß die Antwort „americano del norte!“ von der Schildwache als giltige Parole respectirt wurde. Ich kann versichern daß zu meiner Zeit die Erwiderung „el doctor aleman!“ — der deutsche Doctor — einen ebenso imponirenden Einfluß ausübte.

Bei der äußeren architektonischen Unscheinbarkeit der einstöckigen Häuser mit ihren wenigen Gitterfenstern, können die Straßen von Granada keinen besonderen Eindruck machen. Einige der bedeutendsten sind gepflastert, und die mit Ziegelsteinen belegten Trottoirs laufen zu beiden Seiten, um einige Fuß erhöht, unter dem von hölzernen Säulen getragenen Vorsprunge der Dächer hin. Bei heiterem Himmel geht man also im Schatten, bei Regengüssen unter Dach durch die Stadt. In der trocknen Jahreszeit treibt der Wind den feinen vulkanischen Sand, der einen Bestandtheil des Bodens der Gegend bildet, durch die Straßen, in der nassen Jahreszeit strömen zuweilen ganze Bäche durch dieselben, und wühlen nicht selten tiefe Risse und Schluch-

ten. Aber sowie das Wasser abgelaufen ist, geht man wieder trocknen Fußes durch die Stadt, denn ein ausgeschlemmter Sand bleibt auf der Oberfläche zurück, sodaß man mit geringen Ausnahmen die Straßen von Granada selbst in der Regenzeit reinlich nennen kann.

Die Platzregen welche während der nassen Jahreszeit fallen, sind oft äußerst plötzlich und heftig. Unser Hof, welcher einen Abflußcanal von mehr als einem Quadratfuß im Durchschnitt hatte, wurde einmal in weniger als einer Stunde tief unter Wasser gesetzt, und der Guß kam so plötzlich, daß von einer Anzahl kleiner Papageien die wir mit beschnittenen Flügeln hielten, einer ertrunken war ehe er den Säulengang erreichen konnte.

Die Vorstädte welche zum Theil aus Häusern ähnlich denen der inneren Stadt, größtentheils aber aus Lehm- oder Rohrhütten mit Schilf- oder Palmendächern bestehen, verlieren sich in Gärten, Baumgruppen, Gebüsch und Wildniß. Wenige hundert Schritte von den letzten Wohnungen der Vorstadt Jalteva habe ich ein Reh laufen sehen. So ganz ist in einigen Richtungen die Stadt von Gebüsch und Wald eingeschlossen daß bei einem Ritte den ich in Gesellschaft einiger Deutschen nach der vier bis fünf englische Meilen entfernten Laguna de Salinas machte, wir auf dem Rückwege uns weit von der Stadt verirrt zu haben glaubten als wir plötzlich kaum hundert Schritte vor uns die ersten Hütten sahen.

Das Terrain der Stadt zeigt eine eigenthümliche Erscheinung durch welche ihre Topographie und ihr Verkehr erschwert werden. Auf zwei Seiten derselben ist nämlich

der Boden von tiefen und engen Rissen durchzogen, die ursprünglich die Folge vulkanischer Erschütterungen gewesen sein mögen, nachher aber augenscheinlich durch das Regenwasser erweitert worden sind. Ihre Wände, die aus vulkanischem Tuffe bestehen, sind senkrecht. Ihr Boden ist horizontal, und mit Ausnahme der letzten engen Ausläufer überall gangbar. Nur an wenigen Stellen aber ist es möglich durch Seitenspalten, oft so eng daß ein Mensch sich kaum hindurchdrängen kann, oder durch künstliche Einschnitte für einen Straßendurchgang seitwärts herauszukommen. Eine Vorstadt, die deshalb den Namen Otrabanda d. h. „auf der anderen Seite“ führt, ist von der Stadt durch den längsten, tiefsten und engsten dieser Risse abgesondert. An den meisten Stellen stehen Büsche und Bäume auf den beiderseitigen Rändern, und dichte Laubmassen wölben sich über dem kühlen Gange, dessen feuchte und poröse Wände mit zierlichen kleinen Farrnkräutern und den lilafarbenen Blüthenglocken von Gesnerien geschmückt sind. Von den Pfaden welche durch das Labyrinth dieser Schluchten führen, wird man bald da bald dort zu irgend einer verborgenen Hütte geführt.

Diese Wohnungen der untersten Volksklasse in den äußersten Vorstädten und der Umgebung von Granada haben oft eine reizende Lage: — bald versteckt im Gebüsch und im Schatten von Frucht- oder Waldbäumen, bald auf der freieren Höhe, mit dem Blicke über die sich senkende Landschaft hinab auf den See und seine Inseln und ferneren Ufer. Wochenlang kann der Fremde hier täglich neue Plätzchen von stiller und verborgener Schönheit finden.

Geht man vorüber, so sieht man durch die offene Thür im Innern braune Weiber mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, während außen nackte Kinder sich im vertraulichsten Verhältniß mit Hühnern, Hunden und Schweinen umhertummeln.

Der Weg von der Stadt nach dem See hinab führte zu der Zeit meines Aufenthaltes durch ein nicht viel weniger verwachsenes Land als das im Rücken derselben. Jetzt sind hier die Bauplätze für einen neuen Stadttheil ausgelegt worden. Damals ließ nur der Verkehr auf dieser Straße die Nähe einer ansehnlichen Stadt vermuthen, aber man war hier immer sicher einige der charakteristischen Genrebilder des granadinischen Volkslebens vor Augen zu haben, und ohne Zweifel sind sie, zum Theil wenigstens, hier noch immer zu sehen. Hier führten knarrende und quiekende Ochsenkarren, mit den plumpen Rädern aus einem Stücke, der Fuhrmann zum Antreiben des Zugviehes mit langer Lanze bewaffnet, die Ausfuhr- und Einfuhr-Artikel des Handels von der Stadt zum Hafen und vom Hafen zur Stadt. Schaaren übermüthiger Dirnen, mit dem rothen irdenen Wasserkruge auf dem Kopfe, ziehen schwatzend und lachend hinab und hinauf. Wäscherinnen wandern in langen Reihen des Morgens nach dem Strande und kehren des Abends zurück. In ihren Körben sieht man zur ersteren Tageszeit, außer den Erfordernissen zur Verrichtung ihres Geschäftes, auch die zur Bereitung von Limonade und anderen erfrischenden Getränken. Unten ist der Strand über eine halbe Meile weit von ihnen eingenommen, indem sie, über halb entkleidet, und bis an die Hüften im Wasser

kniend, mit Ausnahme einiger Mittagsstunden, den ganzen Tag in der Sonne thätig sind. Hinter ihnen ist das Sandufer auf eine weite Strecke mit der zum Trocknen ausgebreiteten Wäsche bedeckt. Morgens und Abends tummeln sich hunderte von Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters badend im Wasser. Daß die Schamhaftigkeit hier nicht die Rolle spielt wie bei den civilisirteren Völkern kälterer Zonen, kann nicht den verständigen Menschen überraschen der in moralischen Fragen das Wesentliche vom Conventionellen zu unterscheiden weiß. Die Frauen der höheren Stände sind natürlich rücksichtsvoller als die der unteren Volksklassen. Sie gehen am frühen Morgen zum Bade, und entfernen sich ein Wenig von dem Platze des großen Verkehres. Als einen allgemeinen psychologischen Charakterzug habe ich beobachtet, daß schöne Frauen und Mädchen schamhafter waren als solche die in minderem Grade fähig gewesen wären die Blicke der Männer auf sich zu lenken, und wo abschreckende Häßlichkeit vorhanden war, schien häufig jede Bedeckung für überflüssig gehalten zu werden, — eine Beobachtung die, wenn ich nicht irre, einer von Heine aufgenommenen Aeußerung Göthe's widerspricht. Bemerken muß ich ausdrücklich daß, so wenig Werth hier auch auf die Tugend der Keuschheit gelegt werden mag, mir an diesem Badeplatze beider Geschlechter niemals ein unanständiges Benehmen zu Gesicht gekommen ist.

Der See, über den fast immer ein frischer Passatwind streicht, hat in der Regel einen heftigen Wellenschlag, und in Granada kann man die Brandung des Nachts oben in der Stadt hören. Ein Theil des Sands welcher den

Strand bedeckt, besteht aus Titaneisenkörnern, welche, durch diesen Wellenschlag von den leichteren Bestandtheilen geschieden, stellenweise ganze Titaneisenbänke bilden, deren schwarze Sandmasse mit einziger Zurücklassung einzelner Körnchen von Olivin, Spinell, Ryakolith, und anderen Mineralsubstanzen vulkanischer Entstehung, vom Magnete aufgenommen wird.

Ein Spazierritt nordwärts oder südwärts am Strande hin, gewährt einen Genuß der Natur der schwer übertroffen werden kann. Dem Sandufer folgt, etwa zwanzig bis dreißig Schritte vom Wasser, der Rand von Gebüsch und Wald mit einer Linie von Bäumen, und während man zwischen dieser und der Brandung hinreitet, schweift der Blick über die Fläche des schönen Gewässers, und ruht hier auf der langen Bergkette von Chontales, dort auf den beiden Kegelbergen von Ometepe, auf der waldigen Insel Zapotera, oder auf dem östlichen Abfalle des Mombacho und der Gruppe der Corrales. Das Gestein dieser kleinen Felseninseln, deren Zahl auf mehr als hundert angegeben wird und die durch ein wahres Labyrinth enger Canäle unter sich und vom festen Lande getrennt sind, ist eine basaltische, theils dichte theils blasige Lava, offenbar ein Ausbruch des Mombacho der sich hier in den See ergossen hat. Die Inseln sind mit Bäumen bedeckt, die an vielen Stellen sich über dem Wasser zusammenwölben. Man kann von Granada den Strand entlang ohne Hinderniß bis an diese Inselgruppe gelangen. Der Canal welcher sie vom festen Lande trennt, ist nur sehr schmal, und man blickt hier über spiegelglattes Wasser, an dessen Rande weiße Reiher stehen,

in den Eingang dunkeler Laubgänge. Aus dem Schilfe des Ufers scheucht man hier große braune und kleine grau geperlte Rohrdommeln, und auf den breiten schwimmenden Blättern der Wasserkräuter läuft die kupferglänzende Jacana mit dem gelben Stirnschilde und den mit Dornen bewaffneten Flügeln. Viele der Inseln sind bewohnt, gewöhnlich eine jede nur von einer einzelnen indianischen Familie. Der Fischfang ist der hauptsächlichste Nahrungszweig dieser Leute, doch sieht man neben ihren Hütten auch kleine Bananenpflanzungen. Die dem festen Lande zunächst liegende Insel hat Squier besucht und ihre alten Götterbilder beschrieben. In das Innere der Gruppe ist noch kein Beobachter eingedrungen, und für Naturgeschichte wie für Archäologie ist hier eine reiche Ausbeute zu erwarten.

Einige Meilen hinter der Stadt in südwestlicher Richtung erheben sich theils bewaldete theils mit Gras bewachsene Hügel, die südostwärts mit der Bergmasse des Mombacho in Verbindung stehen. Die Bewohner der Stadt behaupten bestimmt und allgemein daß diese Hügel wachsen. Von hier aus hat man einen schönen Anblick der Ebene von Granada, die wie ein großer Wald, und stellenweise wie ein Park erscheint. In der Ferne, am Rande des Sees, erheben sich die Kirchen und bedeutenderen Häuser der Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern aus den Baummassen. Darüber hinaus breitet sich der See aus, an dessen Rand man hier und da, gegen die Wasserfläche abgezeichnet, die fernen Köpfchen der Kokospalmen erkennt. Hoch in die reine Luft, aber jeder Gipfel in eine Wolke gehüllt, ragen die beiden Pyramiden von Ometepe aus dem Wasser, und

am fernen nordöstlichen Horizonte zieht sich als lange Bergkette der Abfall des Tafellandes von Matagalpa und Chontales hin.

Etwa eine Meile von der Stadt, an dem Wege nach den eben erwähnten Hügeln, liegt ein in die Tiefe gehender Felsenkessel, — ein Circus dessen Boden von einer Bananenpflanzung eingenommen ist. Dieser Raum hat einen einzigen Eingang, nämlich von der der Stadt abgewendeten Seite her. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist derselbe ein alter Krater. Er ist einer der interessantesten Punkte der Gegend, welcher nicht unpassend den Namen la Joya — „das Juwel" führt. Die Gipfel der Bäume welche in der Tiefe am Fuße des Felsenringes stehen, reichen bis über den Rand des Abgrundes herauf, von welchem man zwischen den Laubmassen hindurch auf den wunderbaren Garten hinabsieht. Aehnliche Bildungen sind mehrere in der Gegend, aber die anderen sind, wie die Laguna de Salinas und der See von Masaya und Nindirí, auf dem Grunde mit Wasser angefüllt.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt zu Granada. — Excursionen. — Tauben und Papageien. — Der See Songozana. — Wasservögel. — Große Schlange — Laguna de Salinas. — Kaffeepflanzung. — Leben im Hause. — Aufwartung bei Tische. — Gezähmte Thiere. — Ein Papageien-Roman. — Der fleischfressende Hirsch. — Der Pisote. — Haus-Ameisen. — Gelehrte Nicaraguenser: Schlegel und Hegel in Nicaragua. — Politische Toaste am vierten Juli. — Zwei Bourgeois und ein Proletarier.

Die Nachwirkungen des Chagres-Fiebers, die ich nur allmälig zu überwinden im Stande war, hielten mich eine Zeit lang zu Granada zurück; doch ließ ich mich nicht von kleineren Ausflügen zu Fuß und zu Pferd in der Nachbarschaft abhalten.

Ich fand die geologischen Verhältnisse der Umgebung sehr einfach; das Land ist indessen so mit Vegetation bedeckt daß der Boden nur an wenigen Stellen bloß liegt. Die oberen Schichten desselben bestehen aus vulkanischem Tuffe, der theils verhärtet, theils zerreiblich und in Wasser aufweichbar ist. In ihm liegen einzelne Blöcke basaltischer, oft in trachytischen, porphyritischen, schlackigen oder bimsteinartigen Charakter übergehender Laven, mit trichroma=

tischem Olivin*), Spinell, Titaneisenkörnern, und verschiedenen Mineralien der Feldspathfamilie. Lavamassen lagern sich um den Fuß des Mombacho.

In allen Bäumen und Gebüschen der Umgebung von Granada flattern Tauben und Papageien. Sowohl von den ersteren wie von den letzteren habe ich sieben Arten kennen gelernt, und da diese Vögel die gemeinsten des Landes sind, und dem Laien in der Naturgeschichte sowie dem neuankommenden Fremden am meisten in's Auge fallen, will ich hier die im Lande gebräuchlichen Namen anführen und eine flüchtige Charakteristik hinzufügen.

Was also zuerst die Tauben betrifft, so habe ich, theils um Granada, theils in anderen Theilen des Landes, folgende sieben Arten kennen gelernt: die Morena, den Patagon, die Turca, die Alablanca, die Colalarga, die Tortola und die Carmelita. — Die Morena ist von der Größe unserer Haustaube. Ihre Hauptfarbe ist bräunlich rosenroth. Sie ist scheu, und ich habe sie nur von hohen Waldbäumen geschossen. Der Patagon ist etwas kleiner und von zierlicher Schönheit, violett, in's Blaue und Rosenrothe spielend, Füße dunkelcarminroth, Schnabel weißlichcarminroth, nackte Augenränder lichtcarminroth. Die Turca ist noch kleiner, von Hauptfarbe violett, Füße hellcarminroth, nackte Augenränder blau. Die Alablanca ist so groß wie die vorige, bläulich, mit weißen Flügeln. Die Colalarga ist aschgrau mit sehr langem Schwanze. Sie ist ein wenig größer als eine Lerche, und fliegt sehr

*) Roth, blau, grün — nach den drei Axen.

häufig in die Höfe wo man ihr oft bis auf zehn Schritte nahe kommen kann. Die Tortola und die Carmelita weiß ich nicht genau zu unterscheiden. Die erste ist ungefähr so groß wie die Colalarga, die letzte etwas kleiner. Beide haben einen kurzen Schwanz, in der Hauptfarbe herrscht Braun vor, und beide sind mit einigen runden lasurblauen Flecken auf den Flügeln gezeichnet. Bei der Carmelita, die ich nur in Chontales geschossen habe, ist diese Zeichnung viel schöner als bei der Tortola, die bei Granada ganz gemein ist.

Die mir bekannt gewordenen nicaraguensischen Papageien-Arten werden im Lande auf folgende Weise benannt: die Lapa, die Lora, der Loro, der Chocollo, die Cotorra, der Chocollito Real, und der Chocollito. Die Lapa ist ein großer rother Ara. Man sieht diesen prächtigen Vogel, mit Ausnahme der Jungen eines Nestes nachdem sie eben ausgeflogen sind, fast nie anders als in Paaren. Ich habe ihn von Zeit zu Zeit geschossen um seine Flügelfedern, die oben blau unten scharlachroth sind, zum Schreiben zu benutzen, wozu sie vortreffliche Dienste leisten. Es gibt am stillen Meere, südlich von San Juan del Sur, auch eine grüne Lapa, die jedoch sehr selten ist. Die Lora ist ein großer grüner Papagei mit einem gelben Fleck auf dem Nacken. Dies ist die Art welche am besten sprechen lernt. Der Loro ist kleiner als der vorige, grün, mit rothem und blauem Stirnbande. Der Chocollo ist der Lora ziemlich ähnlich, und ungefähr von gleicher Größe. Der Chocollito Real ist gezeichnet wie der Loro, ist aber viel kleiner. Der Chocollito endlich ist der kleinste

aller nicaraguensischen Papageien, nicht viel größer als ein Sperling, grün mit gelben Achseln, wird äußerst zahm, und ist dann ein sehr zutrauliches Thierchen. Zur Zeit des Ausfliegens der Jungen sind um Granada die Bäume mit Schaaren dieser kleinen Vögel bedeckt. Die Knaben nehmen dann eine Stange, an deren Spitze eine Schlinge angebracht ist. Mit der Spitze der Stange berühren sie die Füße eines der jungen Chocollitos, so lange bis dieser auf die Spitze und in die Schlinge hüpft. An dem die Stange herablaufenden Fadenende zieht dann der Vogelfänger die Schlinge zu, das gefangene Thierchen wird herabgenommen, und mit einem zweiten das nämliche Verfahren vorgenommen.

Reitet man von Granada etwa drei Meilen nordwärts am Ufer des Sees hin, so erreicht man den Anfang eines schmalen Gewässers, welches sich von da an, in geringer Entfernung dem See folgend, aber ohne mit ihm in bleibender Verbindung zu stehen, bis an den Estero de Panaloya und den Rio de Tipitapa zieht. In der trocknen Jahreszeit stellt es einen Sumpf mit einzelnen Flächen stehenden Wassers und von Schilf überwachsenen Löchern dar. In der Regenzeit fließt es über, und dann bildet sich eine Verbindung mit dem See, aus welchem zahllose Fische in dasselbe eintreten. Ich zweifle keinen Augenblick daß dies der See Songozana ist von welchem Oviedo spricht. Squier, welcher in seinem Buche die Stelle aus Oviedo übersetzt hat, versteht offenbar die Bezeichnung der geographischen Lage bei diesem Berichterstatter falsch. Oviedo sagt: Vom See Cocibolca (d. i. dem See von Nicaragua)

„gegen den Süden“ liegt der kleine See Songozana. Dies scheint nun nicht in Uebereinstimmung mit der Lage des Sumpfes zu stehen von welchem ich hier spreche, da dieser vom See von Nicaragua vielmehr nordwestlich liegt. Allein der Ausdruck „gegen den Süden“ bedeutet hier ohne allen Zweifel, nach gewöhnlicher spanischer Redeweise, soviel wie „gegen die Südsee“, gerade wie „San Juan del Sur“ nicht heißen soll „San Juan im Süden“, sondern „San Juan am stillen Meere“. Zur Zeit Oviedo's war dieser Sumpf voll Alligatoren und seine Ufer waren ein Aufenthalt zahlreicher schwarzer Panther und anderer wilder Thiere. Diese letzteren sind nicht mehr hier zu finden, und die Alligatoren wenigstens nicht mehr in solcher Anzahl wie damals. Dagegen findet der Jäger hier einen unglaublichen Reichthum verschiedener Wasservögel: wilde Enten, kleine braune Gänse, Wasserhühner, Jacanas, Strandläufer, Reiher, einen riesenhaften Tantalus, und viele andere*).

Auf einer meiner Excursionen nach dieser Localität stieß ich, indem ich mein Pferd vom Rande des Sees gegen den Sumpf zu in den Wald wandte, auf eine Schlange, von deren Größe ich mir bei dem ersten Anblicke einen sehr übertriebenen Begriff machte. Es zeigte sich nachher daß sie nur neun Fuß lang, aber unverhältnißmäßig dick war. Die Zeichnung war im Wesentlichen die einer Boa, und

*) Ich habe hier im Fluge große weiße Vögel gesehen, die, aus der Schnabelbildung zu schließen, zum Geschlecht der Flamingos gehörten.

Boba war auch der Name welchen ihr ein vorüberreitender Nicaraguenser gab. Ich drückte, als ich das Thier gerade vor meinem Pferde liegen sah, beide Läufe meiner Doppelflinte auf dasselbe ab und riß das Pferd rasch zurück. Die Schlange hatte die Ladung in den Leib bekommen, und bewegte sich nur langsam nach einem alten Baume in dessen Höhlung sie sich hinaufarbeitete bis unten nur noch die Schwanzspitze heraussah. Ich wollte mir meine Beute nicht entgehen lassen. Nachdem ich abgestiegen, meine Flinte wieder geladen, und in richtig berechneter Entfernung an einen Strauch gelehnt, packte ich den Schwanz mit beiden Händen, und zog, vom Baume weglaufend, das Thier heraus. Der nächste Schuß tödtete es. In seinem Leibe fand ich eine Anzahl acht bis neun Zoll lange Jungen, an denen es mir auffiel daß ihr Gehirn, ohne Schädelknochen, nur von einer äußerst durchsichtigen Hülle umgeben, blos lag. Mit Mühe packte ich mit Hilfe meines Sohnes meine Beute hinter mir auf das Pferd. Als ich damit in die Stadt ritt, erregte ich einiges Aufsehen. Nicht daß man die Schlange für einen Drachen und mich für St. Georg gehalten hätte, sondern wahrscheinlich weil man glaubte daß ich die Bestie mit nach Hause nehme um sie zu essen. Als wir einmal in unserem Hofe eine große Kröte fingen und in Spiritus setzten, fragte ein in der Nähe arbeitender Nicaraguenser einen anderen: „was machen diese Leute mit den Kröten?“ — „Comen“ — „sie essen sie“ — antwortete der andere in unbeschreiblich geringschätzigem Tone. Ich konnte die deutsche Ehre auf keine andere Weise retten als indem ich den Leuten sagte daß ich aus den Kröten Medicin

bereite. „Para remedio“ — „zur Arzenei“ — war von da an meine kurze Antwort auf alle solche Fragen.

Einen interessanten Ausflug machte ich in Gesellschaft von mehreren Deutschen nach der 4 bis 5 Meilen westlich von der Stadt gelegenen Laguna de Salinas. Mitten in einer bewaldeten Gegend ist ein weiter, rundum geschlossener, und mehrere hundert Fuß tiefer Felsenkessel in den Boden gesenkt. Sein Grund ist von einem See eingenommen, welcher ungefähr 3 Meilen im Umfange haben mag. Wir mußten unsere Pferde auf der Höhe zurücklassen, denn der Pfad hinab ist steil und eng. Wo an den Wänden des Kessels Raum ist, stehen Bäume über welche sich Schlingpflanzen ranken. Die kleine scharlachrothe Ipomäa mit gefiederten Blättern welche man oft in europäischen Treibhäusern sieht, kroch hier durch alle Gesträuche. Das Wasser des Sees enthält verschiedene Salze, soll nach einer ich weiß nicht von wem angestellten Analyse einen beträchtlichen Jodgehalt haben, und ist, wie ich hörte, mit Erfolg gegen den zu Masaya so oft vorkommenden Kropf angewendet worden.

Auf dem Rückwege ritten wir quer durch den Wald nach der Wohnung eines Deutschen, welcher im Lande geheirathet und als Mitgift seiner Frau eine kleine Kaffeepflanzung erhalten hatte. Sie liegt in einer äußerst romantischen Waldpartie am Eingange der Hügel südwestlich von Granada. Die Plantage, mit einem Häuschen darauf, mit Bananenpflanzung und anderen Erfordernissen, — nach nicaraguensischen Verhältnissen vollständig ausreichend für den Unterhalt einer kleinen und bescheidenen Familie, wäre für sechshundert Dollars feil gewesen. Soviel aber auch Deutsche

in Granada sich herumtrieben welchen es an einer Grund-
lage für ihre Existenz fehlte, — es war entweder keiner
unter ihnen der sechshundert Dollars besaß, oder der sie au
diese Weise anwenden wollte. Der Eigenthümer aber hatt
sich dem Trunke ergeben und vernachlässigte seine Interessen

Sehr gern hätte ich während meines Aufenthaltes zu
Granada den Gipfel des Mombacho erstiegen, der Gedank
ließ sich aber nicht zur Ausführung bringen. Es wurd
mehrmals davon gesprochen eine kleine Gesellschaft zu diesem
Zwecke zu vereinigen; allein alle Eingebornen erklärten da
Unternehmen für unausführbar oder mit großen Schwierig-
keiten und Kosten verknüpft. Als Haupthinderniß wurd
der undurchdringliche Wald bezeichnet. Man wußte sich
nicht zu erinnern daß jemals ein Mensch auf dem Berge
gewesen, obschon Erzählungen von einem auf dem Gipfel
befindlichen See circulirten. In der That ist der Berg von
der granadiner Seite nur mit Aufwand von Mühe und Ko-
sten zu ersteigen; allein auf der Südseite, von Diriomo aus,
ist er leichter zugänglich. Von da aus hat denn auch neuer-
dings Herr Squier auf seiner zweiten Reise nach Central-
Amerika den Gipfel erreicht, und für das Niveau des da-
selbst wirklich vorhandenen kleinen Sees die Höhe von
4420 Fuß gefunden. Der Theil des Berges welchen man
von Granada aus als Gipfel und dem Gipfel zunächst lie-
genden Rücken sieht, ist der abgebrochene nördliche Rand
eines weiten Kraters, welcher sich auf der Südseite, wo der
Rand viel niedriger ist, dem Blicke darstellt. Auf dem
Grunde dieses Schlundes hat Squier einen zweiten kleinen
See gesehen, der zwischen senkrechte Felsenmauern einge-

schlossen ist. Von seiner Besteigung des Berges hat Squier einen lebendig und poetisch geschriebenen Bericht gegeben*).

Abgesehen von diesen und anderen kleinen Excursionen, und den Reisen nach verschiedenen Gegenden des Landes von denen ich in den folgenden Kapiteln Bericht geben werde, war mein Leben im Hause zwischen wissenschaftlichen Studien und der Beobachtung dessen was um mich her vorging getheilt. Der Leser wird mir nicht verübeln wenn ich einige Scenen aus diesem Leben nicht mit der ernsten Miene eines Beobachters wissenschaftlicher Thatsachen schildere.

Von Zeit zu Zeit fiel eine Schaar durchziehender Californier, von Realeja durch das Land kommend, in das Gasthaus ein. Dies pflegte bei dem Mangel an Raum und brauchbaren Dienstboten gewöhnlich eine große Verwirrung hervorzubringen. Daß man sich in Nicaragua gute Dienstboten ziehen kann, habe ich an mehreren Beispielen gesehen; allein die Aufgabe ist eine schwierige, und verlangt Geduld und den richtigen Takt in der Behandlung der Leute. In allen spanisch-amerikanischen Ländern ist eine dienende Classe vorhanden, die daran gewöhnt ist mit Wohlwollen und einer gewissen Achtung behandelt zu werden, und die man dennoch in der beständigen Erinnerung an ihre untergeordnete Stellung erhalten muß. Es ist nicht leicht hierin die richtige Linie zu treffen. Der spanisch-amerikanische Diener verlangt mit Rücksicht, Höflichkeit und Zutraulichkeit behandelt, und dennoch dabei von seinem Herrn in der richtigen Entfernung gehalten zu werden. Dem einheimischen Herrn

*) Harper's Magazine, Oct. 1855.

fällt dies nicht schwer, da die dem Diener zukommende Höflichkeit ihre eignen Formen, man kann wohl sagen ihre eigne Etikette hat. Wer diese nicht kennt, und zugleich von seinem Diener Ungewohntes verlangt, muß sich nicht wundern wenn er diesen in üble Laune versetzt und böswillig macht. Ueber die Maßen komisch und der Absicht widersprechend waren die moralphilosophischen Vorlesungen, die in dem deutschen Kreise in welchem ich zu Granada eine Zeit lang lebte, von Zeit zu Zeit in schlechtem Spanisch den einheimischen Dienstboten gehalten wurden. Es war eine specielle Liebhaberei ihres Herrn seine Moralphilosophie durch deutsche Sprichwörter zu erläutern, die er Wort für Wort in's Spanische übersetzte. „Ihr Taugenichtse!" — sagte er zu einigen etwas trägen Arbeitern, „meint, der Himmel hänge alle Tage voll Geigen!" — die zwei Burschen sahen in dummer Verwunderung nach dem Himmel — „aber wartet nur, es wird nicht lange dauern, so werdet ihr auf dem letzten Loche pfeifen!" — Ausdruck absoluter Unfähigkeit irgend einen Sinn des Gesagten zu ahnen. —

In einem deutschen Privathause, in welchem ich später wohnte und wo wir eine schwelgerische Tafel führten, hatten wir für fünf Personen eine Köchin, eine Küchenmagd, einen Bedienten, einen Pferdeknecht, einen Bedienten des Pferdeknechts, und einen Jungen des Bedienten des Pferdeknechts. Wenn die Speisen aufgetragen wurden, bildete diese Dienerschaft eine Procession. Voraus die Köchin, mit bloßen Füßen in weißseidenen Schuhen, im Haare frische chromgelbe Blumen, den Reboso theatralisch über die Schulter geworfen, im Munde eine Cigarre, die Arme zu beiden Seiten des

Kopfes bis auf die Höhe der Ohren emporgehoben, und auf jeder Hand eine dampfende Schüssel. In ähnlicher, wenn auch minder studirter Weise folgten die Uebrigen, bis auf den Jungen, der, seiner bescheidenen Stellung in dieser Bedienten-Hierarchie entsprechend, in nichts als einen Strohhut und ein von oben herab bis unter die Arme reichendes Hemd gekleidet war, und das bescheidene Geschäft verrichtete ein Gefäß mit Wasser zu tragen.

Während dem Essen unterhielt uns eine Schaar von Chocollitos, welche um die Leckerbissen kämpften die wir ihnen zuwarfen. Wir hatten zu einer Zeit zwanzig dieser kleinen Papageien in unserem Hofe. Die meisten derselben waren jung und hatten sich noch nicht paarweise zusammengefunden. Doch wie es mit diesem zarten Verhältnisse auch gestanden haben mag, es war ein männliches Individuum darunter welches gewissenlos genug war das eheliche Glück eines schon verbundenen Paares zu stören, und es gelang ihm die weibliche Tugend zu verführen. Dies brach dem schwer gekränkten Gatten das Herz. Das Thierchen setzte sich, als ihm, nach den letzten vergeblichen Versuchen die untreue Gefährtin auf den Pfad der Pflicht zurückzuführen, sein ganzes Unglück klar wurde, einsam auf die Stange, auf der vorher das Paar, eng zusammengedrängt, die Nacht zuzubringen pflegte, und hier blieb es, ohne Speise oder Trank zu nehmen, unbeweglich sitzen, bis wir es eines Morgens darunter todt am Boden fanden.

Durch noch andere traurige Begebenheiten schmolz die Zahl unserer Chocollitos. Wir hielten im Hofe einen Hirsch, dem es auf einmal einfiel ein fleischfressendes Thier zu wer-

den. Offenbar wurde er durch den Umgang mit Menschen demoralisirt. Erst fütterten wir ihn während unseres Mittagstisches mit omelettes aux confitures, dann mit Braten, und durch diese letztere Diät wurde sein Temperament so zum Schlechteren umgewandelt daß er anfing blutdürstig zu werden. Ich sah ihn eines Tages einem der durch den Hof wackelnden kleinen Papageien nachgehen, denselben beim Schwanze fassen, und ehe ich zu Hilfe kommen konnte aufzehren. Dieser einmal geweckte kannibalische Trieb war nicht mehr auszurotten, und mehrere unserer Papageien, sammt jungen Hühnern und Enten, mußten ihm als Opfer fallen.

In unserem Hause war ein anderes unheilstiftendes Thier — ein Pisote. Squier hält in seinem Buche über Honduras den Pisote für einen Waschbär, allein dies ist ein Irrthum. Der Pisote ist das Nasenthier (Nasua fusca), eine Bestie die, im Hause gehalten, durch ihr Genie im Schadenstiften interessant wird. Das Thier wird vollkommen zahm, aber keine Vorsicht und keine Züchtigung ist im Stande seine bösen Neigungen unschädlich zu machen und zu bekämpfen. Jetzt hatte das Thier ein junges Huhn erwürgt und wurde an die Kette gelegt. Plötzlich, während wir am Kaffeetische saßen, kam es, seine Kette nachschleppend, aus irgend einer unerwarteten Himmelsgegend auf unseren Tisch gesprungen, warf die Zuckerdose herab, tauchte seinen Schwanz in unsere Tassen und strich uns damit über das Gesicht. Das Thier wurde wieder gefangen, unbarmherzig gezüchtigt und mit verschärfter Haft und Kettenstrafe belegt. Nach zehn Minuten kam es ohne Kette, äußerst vergnügt, mit einer jungen Ente im Maule. Alle Nachsicht

hat nun ein Ende. Dem Verbrecher droht ein verdienter Tod. Aber ehe ihn dieser ereilen kann, hat er sich über das Dach des Hauses gerettet, und gleich darauf kommt die Köchin und klagt daß sie ihn über neuen Unthaten in der Speisekammer getroffen.

Diesen Schilderungen des Thierlebens in unserem Hause muß ich einige Beobachtungen über die Sitten nicaraguensischer Haus-Ameisen hinzufügen. Man findet in den Gebäuden von Granada mehrere Arten von Ameisen, welche indessen von sehr unschuldigem Naturell und zum Theil sogar nützlich sind. Ich hatte einmal Gelegenheit ein auffallendes Beispiel von der zusammenwirkenden Thätigkeit einer Ameisenschaar wahrzunehmen. Diese Thiere waren von einer äußerst kleinen Species. Indem sich aber eine große Zahl derselben mit einer Ordnung und Zweckmäßigkeit an die Arbeit gestellt hatte, die sich schwer würde bei Menschen haben erreichen lassen, gelang es ihnen einen todten Skorpion von bedeutender Größe an einer Wand hinauf, dann an der unteren Fläche eines horizontalen Balkens hin, und endlich in ein in diesem Balken befindliches Loch zu schaffen. Jede einzelne Ameise hatte bei dieser Arbeit ihren bestimmten Platz. Es fand nicht die geringste Unordnung, nicht die kleinste unnöthige Bewegung statt, — und so regelmäßig und in gleichen Entfernungen hatten die kleinen Arbeiter ihre Last angefaßt, daß der Skorpion an der weißen Wand wie mit einer Verzierung von Spitzen besetzt erschien. Ein andermal sah ich zu, wie ein Ameisenstaat seinen Wohnsitz verlegte und in dichtgedrängtem Zuge über unsere Veranda aus einem Mauerloche in ein anderes zog. Hierbei fielen

mir zwei Thatsachen auf. Erstlich bestand die Ameisenschaar aus Individuen von so ganz verschiedener Gestalt und Größe daß es kaum möglich war sie sämmtlich als zu einer Species gehörig zu betrachten, und zweitens marschirten einige kleine Käfer, unserem deutschen Siebenpunkte ähnlich, in dem Ameisenzuge mit aus dem einen Loche in das andere. Zeigte einer derselben gelegentlich Lust aus der Straße zu weichen, so wurde er von den ihm zur Seite gehenden Ameisen schnell zurecht gewiesen. Ob diese Gefangenen als Sklaven oder als Schlachtvieh gehalten werden, bin ich außer Stande zu ahnen.

Der Umgang mit den Menschen war nicht minder reich an Humor als der mit unseren Hausthieren. Der unglückliche Ponciano Corral, welchen Walker hat erschießen lassen, und welcher damals Commandant von Granada war, führte mich zu einem der angesehensten Männer geistlichen Standes, welcher seitdem auch politisch bekannt geworden ist. Im Laufe des Gespräches wurde ich gefragt welcher Planet es sei der das Gold und welcher der das Silber hervorbringe. Ich machte die Bekanntschaft zweier Brüder aus einer der angesehensten Familien des Landes von welchen der eine damals eine Stelle in der Verwaltung zu Leon einnahm, der andere zu Granada Medicin studirt, durch feierlichen Act in der Kathedrale zu Leon die Doctorwürde erlangt und soeben in erstgenannter Stadt zu prakticiren begonnen. Beide zeichneten sich durch ein rühmliches Streben nach Bildung aus, wozu sie sich durch Erlernung der französischen Sprache einen Weg gebahnt. Durch dieses Medium hatte der Doctor auch etwas von deutscher Philosophie

gehört. „Los alemanes“ — pflegte er zu sagen — „son la nacion la mas cientifica, la mas filosofica, la mas profunda.“ — „Die Deutschen haben einen großen Philosophen“ — fügte er hinzu — „welcher Schlegel heißt. Dieser hat ein Buch unter dem Titel „filosofia de la vida“ geschrieben. Sodann haben sie noch einen Philosophen welcher Hegel heißt und sehr schwer zu verstehen ist.“ Der junge Doctor scheint damals in der Philosophie stärker gewesen zu sein als in der Medicin, denn die Granadiner, welche sich gern den harmlosen Scherz erlauben bekannten Persönlichkeiten Beinamen zu geben, nannten ihn Doctor Matagente, d. h. Doctor Menschentödter. Sein Bruder, der Politiker, hat verschiedene kleine Schriften herausgegeben die in Nicaragua gedruckt worden sind. Es ist mir bei dem Lesen einer derselben aufgefallen wie die Richtungen der philosophischen und politischen Schulen in Europa allmälig bis in die entferntesten und obscursten Winkel der Erde dringen, und daß der unpraktischste deutsche Philosoph, zumal wenn er in's Französische übersetzt wird, noch in Nicaragua ein öffentliches Unglück anrichten kann. Der nicaraguensische Schriftsteller auf welchen ich mich hier beziehe, der Bruder des Verehrers von Schlegel und Hegel, citirt in seiner philosophisch-politischen Schrift über die nicaraguensische Revolution Tacitus und Pufendorf, Ancillon und Vattel, Guizot und Louis Blanc, Madame de Staël und Montesquieu, Droz und Matter, Necker und Mirabeau, und zahllose andere Autoritäten, und spricht von Idealismus und Antagonismus, Aspirantismus und Dualismus, Proselytismus und Anachronismus.

Die Feier des vierten Juli — des Jahrestages der Gründung der Vereinigten Staaten — bildete eine nicht uninteressante Episode in unserem geselligen Leben. Die zu Granada wohnenden nordamerikanischen Bürger hielten ein Gastmahl, zu welchem die Behörden und angesehensten Bürger der Stadt und eine Auswahl residirender Fremden geladen wurden. Schon damals sahen wir einen Umschwung der Dinge in Central-Amerika herankommen, welcher nun in etwas anderer Form eingetreten ist. Ein damals ausgebrachter Toast: „Die friedlichen Eroberungen des Yankeethumes" — fand allgemeinen Beifall bei Fremden und Eingebornen. Die Eroberungen sind gekommen, freilich nicht auf friedlichem Wege. Die Eingebornen schwelgten, wie immer, in riesenhaften Erwartungen und Intentionen. Der Präfect des Ostdepartements brachte damals folgenden Toast aus: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika! — möge Nicaragua, indem es ihrem Beispiele folgt, so groß und mächtig werden wie sie es sind!" — Die Extravaganz in dieser Erwartung ist freilich lächerlich und brachte damals bei uns einige Heiterkeit hervor. Und dennoch mag in den Worten ein prophetischer Sinn gelegen haben, denn es gibt wenig zukünftige Dinge die wahrscheinlicher sind, als daß Central-Amerika noch den Kern einer mächtigen Föderation von Staaten am mexikanischen Meerbusen, caraibischen Meere und stillen Ocean bilden wird, die einst mit den Vereinigten Staaten rivalisiren mag. Die Zeiten der Annexation an diese sind nach meiner Ueberzeugung vorüber.

Von einem mißlungenen industriellen Unternehmen,

dessen Ruf, wie ich vernommen habe, bis in die allerhöchsten Regionen der Gesellschaft in Deutschland gedrungen ist, muß ich hier noch dem Leser Rechenschaft geben. Ich meine die Gründung einer Cigarrenfabrik. Dieses Etablissement, welches darauf berechnet war in Nicaragua eine neue industrielle Epoche zu eröffnen, bestand aus zwei Besitzern und einem Arbeiter. Ich kann nicht leugnen daß der Versuch der Ausbeutung der Arbeit durch das Capital hier auf das Aeußerste getrieben war, denn zwei Capitalisten wollten sich hier durch den Schweiß eines einzigen Arbeiters bereichern. Diese beiden Uebelthäter waren Herr St. und ich. Keiner von uns — wir kamen damals noch ziemlich frisch aus der socialen Bewegung Europa's — hatte den Muth das Odium des Bourgeoisthums allein auf sich zu nehmen. Aber der Mensch verschlechtert sich in der Gesellschaft: mit einander legten wir diese Scheu ab. Wir schossen ein Capital von zwanzig Thalern zusammen, kauften damit Tabak, und setzten einen eben angekommenen Bremer Cigarrenmacher an die Arbeit, dessen Thätigkeit uns bei wöchentlichem Umsatze unseres Betriebsfonds unerhörte Procente brachte. Unsere Waare fand einen so reißenden Absatz an die durchziehenden Californier daß wir augenblicklich einige Dutzend Arbeiter hätten beschäftigen können, und wir dachten daran die nöthige Zahl eingeborner Mädchen von unserem Bremer in der Kunst unterrichten zu lassen, als unsere glänzenden Geschäfte und noch glänzenderen Erwartungen ein plötzliches Ende nahmen. Unser gemeinschaftlicher Arbeiter hatte allerdings, der Noth des Augenblickes nachgebend, sich dazu verstanden uns durch seine Thätigkeit zu be-

reichern. Kaum aber hatte er an unserer wohlbesetzten Tafel seinen gesunkenen moralischen Muth und das Gefühl seiner Würde als Proletarier neu belebt, als ihm das Gefühl seiner herabwürdigenden Stellung ganz zum Bewußtsein kam. Fünf Tage der Woche pflegte er in der Regel seinen Unwillen darüber bezähmen zu können, am sechsten aber brachte derselbe einen vom heftigsten Durste begleiteten fieberhaften Zustand hervor. Im Paroxismus zerschlug der Mann unsere Tische und Stühle, und als er endlich seine Indignation an einigen vorübergehenden Personen ausließ, ergriff ihn die nicaraguensische Polizei, welche, wie die Polizei jedes Landes, für das Capital und gegen die Arbeit Partei nimmt, und warf ihn in den Kerker. So endigte ein Unternehmen, welches in der That niemals Erfolg verdient hatte.

Sechstes Kapitel.

Excursion nach Jinotépet. — Hügellandschaft, Säulencactus und Yuccabäume. — Llano de Jinotépet. — Fata Morgana. — Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren. — Klima und Industrie von Jinotépet. — Zuckerbau. — Indianer. — Grenzen der aztekischen und chorotegischen Race. — Aztekische Wörter in der spanischen Sprache von Nicaragua. — Aztekische Ortsnamen. — Angebliche Goldminen. — Glückliches Nicaragua! — Indianische Gastfreundschaft. — Rückkehr nach Granada.

In den letzten Tagen des December fühlte ich mich stark genug den ersten etwas weiteren Ausflug zu unternehmen. Man hatte mir von einem Metallgange erzählt welcher zwischen Jinotépet und San Rafael del Sur vorkomme, und eine Erzstufe die man mir zur Untersuchung brachte, war Schwefelantimon mit Rothgiltigerz. Mit einem Briefe an einen geistlichen Herrn versehen, den ich zu Jinotépet treffen werde, machte ich mich nach dem zuletzt genannten Orte, einem großen indianischen Dorfe etwa zwanzig englische Meilen westsüdwestlich von Granada, auf den Weg, welcher natürlich zu Pferde zu machen war. Ein etwa vierzehnjähriger Junge begleitete mich als Diener und Wegweiser.

Die Straße von Granada nach Jinotépet führt über die Hügelreihe welche sich vom Mombacho in nordwestlicher

Richtung gegen den Vulkan von Masaya zieht. Hier läuft der Weg im Walde an einer nie versiegenden Quelle vorbei, wonach die Passage La Fuente — der Brunnen — genannt wird. Quellen sind im Ganzen nicht häufig in diesem Lande.

Auf der anderen Seite der Höhe welche man hier zu überschreiten hat, dehnt sich ein mannigfaltiges Hügelland aus, in welchem Wald und Gebüsch auf anmuthige Weise abwechseln. Hier und da liegt eine Hütte, von einer Bananenpflanzung umgeben, in der Wildniß. Wir ritten durch das Dorf Diriá, wo ich zum ersten Male den Säulencactus und die baumartigen Yuccas sah, welche letzteren man in Nicaragua Espadillo nennt. Der Säulencactus wird zur Einschließung von Höfen und Gärten gepflanzt, und bildet dann eine förmliche vegetabilische Mauer, die nur, wenn man sie wachsen läßt, den Fehler hat daß sie zu hoch wird. Man pflanzt Stamm an Stamm, und so treiben die Säulen hart aneinander stoßend ihren Wuchs gerade in die Höhe bis zu fünfzehn oder zwanzig Fuß und mehr. Da aber das Wachsthum nicht bei allen Stämmen mit gleicher Schnelligkeit vor sich geht, entsteht ein Anblick, welcher den Namen rechtfertigt den man dieser Cactusart hier gibt. Man nennt sie órgano, d. h. Orgelpfeife. Nichts ist leichter als die Anpflanzung einer solchen Wand. Man theilt alte Stämme in Stücke von gewisser Länge, und stellt diese neben einander mit dem unteren Ende auf den Boden, wo sie bald anfangen Wurzeln zu schlagen. Dieser Cactus scheint der Westseite des Landes, die eine trocknere Atmosphäre hat, und den etwas erhöhten Gegenden anzugehören. Man sieht

sie in den niedrigeren und feuchteren Regionen nicht, wo statt dessen die Hecken aus Piñuela — einer der Ananas verwandten Pflanze, mit großen, steifen, schilfartigen Blättern und säuerlichen eßbaren Früchten — üblich sind. Die riesenhaften Cactussäulen, und die Yuccas mit ihren Bündeln weißer lilienartiger Blüthenglocken — Pflanzen, welche letzteren man in der That kurzweg als baumartige Lilien beschreiben kann — geben auf einmal der Landschaft einen durchaus neuen Charakter.

Die westliche Hälfte des Weges führt über eine Savanne, die auf diesem Striche das Scheitelplateau des Raumes zwischen dem See und dem stillen Meere einnimmt. Sie heißt der Llano de Jinotépet. Von diesem Dorfe ist sie durch ein kleines Thal getrennt, mit welchem westwärts die Bäume wieder beginnen. Auf der Fläche erblickt man nordwärts den Vulkan von Masaya, an welchen sich die Sierra de Masatépet anschließt. An der Seite der letzteren liegt auf einer Anhöhe das Dorf Masatépet bei einer Gruppe hoher Kokospalmen die man in weiter Ferne sieht. Gegen Nordosten hat man den Mombacho, hinter dessen südlichem Fuße sich die Fläche über Diriomo nach dem See hinabsenkt, indem sie, mit rasch zunehmender Feuchtigkeit des Klimas auf der südwestlichen Seite des Berges, der hier fast immer einen Niederschlag bewirkt selbst wenn das Land seine trockne Jahreszeit hat, und mit abnehmender Höhe gegen den See hin, ihren Vegetationscharakter verändert und in ein parkartiges Land übergeht. Die Fata Morgana brachte, während ich über den Llano ritt, so täuschend den Anblick eines zwischen reizenden Waldinseln sich verzweigenden Sees

hervor daß ich meinen Begleiter fragte ob dies Wasser mit dem großen See in Verbindung stehe.

Jinotépet liegt auf der höchsten Erhebung des Landbuckels der in dieser Richtung die Gebiete der beiden Weltmeere scheidet. In der Nachbarschaft ist der Ursprung einer Menge kleiner Bäche, welche sämmtlich, sich rasch in romantische Schluchten senkend, und hier in den tiefsten Schatten des Waldes von einer kleinen Cascade zur anderen eilend, in das stille Meer fallen. Von dem Orte bis zum Meere ist es beinahe noch eben so weit wie nach Granada*). Die Höhe über dem Meere ist hinreichend dem Orte ein kühles stärkendes Klima zu geben. Am frühen Morgen fand ich die Luft so frisch daß ich bedauerte keine Handschuhe zu haben. Wahrscheinlich ist dies ein so gesunder Punkt wie es irgend einen in der Welt gibt. Der Census von 1847 führt 4650 Einwohner mit 255 Geburten und 83 Todesfällen auf, und gibt als mittlere Temperatur, von der bekanntlich in diesem Lande die Extreme nicht sehr weit abschweifen, 15° Réaumur an. Der Ort hat einen blühenden Zuckerbau, und rund um die Stadt klapperten damals die von Maulthieren getriebenen Trapiches oder Zuckermühlen. Auch mit dem Kaffeebau war hier neuerdings ein Anfang gemacht worden, und zugleich hat der Ort einen ansehnlichen Viehstand, und der Census führt eine jährliche

---

*) Auf der zu Berlin erschienenen „Karte des Isthmus von Nicaragua" von A. von Bülow, ist die Lage von Jinotépet fälschlich ganz nahe am stillen Meere. Der Ort liegt da, wo auf der genannten Karte ein Ortszeichen ohne Namen gerade über dem J des Namens San Juan zu sehen ist.

Production von etwa 400 Arrobas Käse auf, und eine Ausfuhr von einigen Tausend Stück Häuten.

Die Bevölkerung des Ortes ist beinahe ganz indianisch, und zwar, wie die zweite Hälfte des Namens schließen läßt, aztekisch. Tepetl ist das aztekische Wort für Berg. Im Orte selbst wurde mir der Name durch „Windberg" übersetzt. Ich fand die Menschen äußerst thätig und unternehmend, und sie bewiesen mir eine große Freundlichkeit. Zwei der angesehensten Männer, die mich in ihre Mitte nahmen, führten mich durch das hübsche und reinliche Dorf, und zeigten und erklärten mir alles Sehenswerthe. Der große Platz, auf welchem eine unvollendete Kirche steht, war mit frischem Rasen bewachsen und machte einen fast nordischen Eindruck, dem nur der glanzvolle Himmel, die unvergleichliche Milde der Luft, die Cactussäulen, Lilienbäume und Pulcrestauden widersprachen. Mit dem letzten Namen belegt man hier eine kleine Species der Agave welche in einigen Gärten gezogen wird.

Urtheilt man nach den geographischen Namen und nach alten historischen Angaben, so muß Jinotépet auf der Grenze der alten aztekischen und chorotegischen Bevölkerungen Nicaragua's gelegen haben, ja vielleicht ist auf diesem Striche sogar eine Vermischung beider vor sich gegangen. Zur Zeit als die Spanier nach Nicaragua kamen, wurden, nach der Angabe Oviedo's und anderer alter Geschichtschreiber, in diesem Lande fünf verschiedene indianische Sprachen gesprochen. Eine derselben war die der Chontales oder der weniger civilisirten Bewohner der Gebirgsgegenden nordöstlich vom See von Nicaragua, die hier, wegen ihrer abge-

sonderten Lage und anderer Umstände nicht in's Spiel kommen, und auf die ich später, bei Gelegenheit meiner Reise in die Provinz Chontales speciell zu reden kommen werde. Unter den vier übrigen indianischen Sprachen des Landes, tritt als von besonderem culturhistorischen Interesse die aztekische auf, die hier wie es scheint ihren südlichsten Bezirk hat. Es ist außer Zweifel daß die Inseln des Sees von Nicaragua und der Isthmus von Rivas von einem die aztekische Sprache redenden Volke zwischen anders redenden Nachbarn eingenommen war, und daß ein aztekischer Dialekt noch jetzt von den Indianern von Ometépe gesprochen wird. Der Name dieser Insel selbst, die aus zwei hohen vulkanischen Gipfeln besteht welche durch niedriges Land verbunden sind, bedeutet auf aztekisch die zwei Berge, von ome zwei, und tepetl Berg *). Der von diesem aztekischen, oder, wenn man diesen Ausdruck lieber brauchen will, nahuatlakischen Stamme oder Stammesfragmente bewohnte Raum, zu welchem auch das Dorf Jinotépet gehört, ist der District welcher noch jetzt im engeren Sinne den Namen Nicaragua führt, und auf den sich dieser Name ursprünglich ausschließlich bezogen hat. Diese nicaraguensischen Azteken oder Na-

*) Die aztekische Endung tl, welche dem Wortstamme im nom. sing. angehängt ist, fällt in der Redeweise von Nicaragua entweder ganz weg, oder sie verliert das l, oder sie verwandelt sich in c. So haben wir tépe für tépetl, — moyote für moyotl, — tote für tototl u. s. w. Statt Ometépe, Iinotépe, Masatépe u. s. w. wird aber auch Ometépet, Iinotépet, Masatépet oder Ometépec, Iinotépec, Masatépec gesprochen und geschrieben. Diese Umlautungen und Abschleifungen kommen auch in Mexiko vor.

huatlaken, für welche Herr Squier, ich glaube nach Oviedo, den Namen der Niquiraner in Anwendung gebracht hat, waren im Süden von dem am Golfe von Orotina oder Nicoya wohnenden Orotinern, im Norden von den die Gegenden von Granada, Masaya, Tipitapa, Managua, Diriomo, Diriá, Diriamba u. s. w. inne habenden Dirianern umgeben, an welche sich weiter nordwestwärts die Bewohner der Gegend von Leon, welche Squier Nagrander nennt, und noch weiter, am Busen von Fonseca und in Honduras, die Choluteken anschlossen. Diese vier Völkerschaften — die Dirianer, Orotiner, Nagrander und Choluteken — müssen drei Sprachen gesprochen haben, wenn im Ganzen die Zahl von fünf Sprachen für die nicaraguensischen Indianer herauskommen soll. Für zwei derselben haben wir denn auch neuerdings Vocabularien und grammatikalische Notizen erhalten, nämlich von den Indianern von Masaya für das Dirianische, und von den Indianern von Subtiaba bei Leon für das Nagrandische. Von der Sprache der Orotiner ist bis jetzt so Wenig bekannt geworden, wie von der der Choluteken am Golfe von Fonseca. Squier vermuthet daß die Nagrander und Orotiner zusammengehörten. Unter den geographischen Namen im Lande der Orotiner stößt man auf den Vulkan O r o s i, im jetzigen Costa Rica, während einer der Vulkane in der Kette der Maribios, bei Leon, also im Lande der Nagrander, O r o t a heißt. Es ist bei den alten Geschichtschreibern nicht klar, ob die genannten vier Stämme, die Dirianer, Orotiner, Nagrander und Choluteken, unter dem allgemeinen Namen der Chorotegen zusammengefaßt worden sind, oder ob dieser Name sich nur

auf die Dirianer und Cholutecken bezogen habe. Oviedo gebraucht Dirianer und Chorotegen als gleichbedeutend, und auf der anderen Seite ist Chorotege und Choluteke mit ziemlicher Gewißheit dasselbe Wort*), und, wie Squier sagt, scheinen nach einer Bemerkung Herrera's die Cholutecken nichts als eine aristokratische Caste der Chorotegen gewesen zu sein, die sich als Stamm etablirt. Da die Gegend welche sie bewohnten genau bekannt ist, und der Name in Honduras noch existirt, so kann die Frage vielleicht noch gelöst werden. Nach Sahagun sind die Chololtecas einer der sieben Stämme der Nahuatlaken, welche sämmtlich aztekisch redeten. Wollte man also Chorotege und Choluteke als einen und denselben Namen betrachten, während wiederum Chololteke das nämliche Wort ist wie Choluteke, nämlich Chololtecatl, d. h. ein Einwohner von Cholola, — so würde man auf die Schwierigkeit stoßen daß die mexikanischen Chololteken aztekisch redeten, die nicaraguensischen aber, nach dem uns durch Squier bekannt gewordenen Wörterverzeichniß sowie nach directen Aussprüchen alter Schriftsteller, eine Sprache die mit der aztekischen nicht die entfernteste Verwandtschaft hat. In den nicaraguensischen Districten Neu-Segovia und Matagalpa liegen noch indianische Ortschaften mit eigenen Mundarten, deren Studium

---

*) g statt c hat nicht nur an sich nichts Auffallendes, sondern erscheint auch positiv ganz gewöhnlich in der nicaraguensischen Form für aztekische Wörter: z. B. Popogatepec (bei Oviedo) für Popocatepetl, Moyogalpa für Moyocalpa, wie in allen anderen Ortsnamen auf galpa, wo immer c stehen sollte.

vielleicht noch im Stande sein wird die alte Ethnographie des Landes aufzuhellen.

Das Dorf Jinotépet, dessen Lage und Name mir Veranlassung zu dieser ethnographischen Erörterung gibt, scheint auf der nördlichen Grenze des aztekischen Districtes von Nicaragua zu liegen, obschon, wie es Buschmann für den ganzen weiten Raum des mexikanischen Ländergebietes nachgewiesen hat, die allgemeine Verbreitung aztekischer Ortsnamen alle solche Grenzen aztekischer Wohnsitze sehr ungewiß macht. Buschmann*) hat die allgemeiner bekannten nicaraguensischen Ortsnamen mit in den Kreis seiner interessanten Untersuchung gezogen. Die ersten beiden Sylben des Namens kann Buschmann nicht aus dem Aztekischen erklären. Ich habe schon bemerkt daß mir an Ort und Stelle der Name mit „Windberg“ übersetzt wurde. Diese Uebersetzung, und der Name des in der Nachbarschaft von Masaya liegenden Dorfes Masatépet, hat mich auf den Gedanken gebracht daß hier, auf der Grenze der beiden Völker, in den Ortsnamen Wortstämme beider Sprachen vereinigt sein möchten. Buschmann leitet zwar den Namen Masatepet vom aztekischen mazatl, der Hirsch, ab, und übersetzt also durch „Hirschberg“. Aber das Dorf liegt ganz in der Nähe von Masaya, und gerade hier grenzten beide Sprachen an einander. Der Vulkan, welchen die Dirianer, nach Oviedo, Masaya, d. h. den „brennenden Berg“ nannten, erhielt, nach dem nämlichen Berichterstatter, von

*) Ueber die aztekischen Ortsnamen. Von Joh. Carl Ed. Buschmann. Erste Abtheilung. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung 1853.

den anwohnenden Azteken den Namen Popogatepec, d. h. Popocatepetl — „rauchender Berg". Sollte nicht in dem Namen des Dorfes Masatépet, welches bei Masaya auf einer Anhöhe liegt, und gerade auf der alten Grenze der beiden Völkerschaften, das dirianische masa, von Masaya, mit dem aztekischen tepetl verbunden sein? Und, wenn dies wäre, — sollte sich nicht auch durch eine solche Vereinigung heterogener Wortstämme der Name Jinotepet als Windberg übersetzen lassen, wenn man Jino als eine spanische Verstümmelung aus dem einen der beiden Namen für den Windgott erklären will, welche Fray Bobadilla anführt? Die Bewohner von Nicaragua hatten nämlich, nach diesem Berichterstatter, dessen Angaben sich bei Oviedo finden, für den Windgott die beiden Namen Hecact und Chiquinau. Die Azteken und Chorotegen von Nicaragua hatten nach ihm zwei verschiedene Sprachen, aber die nämliche Mythologie. Hecact ist das aztekische Ehecatl, der Wind. Von Chiquinau ist also anzunehmen, daß das Wort der chorogetische Name für den Wind oder den Gott des Windes ist; und daß das Jino — in Jinotepet aus dem Chiquinau contrahirt und verstümmelt sei, scheint mir nicht unmöglich.

Das Uebergreifen der aztekischen Sprache in andere Sprachgebiete ist eine merkwürdige Erscheinung, welcher Buschmann in Bezug auf die Ortsnamen alle Aufmerksamkeit gewidmet hat. In Nicaragua und anderen Theilen von Central-Amerika fällt aber auch die Aufnahme aztekischer Wörter in die spanische Sprache auf in Gegenden die, soviel wir wissen, zur Zeit der Niederlassung der Spanier nur hier und da einen aztekischen Volkstrümmer enthielten.

So zum Beispiele ist in den Familien der Stadt Granada ein interessanter Ehrentitel der jüngeren gegen die älteren Geschwister in Gebrauch, welcher zugleich eine liebkosende Bedeutung im Allgemeinen hat. Ich hörte dieses Wort zuerst im letzteren Sinne bei einer chirurgischen Operation, bei welcher die Patientin im Schmerze und um dem Operateur zu schmeicheln, ausrief: „ay doctorcito! — ay mi hermano! — ay pipe!“ — d. h. ach lieber Doctor! — ach mein Bruder! — ach „Pipe!“ — Indem ich nachfragte was das letzte Wort bedeute, erhielt ich die hier oben gegebene Erklärung. In Verbindung mit den Erörterungen über den nahuatlakischen oder aztekischen Volksstamm der Pipiles in San Salvador, ist dieses Wort von einigem ethnologischen Interesse. Diesen Namen hält Buschmann für aztekisch. Pipilli ist nach ihm eine Reduplication von pilli, welches Wort die beiden Bedeutungen von Kind (Sohn, Tochter) und Edler, Adeliger hat, vielleicht wie das deutsche Junker und das englische Child. Es ist, nach Buschmann, nicht unmöglich daß im Namen der Pipiles das Wort „Edle“ bedeutet, und nicht „Kinder“*). Es könnte aber auch, wie Junker und child, „edles Kind“ bedeuten, was offenbar der Sinn ist den das Wort in dem Gebrauche des gewöhnlichen Lebens zu Granada hat. Es muß dabei bedacht werden daß Granada auf dem Platze einer alten Stadt der Chorotegen, nicht der Azteken steht.

Es sind mir in Nicaragua noch folgende in die spanische Sprache aufgenommene aztekische Wörter aufgestoßen:

*) Buschmann, aztekische Ortsnamen, p. 137.

sacate, Gras, aztekisch sacatl.
metate, Reibstein, aztekisch metlatl.
moyote, Mosquito, aztekisch moyotl.
mecate, Faden, aztekisch mecatl.

Ich schoß bei Granada mehrmals einen kleinen blutrothen Vogel, welcher ungefähr dem Cardinal gleicht, und welcher Cicitote genannt wird. Es unterliegt keinem Zweifel daß dieser Name aus den aztekischen Wörtern chichiltic roth, und tototl der Vogel, zusammengesetzt ist.

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den Bewohnern des Dorfes Jinotépet zurück, von deren industrieller Thätigkeit ich schon gesprochen habe, und die überhaupt einen vortheilhaften Eindruck machen. Von der Straße aus sah ich im Vorübergehen in den offenen Thüren der Häuser erwachsene Mädchen mit nacktem Oberkörper. Dies ist aber in allen Dörfern des Landes etwas so wenig Unschickliches wie daß in Deutschland Bauernmädchen barfuß gehen. Den finsteren und unfreundlichen Charakter welchen man an den Indianern der Insel Omepetépe wahrnimmt, sah ich hier in keiner Beziehung. Die Menschen waren höflich, zutraulich und gesprächig.

Die Nachricht von einem fremden Cavallero, der gekommen sei die Minen von Jinotépet zu untersuchen, hatte sich bald durch das Dorf verbreitet und beträchtliche Aufregung hervorgebracht, und Alt und Jung strömte herbei um mich zu sehen. Besonders versammelte sich eine Zahl alter Weiber um mich, die sich durch ihre eigenen Erzählungen von den vetas de plata und vetas de oro, —

minas blancas und minas amarillas, d. h. den Silberadern und Goldadern, weißen Metallen und gelben Metallen, — von den Wasserfluthen bei denen sie zum Vorschein kommen, — von den lumbres, d. h. Lichtern, welche carbunculos heißen, und die Metallgänge des Nachts anzeigen, mehr und mehr erhitzten. Immer thätiger wurde ihre Phantasie, immer lebhafter ihre Sprache und ihre Geberde. Eine Menge nackter, dickbäuchiger Kinder standen und saßen mit aufgesperrten Mäulern und großen Augen umher. Ein kleiner Junge fiel mir durch seine Stellung auf. Mit untergeschlagenen Beinen, die Schenkel zur Seite, die Fußsohlen nach oben gekehrt, die großen Zehen in den Händen haltend, der Bauch kugelförmig auf dieser Unterlage ruhend, saß er auf dem Boden wie ein vom Töpfer geformtes Götzenbild.

In Bezug auf den Zweck meines Besuches zeigte sich daß ein Irrthum gewaltet hatte. Der Silbergang welchen ich suchte, war weiter von hier als von Granada. Der Mann aber welchem ich meinen Brief übergab, erklärte mir daß die Verwechslung gar nichts auf sich habe, indem auf seinen Besitzungen in dieser Gegend ebenfalls „Minen“ seien, die ich untersuchen könne. Er habe, sagte er mir, zwei Goldminen entdeckt, die Mina del Salto und die Mina de la Conquista, so genannt nach den beiden Haciendas (Gütern), auf denen sie liegen. Da ich einmal hier war, willigte ich ein. Der Alcalde des Ortes versah mich mit einem frischen Pferde und Führer, einige junge Burschen des Dorfes schlossen sich zu Pferde freiwillig an, und so ritt ich von Jinotépet weiter westwärts dem stillen Meere zu.

Der Weg führte, nachdem wir aus den Zuckerpflanzungen gelangt waren welche das Dorf umgeben, in eine reizende Gegend theilweise bewaldeter Hügel, die, nach der Südsee zu, mehr und mehr einen wildromantischen Charakter annimmt. Endlich beginnen enge Schluchten steil sich dem Meere zuzusenken. Klare Bäche rinnen hier über bunte Steine oder bilden kleine Wasserfälle im Schatten prachtvoller Bäume. Wir kamen an mehren verlassenen Indigopflanzungen vorbei, wo ausgedehnte Einrichtungen und Gebäude unbenutzt standen. Das Gestein dieser Gegend scheint metamorphosirten tertiären Bildungen anzugehören. Da wo mein Führer plötzlich am Rande eines Baches auf den Felsabbruch des Ufers deutend, ausrief: „aqui está la mina!" — „hier ist die Mine!" — bestand es aus einer leicht verwitternden chloritischen oder serpentinischen Masse, in welche kleine Schwefelkieskrystalle eingesprengt waren. Als meine Begleiter sahen daß ich einige Bruchstücke des Gesteines einsteckte, fingen sie ebenfalls an sich Schätze einzupacken. Ihnen zu erklären daß das gelbe Metall kein Gold sei, wäre gänzlich umsonst gewesen. Die unglücklichen Pferde waren auf dem Heimritte zu beklagen, da sie außer dem Reiter auch noch sein neu erworbenes Vermögen zu tragen hatten. Während wir nach dem Dorfe ritten, fragte mich mein von Granada mitgenommener Diener, sich vertraulich an meine Seite drängend, wieviel das Pfund Gold werth sei. Im Dorfe wurde die Aufregung so groß, daß ich mich veranlaßt sah vor Aller Augen meine mineralogischen Handstücke wegzuwerfen. Hierin folgten mir nun wieder die Anderen. Die kleinen Jungen liefen den weggeworfenen Steinen nach,

schleuderten sie mit förmlichem Hasse immer weiter weg, und ich glaube in der That daß das Dorf wieder ganz von der betrügerischen gelben Substanz gereinigt worden ist.

Diesem Beginnen sah ein anwesender Mann, ein geistlicher Herr aus einem anderen Orte, mit einem Gesichte zu, in welchem die Worte: „ich weiß es besser" — mit großen Buchstaben geschrieben standen. Nachdem er eine Zeitlang ziemlich einsylbig dagesessen, zog er ein Blatt der officiellen Zeitung von Leon aus der Tasche und las eine Publication des Ministers des Innern vor, welcher den Bürgern des Staates kund thut daß in der Nähe von Leon eine große und wichtige Entdeckung gemacht worden sei. Es sei daselbst ein Lager von Goldsand entdeckt worden welches reicher sei als irgend ein Placer von Californien. „In Folge dieser Entdeckung wird unser theures Vaterland," — so etwa schloß die Bekanntmachung — „bald die ihm zukommende Stellung unter den Nationen der Erde einnehmen. Dieses Land, der besondere Liebling der göttlichen Vorsehung, und von ihr bestimmt glücklich zu sein, wird seine Bestimmung erreichen." — Meine Bemerkung, daß man nicht zu schnell glauben solle, wurde mit Geringschätzung aufgenommen, und ich merkte daß ich dem Verdacht ausgesetzt war den Leuten aus Eigennutz die Schätze ihres Landes verheimlichen zu wollen. Als ich aber nach Granada zurückkam, war es schon bekannt daß die Regierung von Leon durch ein Paar aus Californien heimkehrende Yankees, ich weiß nicht in welcher Absicht, hinter das Licht geführt worden war. Diese hatten von ihrem mitgebrachten californischen Goldsande auf einem gewissen kleinen Raume eine Saat ausgestreut,

und dann die Anzeige gemacht daß sie ein Goldsandlager entdeckt hätten. Es wurde eine Commission abgeordnet die Sache zu untersuchen. In Gegenwart derselben wurde die Goldwäsche begonnen, der Erfolg war unbestreitbar, der Bericht wurde abgestattet und die Bekanntmachung an die Nation erlassen. Allein der wahre Sachverhalt mußte bald an den Tag kommen.

Die vorhin erwähnte Stelle sollte die Mina del Salto sein. Mit der Mina de la Conquista verhielt es sich ungefähr ebenso: das nämliche Gestein, die nämlichen kleinen Schwefelkieswürfel. Ich bereute indessen den Ritt von etwa zwölf Meilen hin und zwölf Meilen zurück nicht, den mir der Besuch dieser beiden Punkte gekostet hatte, so wenig bequem mir derselbe bei meinem schlechten Gesundheitszustande war. Die Gegend hatte Plätzchen von unvergleichlicher Schönheit der Natur. Wir kehrten bei einer indianischen Familie ein, deren Wohnung von Wald umgeben und in eine Auswahl der schönsten Blüthensträucher des Landes gehüllt war. Die indianische Bevölkerung zeigt immer diese Vorliebe für Blumen und schöne Bäume und Sträucher, und sie beurkundet dabei einen sehr eigenthümlichen Geschmack. Neben den Hütten der Indianer sieht man zuweilen Sträucher mit auffallend schönen und prachtvollen Blüthen, die man im Uebrigen nicht, oder nur selten, zu sehen bekommt. Ich wurde von den Frauen der Wohnung freundlich empfangen. Man kochte mir Eier, bereitete Chokolate, brachte Orangen und Bananen, und als ich bei dem Abschiede bezahlen wollte, sagte man mir man habe mich de cariño — aus Freundschaft — bewirthet.

Ich kehrte am folgenden Morgen, den 1. Januar 1851, von Jinotépet nach Granada zurück. Ich hatte noch gegen zwei Stunden zu reiten, als ich schon in der Ferne das Knallen der Kanonenschläge hörte die zur Feier des Tages in der Stadt abgebrannt wurden.

Siebentes Kapitel.

Reise nach Leon. — Tipitapa. — Verbindung zwischen beiden Seen unterbrochen. — Niveau des Sees von Managua abnehmend. — Heiße Quellen. Ein Wallfahrtstag. — Adam und Eva. — Theatralische Unterhaltungen. — Managua. — Mateares. — Gespräche. — Bestien oder Teufel? — Notizen über einen Silbergang. — Braunkohlenlager. — Straße nach Nagarote. — Die Kette der Maribios. — Pueblo Nuevo. — Der Chachalagua. — Granada gegen Leon. — Ankunft. — General Muñoz. — Aussicht von der Kathedrale. — Volkscharakter. — Französisches Colonisationsproject. — Reise nach Matagalpa, weshalb aufgegeben.

Im Januar 1851 machte ich eine Reise nach Leon, der Hauptstadt von Nicaragua. Ich verließ Granada am zwölften, nicht jedoch auf der geraden Straße die über Masaya führt, sondern indem ich den Umweg über Tipitapa einschlug, einen Flecken welcher an dem nach ihm genannten Rio de Tipitapa, dem Verbindungscanale zwischen dem See von Managua und dem See von Nicaragua liegt. Die Entfernung von Granada dahin wird auf zwölf Leguas angegeben, was ungefähr dreißig englischen Meilen gleich sein mag. Der Weg, welcher durch ein ebenes Wald- und Gebüschland führt, bietet wenig Interesse dar, es sei denn für den Naturhistoriker, der in einem wenig bekannten Lande überall Interessantes findet. Affen, Papageien, Pavas,

und vielerlei Vögel die mir unbekannt waren, würden Veranlassung zu Jagdunterhaltungen gegeben haben, wenn ich diesen hätte Zeit widmen können. Ich kam gegen Abend zu Tipitapa an und kehrte bei dem Alcalden des Ortes ein, wo ich ein nach dem Maßstabe des Landes gutes Nachtlager fand.

Am nächsten Morgen besuchte ich den Salto oder Fall des Flusses. Ich hatte mir einen ansehnlichen Strom gedacht, welcher aus dem einen See in den anderen fließt, fand aber statt dessen ein felsiges Flußbett mit einzelnen Becken stehenden Wassers. Der Fall stellte sich unter diesen Umständen als eine trockene Felsenstufe dar, an deren Fuße ein mit stehendem Wasser gefüllter kleiner Felsenkessel lag. Hier führt eine hölzerne Brücke über das Flußbett, welches zu beiden Seiten von Wald und Gebüsch eingefaßt ist. Während der Regenzeit mag die Scene eine andere sein; man sagte mir aber nach meiner Rückkunft nach Granada daß ein im Jahre 1844 stattgehabtes Erdbeben den Verbindungscanal zwischen den beiden Seen trocken gelegt habe. Wahrscheinlich ist dies nicht im strengen Sinne zu verstehen, sondern nur so daß der Abfluß aus dem See von Managua sich durch jenes Ereigniß sehr vermindert habe, denn ich konnte sehen daß es keiner großen Wassermasse bedurfte, um wenigstens einen über die Felsenstufe rinnenden Bach hervorzubringen. Vom See von Nicaragua herauf zieht sich bis nahe an diesen Punkt ein schmaler und tiefer Arm, welcher der Estero de Panaloya genannt wird. Um zu entscheiden was durch das erwähnte Erdbeben in den hydrographischen Verhältnissen dieser Gegend vor sich ge=

gangen ist, müßte dieselbe näher als es mir möglich wa[r] untersucht werden. Als ich später am Ufer des Sees vo[n] Managua hinritt, bemerkte ich die unzweideutigen Spure[n] früheren höheren Wasserstandes. Es scheint also da[ß] das Niveau dieses Sees, vielleicht zu wiederholten Malen tiefer gelegt worden ist. Zugleich verliert derselbe wahrscheinlich mehr Wasser durch die Verdampfung, als durc[h] die Bäche und Flüßchen welche in ihn münden ersetzt werde[n] kann. Im Ganzen hat dieser See eine geringe Tiefe. Bei Mateares kann man weit in denselben hinausgehen ohne in tiefes Wasser zu kommen, und man sagte mir daß man von da nach der Insel Momotombito, eine Entfernung von wenigstens fünfzehn englischen Meilen, hindurchreiten könne. Ueber die Richtigkeit dieser Behauptung kann ich nicht urtheilen. Der Grund des Sees indessen läßt die Möglichkeit sehr wohl zu: er besteht hier aus einem horizontalen Lavabett.

Ueber und unter der Felsenstufe sind, theils mitten in dem Flußbette, theils am Rande desselben, verschiedene heiße Schwefelquellen. Einige sind mitten in den Becken kalten Wassers welche das Bett stellenweise ausfüllen. Als ich hier einen Cormoran schoß der in eines dieser Wasserbecken fiel, und meinen Diener hineinschickte um den Vogel herauszuholen, gerieth er in dem kalten Wasser auf einmal in heißes und verbrannte sich die Füße. Das Wasser des Kessels am Fuße der Felsenstufe hatte die Temperatur eines sehr warmen Bades. Dieses Wasserloch scheint sehr tief zu sein. Ich hatte Lust in demselben ein Bad zu nehmen, bemerkte aber noch zur rechten Zeit einige kleine Alligatoren,

die sich, als ich mich näherte, in die Tiefe senkten. Auf einem aus dem Wasser emporragenden Felsen saß, mit dem unbeweglichen Ernste welcher dem Ausdrucke dieser Eidechsen eigen ist, ein Leguan von der Größe eines zehnjährigen Knaben, — der größte den ich jemals gesehen. Es war mir unbekannt gewesen daß diese Thiere schwimmen; nach der Localität aber, wo ich das erwähnte Individuum sah, muß ich dies annehmen.

Am Rande des Flußbettes bricht eine starke heiße Quelle aus dem Boden. Es bilden sich um dieselbe weiße und gelbliche Incrustationen, welche von Schwefel durchdrungen sind. Die Luft riecht nach Schwefelwasserstoffgas, und das Wasser hat einen obschon nicht sehr starken Geschmack danach. Zugleich schmeckt es nach Fleischbrühe, und ich fühlte, indem ich eine große Quantität davon trank, eine sehr angenehme und wohlthätige Wirkung auf meinen Körper. Nicht weit entfernt und ebenfalls am Rande des Flußbettes, ist eine Quelle von sehr reinem und kaltem Wasser.

Am folgenden Tage war das Fest „unseres Herrn von Esquipulas", der zu Tipitapa ein Heiligthum hat, und von allen Seiten strömte schon am Abend vorher das Volk herbei. Ich kam dadurch mit meiner Schlafstelle etwas in's Gedränge. In dem nämlichen Raume indessen, in welchem das mit Gardinen verhangene Ehebett meines Wirthes und seiner sehr hübschen Frau stand, wurde mir eine Ochsenhaut auf den Boden gebreitet, und unter meiner eigenen Decke, die ich auf dem Pferde bei mir führte, fand ich Raum meine ziemlich ermüdeten Glieder zu strecken. Als ich am Morgen,

bei eben beginnender Dämmerung, die Augen aufschlug, sah ich erst den Alcalden und zugleich darauf seine Gemahlin im Costüm von Adam und Eva vor dem Sündenfalle aus ihrem Bette kommen, und war Zeuge einer rührenden Scene ehelichen Glückes. Die Frau, welche die „versos de la viuda" — das Lied von der Wittwe — einen beliebten Gesang des Landes, mit dem vergnügten Bewußtsein keine Wittwe zu sein, halb laut vor sich hinträllerte, nahm ein Gefäß mit Wasser, goß es ihrem Manne über den Kopf, trocknete ihm dann mit zarter Sorgfalt den Rücken, worauf das glückliche Ehepaar sich heiteren Gemüthes ankleidete. Es war vielleicht eine Verletzung der Gastfreundschaft daß ich die Augen nicht geschlossen; allein meine Pflicht die Sitten des Landes zu beobachten, mußte mir noch heiliger sein als die welche mir jene Rücksicht auferlegte.

Während ich am Tage im Hause an einer kleinen Skizze des Flußbettes zeichnete, standen einige Frauen um mich, sahen mir zu, und machten ihre Bemerkungen über mich, als ob ich ihre Sprache nicht verstände. „Sieh!" — sagte die eine — „er schreibt nur ein Wenig und doch schwitzt er, als ob er arbeitete." — „Es cavallero tan delicato" — „er ist ein so zarter Cavalier" — sagte die andere.

Am Abend führten einige Geistliche zur Erbauung des Volkes ein Lustspiel auf. Das Sujet war ein entlarvter Heuchler und Bösewicht, eine Art Tartuffe, welcher die Frau seines Freundes zu verführen suchte und dabei erwischt wurde. Sowohl die Frau wie der Bösewicht wurde je von einem ehrwürdigen Padre dargestellt, wobei die Rolle der ersteren mit einer dünnen und hohen Fistelstimme vorge-

ragen wurde, was, mit einem Tuche in welches der Kopf gehüllt war, das einzige äußere Hilfsmittel zur Charakteristik des Geschlechtes ausmachte. Die Geschichte war so plump wie möglich, erregte aber ein endloses Gelächter der Zuhörerschaft.

Am 14. setzte ich meine Reise fort und gelangte am Abend nach Mateares, einem Dörfchen am Ufer des Sees von Managua. Von Tipitapa bis Managua lief der Weg durch den Wald, zwar in ganz geringer Entfernung vom südöstlichen Ufer des Sees, aber ohne Aussicht auf denselben. Managua, wo die Legislatur von Nicaragua ihre Sitzungen hält oder gesetzlich halten sollte, ist eine prachtvoll gelegene Stadt von zwölf bis dreizehn Tausend Einwohnern. Sie liegt auf dem etwas erhöhten Seeufer, mit freiem Blicke über die Wasserfläche und auf die gegenüber liegenden malerischen Gebirge von Matagalpa. Zwischen dieser Stadt und Mateares bildet die Südküste des Sees eine von steilen und bewaldeten Bergen eingenommene Halbinsel. Der Weg läuft in gerader Linie und schneidet diese Halbinsel ab, und indem er an der Bergseite hinansteigt, hat man zwischen den Gipfeln der aus der Tiefe emporragenden Bäume herrliche Blicke hinab auf den See. Der Wald an dem gegen Mateares sich langsamer senkenden Wege ist licht, und die weitläuftig stehenden Bäume standen zum Theil in den prachtvollsten Blüthen. Einige darunter zeichneten sich durch ihren Wuchs aus. Eine Art von außerordentlicher Größe, hat einen breiten, schirmförmigen Wipfel, mit so fein gefiedertem Laube, daß man den Himmel durch dasselbe wie durch einen dünnen Schleier sieht und die von der Luft be-

wegten zarten Blätter nur ein leichtes flimmerndes Spiel des Lichtes bewirken.

Der Weg von Tipitapa nach Mateares mag ungefähr vierzig englische Meilen betragen. Mein Diener, den ich Ramon nennen will, führte mich für die Nachtherberge zu einer dicken gutmüthigen Mulattin, welche eine sehr bescheidene Hütte bewohnte und als einzige Bequemlichkeit eine Hängematte anbieten konnte, dafür aber desto gesprächiger war und desto bessere Chocolate zu bereiten verstand. Ich hatte mir in Kurzem ihre ganze Zuneigung erworben, so sehr daß sie, als ich wieder abreiste und sich in ganz Mateares keine hinreichende Baarschaft fand um mir ein Fünfdollarstück zu wechseln, keinen Anstand nahm mir zwei Dollars auf unbestimmte Zeit zu creditiren. Ramon meinte, sie habe Silber genug um das Goldstück zu wechseln, habe aber lieber auf die zwei Dollars verzichtet als daß sie sich habe entschließen können auf ein einziges kleines Goldstück drei große Silberpesos herauszugeben. Vor dem Schlafengehen hatten sich bei meiner gutmüthigen Wirthin, die, um mir eine Höflichkeit zu erweisen, mit eignem Munde mir eine Cigarre anrauchte, einige der Honoratioren des Dorfes eingefunden, wahrscheinlich in der Absicht mich in Augenschein zu nehmen. Nachdem ich mich eine Zeit lang mit diesen Herren unterhalten, und unter anderen Fragen auch die, ob ich ein Christ sei, und ob nicht die Juden sehr böse Menschen seien, gewissenhaft beantwortet, wandte sich der eine meiner Gesellschafter mit Würde zu meinem Diener und sagte: „Du hast einen vortrefflichen Cavalier zum Herrn, dem du nicht treu und aufmerksam genug dienen

kannst, und wenn du es nicht thust, verdienst du Prügel," — eine Ansicht gegen die Ramon nicht zu protestiren wagte, wozu er auch in keiner Weise einen Grund hatte, denn ich stand mit ihm auf dem besten Fuße. Die Leute in Mateares waren anfänglich der Meinung daß ich ein Nordamerikaner sei, und waren, solange diese Täuschung dauerte, voll des Lobes und unerschöpflich in den Betheurungen ihrer Hochachtung vor den „Americanos". Als ich aber bemerkte ich sei ein geborner Deutscher, fragte mich, mit plötzlichem Uebergange in einen anderen Ton, der eine der Sprechenden in vertraulicher Weise, ob ich nicht auch der Meinung sei daß die Nordamerikaner Bestien seien — „que los Americanos son bestias." Ich bekämpfte seine Vorurtheile auf das Eifrigste, und brachte es soweit, daß er das „bestias" zurücknahm, — „pero son demonios, son demonios estos hombres" — „aber sie sind Teufel, Teufel sind diese Menschen" — konnte er nicht unterlassen hinzuzufügen.

Ich unterhielt mich zu Mateares auch mit einem jungen Manne von einiger Bildung, welcher einer der angesehensten Familien in Managua angehörte. Unser Gespräch bezog sich hauptsächlich auf die Minen des Landes. Er erzählte mir daß er etwa 30 Meilen von Mateares, an der Küste des stillen Meeres, auf der Hacienda von San Lorenzo, eine Quecksilbermine entdeckt habe. Die kleine Stufe aber welche er mir auf meiner Rückreise zu Managua zeigte, und welche er für Zinnober hielt, war Rothgiltigerz. Wahrscheinlich ist an dem Orte auf welchen sich seine Mittheilungen bezogen, ein Gang von Schwefelantimon mit reichem Silbergehalte, ähnlich dem in der Nähe befindlichen Gange des

nämlichen Charakters, welchen ich auf meiner Excursion nach Jinotépet zu finden gehofft hatte. In dem Landstriche zwischen Mateares und dem stillen Meere finden sich auch Braunkohlenlager, worüber mir der nämliche Mann einige Nachweisungen gab, aber dieses Vorkommen gehört viel allgemeineren und ausgedehnteren Verhältnissen längs der Küste des stillen Meeres an, die sich im größten Maßstabe in San Salvador zu finden scheinen.

Am folgenden Tage ritt ich von Mateares über Nagarote nach Pueblo Nuevo, wo ich die Nacht zubrachte. Es war nur eine Tagereise von etwa zwei und dreißig englischen Meilen. Ein Theil des Weges ist sehr interessant. Er führt dem Ufer des Sees entlang, bald im Schatten riesenhafter Bäume, bald über den kahlen Sandstrand, zwischen Gebüschen dorniger aber mit wohlriechenden Blüthen bedeckter Acacien, welche von den Bewohnern des Landes Aroma genannt werden und ein gutes arabisches Gummi liefern. Während dem liegt die glänzende Fläche des Sees vor den Augen des Reisenden, und jenseit derselben fällt der Blick nordostwärts auf die Gebirge von Matagalpa, nordwestwärts aber auf die Vulkanreihe der Maribios. Dieselbe beginnt mit der Insel Momotombito, deren alte Götterbilder Herr Squier untersucht und beschrieben hat. Auf diesen kleinen Vulkan folgt der 7000 Fuß hohe Momotombo, ein majestätischer Kegelberg, von dessen Spitze sich in der Regel ein leichtes Rauchwölkchen erhebt. Etwas weiter links stellt sich der Asososca, oder richtiger Acsusco*)

*) Buschmann stellt die ursprüngliche Form, als aztekisch, in

dar, hinter welchem zur Seite der Vulkan Las Pilas hervorsieht. Noch weiter links folgt der Orota, und endlich der Telica, der die noch ferneren Vulkane Santa Clara und Viejo verdeckt. Der Theil des Sees welcher sich von hier nordwestwärts erstreckt und an dessen Spitze die mit Wald überwachsenen Ruinen von Leon de Nagrando liegen, heißt die Bai von Moabita.

Zu Nagarote, einem übel berüchtigten Dorfe, kehrte ich in einem Hause ein, um zu ruhen, ein Mahl einzunehmen und den Pferden Futter geben zu lassen. Die Frau des Hauses war sehr freundlich und hatte einen gutmüthigen Gesichtsausdruck. Als wir aus dem Dorfe wieder hinausritten, sagte Ramon, indem er sein Pferd an meine Seite lenkte: „el señor de la casa es capitan de ladrones" — „der Herr des Hauses, wo wir einkehrten, ist ein Räuberhauptmann". Sowohl zwischen Mateares und Nagarote wie zwischen Nagarote und Pueblo Nuevo führt der Weg größtentheils durch einen ununterbrochenen Wald. Ich werde später einige kleine Abentheuer erzählen die mir hier auf einer zweiten Reise nach Leon zugestoßen sind. Die Gegend ist, oder war damals, eine der unsichersten in Nicaragua.

Ich verließ am folgenden Morgen Pueblo Nuevo bei früher Stunde und war noch vor der Mittagszeit in Leon. Die Straßen des erstgenannten Dorfes sind von hohen Wänden des Säulencactus eingefaßt, hinter denen die Höfe

Axochco her, aus ak Wasser, und xoch, von xotla sich entzünden. Dies würde also ungefähr soviel heißen wie der Wasservulkan.

und Häuser liegen. Der Weg von da nach der Hauptstadt führt in seiner ersten Hälfte ebenfalls durch Wald. Die Sonne war noch nicht aufgegangen als wir aus der offenen Umgebung des Dorfes in ihn einritten, und in allen Richtungen hörte ich den Morgenruf des Chachalagua oder wilden Huhnes, mit dem die Hähne sich von den höchsten Spitzen der Bäume antworten. Der Name ist dem Geschrei nachgebildet, welches ganz den Rhythmus des „Kikeriki" unseres Haushahnes hat*). Ich habe diesen Vogel, so oft ich ihn gehört und in der Ferne gesehen habe, nie schießen können. Er ist mir als eine Fasanen-Art beschrieben worden, und kommt von hier aus nordwärts durch die ganze Tierra Caliente von Mexico vor. Seine südliche Verbreitung kenne ich nicht.

Sowie man Leon bis auf einige Leguas nahe gekommen öffnet sich das Land, und man gelangt aus dem Walde in eine mit herrlichen Maisfeldern bedeckte Ebene. Links ist dieselbe von den waldigen Hügeln der Meeresküste, rechts von den Vulkanen der Maribioskette begrenzt. Endlich erhebt sich die stattliche Kathedrale über die Laubmassen des Mittelgrundes. „Da liegt Leon!" — rief jetzt Ramon mit patriotischem Stolze. Da er aber, wie mancher Deutsche, auf sein „engeres Vaterland" noch stolzer war als auf sein weiteres, fügte der vierzehnjährige Junge mit der ganzen Eifersucht eines Granadiners hinzu: „Leon ist größer, aber in Granada ist mehr Civilisation". Der Eingang in die Stadt führt durch eine Schlucht in welcher ein kleiner Fluß

*) Doch möchte auch ein aztekischer Name zum Grunde liegen, dem die Spanier nur diese Auslegung gegeben haben.

rinnt. Eine unvollendete steinerne Brücke überspannt dieselbe, und erhöht den romantischen Charakter des Bildes, dem die bezeichnende Staffage halbnackter Wäscherinnen nicht fehlt.

Ich kehrte in der Fonda des Don Manuel Masias ein, welcher der Schwiegervater des seitdem in einem Gefechte gegen die Truppen der feindlichen politischen Partei gefallenen Generals Muñoz war. Ich beeilte mich noch am gleichen Tage dem General, an den ich durch Herrn Squier empfohlen war, meinen Besuch zu machen. Er empfing mich im Negligee, hing sich aber, indem ich eintrat, ein außen gelbes innen blaues Mäntelchen, in welchem er aussah wie Leporello auf der deutschen Bühne, als Zeichen seiner Generalswürde über die Schultern. Die Wirkung des überreichten Empfehlungsbriefes übertraf meine Erwartungen. Der General überhäufte mich mit Freundschaftsbezeugungen, trug mir, wenn ich Militär sei, den Rang eines Colonels an, und fügte, als ich bedauerte diese Ehre nicht annehmen zu können, die Bemerkung hinzu, daß demungeachtet der Staat Nicaragua einen Mann zu ehren wissen werde, der durch den Freund des Landes, den Herrn Squier, empfohlen sei. In der That ist wohl schwerlich, so lange es Diplomaten gibt, der Repräsentant einer fremden Macht in einem Lande populärer und geschätzter gewesen als Squier in Nicaragua; und mit vollem Rechte, denn er hat das Land und seine Bewohner geliebt und für ihr Bestes zu wirken gesucht. Als ich etwas später dem Director (Präsidenten) des Staates, Herrn Ramirez, meinen Besuch machte, trat der General in feiner europäischer Kleidung, im blauen Frack mit weißer

Weste und Halsbinde, herein. Es fiel mir die formelle Bescheidenheit auf, mit der er sich gegen den Chef der Vollziehungsbehörde benahm, während allgemein bekannt war daß Muñoz eigentlich die regierende Macht im Lande sei. Es schien darin viel Berechnung zu liegen.

Der General José Trinidad Muñoz, damals Oberbefehlshaber der nicaraguensischen Truppen, war, bei großer Eitelkeit, vielen schönen Redensarten, und einiger Treulosigkeit, der aufgeklärteste Mann in Nicaragua. Er begriff was dem Lande fehlte, nämlich der Zufluß neuer Kräfte durch Einwanderung, und wenn er sich auch mit der Befriedigung ehrgeiziger Projecte beschäftigen mochte, so war es sein Streben diese Befriedigung auf eine Weise zu erreichen welche zugleich dem Vortheile des Landes diente. Offenbar schwebte ihm eine Militärdictatur als höchstes politisches Ideal wenigstens für sein Land vor, — aber er würde, wenn er die Macht gehabt hätte, vieles Nützliche gethan haben. Verfügung über die Staatsländereien zu Gunsten der Einwanderung, Erleichterung der Naturalisation von Fremden, vollständige religiöse Toleranz, Errichtung höherer und niederer Schulen, Einziehung der Capellanias, d. h. der zur Unterhaltung von Seelenmessen legirten Güter, welche einen großen Theil des Grundeigenthums im Staate ausmachen, und manche andere öffentliche Verbesserungen, gehörten in sein politisches System. Außer dem Dictatorgelüste warf man ihm Zweideutigkeit im politischen Parteiwesen vor. Dies ist jedoch ein Vorwurf dem kein wirklicher Politiker, welcher mehr als Parteimann sein soll, jemals entgehen kann. Jedenfalls war er ein besserer

Patriot, als die Männer der der Ansiedlung von Fremden abgeneigten Partei, denn während diese die Interessen des Landes an fremde Compagnien verkauften, war Muñoz mit seinen politischen Freunden immer gegen die Ertheilung von Monopolien welche die freie Thätigkeit des Landes fesselten, und hätte er sich dazu verstehen wollen, den Interessen der Engländer zu dienen, die Dictatur des Landes wäre ihm sicher gewesen. Kurz vor seinem Sturze, als ich gegen Ende des Monats August abermals in Leon war, machten ihm die daselbst residirenden Engländer auf eine nach ihrer früheren Haltung sehr auffallende Weise die Cour. Ich müßte mich gänzlich irren, wenn dies nicht in der Erwartung geschah daß er ganz in die englischen Interessen eingehen werde, und wenn sein Sturz nicht die Folge seiner Weigerung dies zu thun gewesen ist.

Nachdem ich mit den ersten Männern der Stadt, sowohl einheimischen wie fremden, Bekanntschaft gemacht, sah ich mir mit Muße die Straßen und die nächste Umgegend an. Ein Theil der Gebäude ist während langwieriger Bürgerkriege zusammengeschossen und niedergebrannt worden, sodaß die Hälfte der Stadt aus Ruinen besteht, denn schwerlich ist seit meiner Anwesenheit hier viel renovirt und neugebaut worden. Bei der in die Breite ausgedehnten Bauart nimmt Leon einen sehr großen Raum ein. Die Zahl der Einwohner wurde auf 30,000 angegeben. Sie mag in Wahrheit beträchtlich kleiner sein; allein man kann sie eben so leicht unter- wie überschätzen, da man nirgends, auch nicht vom Dache der Kathedrale, die Stadt übersehen kann. Der größere Theil der Häuser der ausgedehnten Vorstädte

steckt zwischen Wald und Gebüsch verborgen. Die Aussicht von der Höhe der Kathedrale, die ein großes massives Steingebäude mit gewölbter Kuppel ist und zu den bedeutendsten Bauwerken im spanischen Amerika gehört, ist in der That prachtvoll. Aus dichtem Wald und Gebüsch, zwischen Gruppen von Cocospalmen, erheben sich die rothen Dächer der Häuser über einen ausgedehnten Raum der schönen Fläche, welche theils von Wald, theils von wohlgebauten Maisfeldern eingenommen ist. Gegen Süden ist sie von den waldigen Hügeln der Meeresküste begrenzt. Westwärts senkt sie sich, ohne dazwischen tretende Höhen, dem Meere zu, und gegen Norden und Osten stehen die Pyramiden des Viejo, Telica, Orota, Las Pilas, Aesusco und Momotombo, mehr den Eindruck riesenhafter Werke des Menschen als natürlicher Formen der Erdoberfläche hervorbringend.

Die Bevölkerung der Vorstädte von Leon ist größtentheils indianisch, die der Vorstadt Subtiaba ist es ganz, und spricht noch ihre alte Sprache, aus welcher Squier Proben mitgetheilt hat. Das Volk der Stadt ist im Ganzen hier viel ursprünglicher als in Granada, und Ramon hatte in einem gewissen Sinne Recht daß zu Granada mehr Civilisation sei. Ich habe zu Leon originelle Käuze gefunden, die man zu Granada vergeblich suchen würde, wo der größere Verkehr mit der Welt die Menschen mehr abgeschliffen hat. Während ich eines Abends eine Straße der Vorstadt Saragosa zeichnete, sammelte sich ein Haufen Volkes um mich, um mir zuzusehen. Einige Herren zu Pferde betrachteten meine Arbeit mit Interesse aber mit sichtbarem Mißfallen an dergleichen Dingen. „Ich habe nicht Geduld zuzusehen,"

agte der eine von ihnen zu den Umherstehenden, indem er
weiterritt. „Wenn die „mapa“ fertig ist, will ich sie be=
trachten.“ — „Besser ist sie machen zu können, als sie zu
betrachten,“ sagte darauf ein Mann welcher sich dicht neben
mich gestellt hatte. Er schien ein militärischer Charakter
zu sein, allem Anscheine nach ein Veterane aus den Unab=
hängigkeitskriegen. Wie die Reiter, durch die spitzige Be=
merkung des Proletariers abgestoßen, sich davon gemacht
hatten, wandte sich dieser belehrend an das umstehende Volk.
„Seht diesen Mann,“ sagte er, „er kommt weit her, stellt
sich hier an die Ecke, und zeichnet unsere Straße mit allen
„casitas“ (Häuschen) und „palos de cocos“ (Cocosbäumen)
und macht eine „mapa“ (Landkarte) davon. Der erste Mann
welcher eine Karte von diesem Lande gemacht hat, war mit
vielen Leuten gekommen. Weil er aber Contrebande bei
sich führte, wurde er angegriffen. Er verlor fünfundzwanzig
Mann, eroberte aber Realejo mit fünfzig Schüssen, und
machte dann die Karte. Er war der Zweite in Napoleon's
Companie. Von diesem stammen alle die „alemanes“
(Deutschen), welche kommen und das Land abzeichnen.“ —
— Der Leser wird nicht von mir erwarten, daß ich den
Sinn dieser wunderlichen Rede, mit welcher ich dem Volke
vorgestellt wurde, auszulegen versuche.

In der Stadt bat mich ein junger Mann um Feuer für
seine Cigarre. Er war ebenfalls im strengsten Sinne des
Wortes ein nicaraguensischer Proletarier. „Ew. Gnaden
ist ein Fremder,“ sagte er, „aber ein sehr höflicher Cavalier.
Als ich das Haus meines Vaters verließ, sagte mir dieser:
„„mein Sohn Du mußt höflich sein, gegen den Vornehmen

wie gegen den Geringen, und wenn ein Cavalier seine C
garre anbrennen will, mußt Du ihm geschwind Feu
reichen."" Darin hatte mein Vater Recht. Ich ab
glaube, der Vornehme soll eben so höflich sein wie der G
ringe, und wenn ich meine Cigarre anbrennen will, soll
mir ebenfalls Feuer reichen. Ist es nicht so, Herr?" —

Unter den Personen die ich kennen lernte war der C
lonel Don Francisco Diaz Zapata, Commandant von Leo
vormals Präfect des Departements Neu-Segovia, im äuße
sten Norden des Staates, über welches er mir manche schä
bare Notiz mittheilte. Bei ihm traf ich einen Franzose
Namens Méyonnet, welcher mit der Regierung von Nicar
gua einen Vertrag über die Gründung einer französisch
Colonie am Rio Cocos abgeschlossen hatte. Dieser Fl
ist auf den bisherigen Karten von der Stadt Ocotal od
Neu-Segovia nach Bluefield hinab geführt worden, alle
dies ist ein vollständiger Irrthum. Es ist außer alle
Zweifel daß das Wasser von Ocotal oder Neu-Segovia unt
den verschiedenen Namen: Rio Cangrejal, Cocos, Segovi
Oro, Tharé, Herbias, Wanks oder Cape River, am C
Gracias a Dios in's Meer fließt, während der Bluefie
River seine Quellen in Matagalpa hat und unter den Nam
Escondido und Siquias seinen Lauf nach Bluefield nimm
Ich habe von dem französischen Unternehmen später nich
mehr gehört.

Bei Dr. Livingston sah ich einige Stücke mineralisch
Kohle aus der Gegend von Leon. Sie ist schwarz, in
Stahlgraue gehend, ziemlich hart, und zeigt deutliche Hol
textur. Nach dem Verbrennen hinterläßt sie eine verhäl

ißmäßig große Quantität theils weißer theils rother Asche. Es ist kein Zweifel daß diese Kohle der auf der Westseite Central-Amerika's ziemlich ausgedehnt vorkommenden Braunkohlenformation angehört, welche Bernstein führt. Stücke des letzteren sah ich bei Dr. Livingston, sowie bei Dr. Gregorio Juares. Er ist besonders häufig an der Bai von Tamarinda.

Nachdem ich in Leon meine Geschäfte besorgt, machte ich mich bereit zur Rückreise nach Granada. Es war mein Plan diese auf einem großen Umwege durch Matagalpa zu bewerkstelligen. Der General Muñoz war über diese Absicht sehr erfreut, da er wünschte daß ich mir eine Ansicht von den großen natürlichen Hilfsquellen dieses durch seinen Mineralreichthum ausgezeichneten Districtes machen möchte. Um mir die nöthige Auskunft geben zu lassen und nützliche Verbindungen zu eröffnen, führte mich der General zu einem angesehenen Manne, welcher Land und Goldbergwerke daselbst besitzt. Auf diese Weise bei Herrn C. eingeführt, wurde ich von diesem mit vieler Ceremonie und Wichtigkeit empfangen. „Ich bin überzeugt," sagte er, „die göttliche Vorsehung hat es durch eine besondere Verfügung angeordnet, daß ein so ausgezeichneter Cavalier in unser Land kommen muß um eine große Entdeckung zu machen. Ein Mitglied meiner eigenen Familie soll Sie begleiten und Ihnen als Führer dienen, und ich werde ein Memoire aufsetzen welches Sie in Ihren Untersuchungen leiten soll." Er zeigte mir ein kleines Körbchen voll Goldbarren als Ertrag seiner Minen in Matagalpa. Als ich ihn verließ, faßte er mich in der Thür am Arme und führte mich in den Hof wo ein

hübsches Maulthier stand; und mit geheimnißvoller un wichtiger Miene flüsterte er mir leise ins Ohr: „Dies is mein eigenes Maulthier. Es gibt in diesem Lande kei besseres, und es hat außer mir Niemand darauf gesessen Wenn Sie es aber zu Ihrer Reise haben wollen, so bin ic bereit es Ihnen für hundert Pesos zu verkaufen.“ Am folgenden Tage besuchte mich der Colonel Zapata, um sic genau nach der Zeit meiner Abreise nach Matagalpa zu er kundigen, wobei er mir endlich mittheilte daß der Genera befohlen habe mir für meine ganze Reise eine militärisch Ehren-Escorte zu geben, „damit die Welt sehe wie Nica ragua einen Mann ehre welcher von Herrn Squier empfoh len sei.“

Wie sich auf diese Weise die Dinge gestalteten, sah ic daß ich entweder meine Reise als grand seigneur machen, ode sie aufgeben müsse. Die Maßstäbe welche ich mir für mein Ausgaben vorschreiben mußte, nöthigten mich zu dem letz teren, denn die Escorte, der Führer, kurz der ganze Zug wäre natürlich am Ende auf meine Kosten gegangen. Ic fand also einen Vorwand für meine direkte Rückkehr nac Granada, indem ich die Reise nach Matagalpa für einer Monat später in Aussicht stellte. Ehe ich jedoch Leon ver ließ, machte ich noch einen Ausflug nach dem Vulkan vor Telica, welchen ich im nächsten Kapitel beschreiben will.

Als mehrere Monate später die Nachricht vom Ausbruch einer Revolution zu Leon nach Granada kam, erinnerte ic mich des Umstandes daß, als ich an einem der letzten Tag meines Aufenthaltes in der Hauptstadt den Herrn E. be suchte, in seiner Stube eine Versammlung von Männern

ar, die sich offenbar nicht vorstellen konnten daß ein Frem-
r Ohren habe oder sich für was er höre interessiren könne.
lan sprach von verschlossenen Thüren, gefährlichen Unter-
ehmungen, Mangel an Uebereinstimmung, weiteren Zu-
mmenkünften, u. s. w. Ich war augenscheinlich in eine
Versammlung von Verschwörern gerathen gewesen, ohne
ies damals ganz verstehen zu können.

Achtes Kapitel.

Excursionen in der Gegend von Leon. — Die Hervideros von San Jazin und Tisate. — Vulkan von Telica. — Ritt nach dem Dorfe. — E Schauspiel. — Ein musikalisches Instrument. — Ersteigung des Berge — „Ein Tiger." — Der Krater. — Aussicht vom Gipfel. — Rückkehr na Leon. — Orographie von Nicaragua. — Rückreise nach Granada. - Nindiri. — Ein Lavastrom. — Masaya.

Am Morgen des 21. Januar ritt ich in Gesellscha eines Engländers welcher in der Umgegend Handelsgeschäft zu verrichten hatte, von Leon aus, um einige vulkanisch Erscheinungen zu besichtigen die sich am Fuße eines de Kegelberge in der Reihe der Maribios finden.

Die Ebene von der Stadt gegen die Vulkane zu i theils von cultivirten Maisfeldern, theils von Wald un Gebüsch eingenommen in welchen jetzt zahllose Schaare wilder Tauben flatterten. Der Ritt in frischer Morgenlu war erquickend und erheiternd, sowie ich überhaupt, sowei ich die Welt kenne, nirgends schönere Morgen gefunde habe als in Nicaragua.

Nachdem wir eine Entfernung von einigen Leguas zu rückgelegt, gelangten wir an den Fuß der Berge und erreich

n bald den Hervidero*) von San Jazinto. Auf einem
enen Platze, dessen Boden aus Thon von rother, brauner,
lber, grüner, blauer, schwarzer und weißer Farbe besteht,
id zahllose kleine Löcher, in welchen dickes rothes Wasser
cht, und aus welchen Dämpfe und Gase verschiedener Art
ringen, während um ihre Ränder Sublimationen von
Schwefel und verschiedenen Salzen sich angesetzt haben.
Wahrscheinlich ließe sich dieses natürliche Magazin des fein-
en Thones mit den lebhaftesten und verschiedensten Farben
uf eine interessante Weise technisch ausbeuten. Auf dem
rößten Theile des Platzes ist der Boden heiß, stellenweise
) sehr daß die darauf gelegte Hand Schmerz empfand.

Der Hervidero von Tisate ist nicht weit von
em von San Jazinto, an einer anderen Seite des näm-
ichen Berges. Hier ist eine Art von kleinem Krater, der
nit einem aschgrauen kochenden Schlamme erfüllt ist. Durch
ie Entbindung des mit verschiedenen Gasen gemischten
Wasserdampfes wird dieser Schlamm ununterbrochen in
großen Massen hoch in die Luft geschleudert, und durch sein
Niederfallen haben sich um die Ränder des Kraters ansehn-
iche Wälle erhoben. Der Schlamm stellt sich, nachdem er
getrocknet ist, als Thon von verschiedenen Farben dar, unter
denen jedoch die aschgraue vorherrscht. Rund um den Kra-
ter war der Boden heiß. In frisch niedergefallenen und
noch weichen Massen sah ich zahllose glänzende Schwefel-
kieswürfelchen, die sich offenbar in diesem natürlichen Labo-

*) Von hervir, kochen, sieden. Hervidero kann also durch
Sprudel übersetzt werden.

ratorium fortwährend bildeten. Hier und da hatten sich ansehnliche Massen eines schneeweißen Salzes sublimirt. Einer der nicaraguensischen Diener die wir bei uns hatten, riß, als er bemerkte daß ich eine kleine Quantität dieses Salzes sammelte, von einem benachbarten Baume einen Zweig ab, löste davon die frische Rinde, und rieb den inneren feuchten Theil mit dem Salze, worauf sich augenblicklich eine gesättigte schwarze Farbe entwickelte. „So machen wir hier die Tinte" — fügte der Mann seiner Demonstration hinzu.

Wir brachten die Nacht auf der Hacienda von San Jazinto zu, wo ich die mir von den Bewohnern erwiesene Gastfreundschaft zehnfach den Flöhen des Hauses vergüten mußte. Am Abend unterhielten sich die Männer des Gutes mit der Erzählung von Geschichten, indem die Pflicht auf diese Weise zur Unterhaltung beizutragen, im Kreise herumging. Ich habe später einen ähnlichen Zeitvertreib bei den Hirten und Maulthiertreibern in Mexico beobachtet. Die Geschichten welche zu San Jazinto erzählt wurden, hatten sämmtlich einen gemeinschaftlichen, aber in jedem Falle variirten Text. Ein Indianer hat eine hübsche Frau die dem frommen Herrn Pater gefällt. Dieser stellt ihr nach; aber der Ehemann ist nicht so dumm wie er aussieht, und der Pater muß abziehen ohne seine Absicht erreichen zu können. „Otro indio!" — „ein anderer Indianer" — wurde gerufen wenn eine Geschichte fertig war und der folgende Erzähler die seinige beginnen sollte.

Am Nachmittage des 23. Januar ritt ich abermals von Leon aus, in der Absicht den Gipfel des Vulkans von Telica

zu ersteigen und dessen Krater zu besichtigen. Es ist ungefähr sechs englische Meilen bis nach dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe, nach welchem derselbe den Namen führt.

Der Zufall wollte es daß ich hier eine interessante Unterhaltung haben sollte. Die Einwohner von Telica gaben sich nämlich an diesem Abend im Hofe des Pfarrhauses einen baile, d. h. ein Schauspiel mit Gesang und Tanz. Man kann diese Menschen, welche von indianischer Race sind, ohne jedoch eine andere als die spanische Sprache zu reden, mit deutschen Bauern vergleichen, wobei aber in Bezug auf Manierlichkeit des Benehmens die Vergleichung sehr zu Gunsten der nicaraguensischen Indianer ausfällt. An der Aufführung nahmen alte und junge Männer Theil, und bis auf die Rolle eines Hofnarren welche darin vorkommt, wurde die Sache mit großem Ernste betrieben. Das Stück, welches „el juramento ante Dios" — „der Schwur vor Gott" betitelt war, hatte folgende Fabel: Ein Mohrenkönig und ein Christenkönig sind Nachbarn. Nach verschiedenen Kriegen die sie mit einander führen, schließen sie endlich Frieden. Der Christ, welcher in die Gefangenschaft des Mohren gekommen war, wird von diesem zum Freunde angenommen, und durch einen feierlichen Schwur wird zwischen beiden ein Bündniß geschlossen. Der Christ geht in sein Reich zurück. Aber kaum ist er angelangt, so bricht er verrätherisch seinen Schwur, überfällt von Neuem seinen Nachbar, und wird abermals gefangen. Von Rechts wegen sollte nun der Verräther seine Strafe finden; aber hier kommt die moralische Pointe des Stückes. Der Christ beweist dem Heiden daß

ohne den wahren Glauben alle Tugend werthlos ist. De
Mohr läßt sich taufen. Die Geschichte löst sich in allge
meiner Freude auf, und mit einem großen, an das Fugenar
tige streifenden Chore: „infinida gloria damos" — den d
alten Indianer für billige Anforderungen meisterlich vor
trugen, endigt das Stück.

Ich bin in der spanischen Literatur zu wenig bekann
um beurtheilen zu können, ob dieses Stück nicht vielleich
ursprünglich von einem der bekannten Dramatiker Spanier
herrührt und nur für die einfachen Bedürfnisse eines Indi
nerdorfes zurecht gemacht worden ist. Die Verse ware
achtfüßige Trochäen mit männlichen Reimen, und die hoch
trabende Sprache im Munde der alten indianischen Bauer
machte einen äußerst komischen Eindruck; so zum Beispi
die Art wie der Christenkönig seine Edlen und Ritter a
redete:

Condes, duques y marqueses — —

Das Stück theilte sich in Acte die durch eingeschobe
und in den Fortgang der Handlung verflochtene Tänze b
zeichnet wurden. Der Tanz bestand übrigens im Wesen
lichen nur in Figuren welche gegangen wurden, währe
eine Guitarre und ein eigenthümliches Instrument indian
schen Ursprungs, Marimba genannt, die musikalische Begle
tung bildeten.

Dieses Instrument besteht in seiner jetzigen verbessert
Structur, der aber die ursprüngliche indianische in sofe
zum Grunde liegt als man nur das Material verändert h
aus fünfundzwanzig Stahlplatten, welche, an Länge zune
mend, neben einander liegen wie die Tasten eines Clavier

und durch einen hölzernen Rahmen zusammengehalten werden. Unter jeder Platte ist in deren Mitte, vertikal stehend, eine unten geschlossene, seitwärts mit einer Oeffnung versehene hölzerne Röhre angebracht, die an eben dieser Oeffnung mit Wachs gestimmt werden kann. Diese orgelpfeifenartigen Resonnanzböden werden in einer den Stahlplatten entsprechenden Proportion immer größer. Der Spieler läßt das Instrument auf einem Stocke ruhen, den er sitzend zwischen seinen Knien auf den Boden stellt, und zugleich hängt es ihm an einem Riemen über die Schultern. Um die Töne hervorzubringen, hält er in jeder Hand ein Stäbchen von elastischem Holze, von denen das eine mit einem Knopfe, das andere mit zwei Knöpfen von Leder versehen ist, und mit diesen schlägt er auf die Stahlplatten. Die beiden Knöpfe an dem einen Stäbchen sind in eine solche Entfernung gestellt, daß damit zwei an einander grenzende Platten zugleich getroffen werden können. In der ursprünglichen indianischen Construction hat dieses Instrument aus hölzernen Platten mit darunter gestellten Calabassen-Schalen bestanden.

Als nach Beendigung des Drama's der Marimba-Spieler sah daß ich mich für sein Instrument und seine Kunst interessirte, fand er darin eine Aufmunterung sich in seiner ganzen Größe zu zeigen. Mit nicht weniger Coquetterie als irgend eins unserer europäischen Clavier-Genies trug er mir eine eigne Phantasie vor. Der Genius riß ihn immer weiter fort, bis er in eine Art musikalischer Raserei verfiel. Die elastischen Stäbchen mit ihren ledernen Knöpfchen bewegten sich so schnell daß das Auge ihnen kaum folgen

konnte. Sie flogen von der linken Hand über die rech
und von der rechten über die linke. Hatte der Virtuos e
glückliches Motiv gefunden, so verweilte er dabei, so daß d
Zuhörer Zeit hatte die darin enthaltene musikalische J
vollständig zu verdauen; aber plötzlich sah er sich neu vo
Strome fortgerissen. So ging es fort, eine Stunde n
der andern, bis ich endlich dem in Schweiß gebadeten M
siker durch ein Geschenk zu verstehen gab, daß ich vollstän
befriedigt sei.

Der Pfarrer erzählte mir daß man zuweilen ein v
interessanteres Stück, „la conquista de America“ — „
Eroberung von Amerika“ aufführe, in welchem Hern
Cortés und Montezuma in Person auftreten.

Nach diesem heiteren Abend brachte ich eine unan
nehme Nacht zu. In Folge einer Unvorsichtigkeit wurde
plötzlich gegen Mitternacht so krank, daß ich mich in Leben
gefahr glaubte. Nach einigen Stunden fühlte ich indes
Besserung, und als um drei Uhr des Morgens der mir v
meinem Wirthe bestellte Führer mit zwei starken an die G
birgspfade gewöhnten Pferden erschien um mich abzuhol
ließ ich mich durch den Rest des Uebelbefindens von d
einmal beschlossenen Unternehmen nicht abhalten.

Der Weg führte uns bald in den Wald welcher d
Berg um seinen Fuß und bis zu einer gewissen Höhe gür
förmig umgibt. Während der Mond die laue Nacht erleu
tete, folgten wir einem kaum erkennbaren Pfade durch d
Dickicht. Hohe Kräuter, deren Samenkörner mit Stach
und Widerhaken versehen sind, reichten bis über den Sat
und zerstachen den unteren Theil des Körpers, währ

Aue und Ranken von Schlingpflanzen den unaufmerksamen
Reiter jeden Augenblick mit einem absalonischen Schicksale
bedrohten. Dazwischen wiederholte sich bei mir von Zeit
zu Zeit ein heftiges Erbrechen. Bei einem dieser Anfälle
war ich am Rande eines Gebüsches abgestiegen, über welches
der Ast eines Baumes herausragte. Indem ich diesen zum
Stützpunkte für meinen Kopf machte, brach derselbe, und ich
fiel vorwärts in das Gebüsch. In dem nämlichen Augenblicke
krachten und rauschten die Zweige, ein großer Körper,
der im Halbdunkel nicht deutlich zu erkennen war, sprang
mit gewaltigem Satze aus dem Dickicht, und fiel prasselnd in
das benachbarte Gebüsch, wo sodann die Zweige weiter
rauschten und krachten, bis das Geräusch in der Ferne verschwand.
„Was war das?“ — fragte ich etwas betroffen
meinen Führer. „Un tigre“ — antwortete er mit großer
Gemüthsruhe. Unstreitig hatte ich durch meine pathologischen
Anstrengungen einen Panther oder Jaguar in seinem
Morgenschlafe gestört. Es ist das einzige Mal daß ich in
Nicaragua einem der großen Raubthiere wissentlich nahe
gekommen bin. Es gehört, wie mir scheint, zu den interessanten
Thatsachen der Naturgeschichte, daß die nämliche
Thierspecies in verschiedenen Ländern nicht selten ein verschiedenes
Temperament an den Tag legt. Der Jaguar
welcher in Nicaragua zwar nicht häufig aber in Individuen
von furchtbarer Größe vorkommt, zeigt hier nichts von der
gefährlichen Wildheit, die er nach vielfachen Beschreibungen
in Paraguay und anderen südamerikanischen Ländern zu
haben scheint.

Unser Pfad wurde allmälig steiler und rauher. Wie

der Wald verschwand, folgten Savanen, welche an Stellen wo das alte Gras abgebrannt worden war, wie junge Saatfelder erschienen. Mancherlei Bäume und Sträucher, von denen einige ohne Blätter, aber mit prächtigen Blüthen bedeckt waren, bildeten schön vertheilte Gruppen in der Bergwiese, und ließen die ganze Scene wie einen in kühnem Maßstabe angelegten Park erscheinen. Ein kleines Thal, rundum von Höhen umgeben, aber selbst ziemlich nahe dem Gipfel gelegen, stellte ein besonderes reizendes Plätzchen dar. Der Boden desselben, von einer Quelle benetzt, enthielt eine dichte Gruppe roth und gelb blühender Sträucher und Bäume mit Gehängen von Schlingpflanzen welche lilafarbene Glocken trugen. Die Bergseiten umher waren mit jungem Grase bekleidet, in welchem da und dort zerstreut oder in Gruppen einige Weinpalmen standen. Die reine Bergluft und die Kühlung des Morgens bei dem Anblick eines dunkelblauen und fleckenlosen Himmels vermehrte den Genuß und brachte selbst bei meinem noch immer kranken Zustande ein Gefühl des Wohlbehagens hervor.

An der oberen Grenze der Baum- und Strauch-Vegetation ließen wir unsere Pferde zurück und erstiegen den Rest des Gipfels zu Fuße. Das Steigen wurde durch die Beschaffenheit des Bodens beschwerlich. Dieser besteht aus rauhen und zackigen Stücken einer an der verwitternden Oberfläche rothbraunen, im Innern schwarzgrauen blasigen Lava mit eingesprengten Krystallen glasigen Feldspathes, welche augenscheinlich aus dem Krater des Berges geschleudert worden und rund umher an den Seiten des Kegels niedergefallen sind. Man sieht es ganz deutlich an der Ge-

alt dieser Massen welche oftmals aus lose auf der Ober-
äche liegenden Kuchen von der Größe eines Tellers oder
iner Schüssel, in anderen Fällen aus aufgeblähten blasigen
Klumpen, zuweilen mit röhren- oder backofenförmigen Höh-
ungen bestehen, daß sie in einem noch weichen, breiartigen
Zustande an ihre jetzige Stelle gekommen sind. Zwischen
iesen schlackenartigen Massen wächst hohes Gras, von wel-
hem die scharfen Ecken und Zacken, und die Klüfte zwischen
en einzelnen Fragmenten verdeckt sind, so daß jeder Schritt
en Fuß mit Schmerz und Gefahr, und den Schuh mit
inem Loche bedroht.

Der Blick vom Gipfel des Berges auf das umherliegende
Land bietet eine großartige Scene dar. In der Nähe stehen
die benachbarten Vulkane der nämlichen Kette, vom rau-
chenden Momotombo im Südosten bis zum Viejo im Nord-
westen. Hinter dem ersteren blinkt der Spiegel des Sees
von Managua aus der Tiefe empor. Darüber hinaus ver-
liert sich die Landschaft in undeutliche Fernen. Gegen
Westen verschwamm die Fläche des großen Oceans mit dem
schrankenlosen Raume der Atmosphäre — ein Blick in's
Leere, eine Landschaft ohne Horizont. Scharf dagegen
grenzte sich längs der Küste des Oceans das Land gegen das
Wasser ab. Man folgt mit dem Auge dem Laufe des Ufers,
soweit die Ebene von Leon nicht durch Berge oder Hügel
von der See getrennt ist. Flußmündungen und kleine
Buchten und Busen glänzen zwischen dunkeln, bewaldeten
Landspitzen. Nordwestlich von Realejo tritt die im Cose-
guina auslaufende Bergreihe, südwärts von Leon die Reihe
der Küstenhügel von Tamarinda vor den Ocean. Auf der

nördlichen Hälfte des Panorama's erhebt sich in langer geschlossener Kette die Gebirgsstufe von Matagalpa und Neu-Segovia. An ihrem Fuße hin, in der Ebene des Estero Real, von welcher das Tiefland des Sees von Managua mit dem des Busens von Fonseca verbunden wird, sieht man eine Reihe kegelförmiger Hügel die aus der Ferne wie zerstreute Maulwurfshaufen erscheinen. Das flache Land, von welchem die ganze südwestliche Seite des Berges umgeben ist, stellt sich, von dem hohen Standpunkte gesehen, wie ein grünes Meer dar, in welchem gegen die Küste hin hier und da ein kleiner Wasserspiegel — die Ordnung von Land und Wasser für den Eindruck umkehrend — als bläuliche, blinkende Insel erscheint. Einige röthliche Punkte bezeichnen die Ziegeldächer der in Bäume gehüllten Stadt Leon.

Ein Wenig unter dem Standorte von welchem ich dieses Panorama betrachtete, und welcher nicht der höchste Punkt in dem weiten Umfange des Krater-Randes war, stand ein junger Nadelholzbaum. Wie es scheint hat der Gipfel früher mehrere und größere solche Bäume getragen, welche in den nördlicheren Gegenden des Landes, auf den Höhen von Neu-Segovia, den herrschenden Baumwuchs bilden*). An der tiefsten Stelle des Krater-Randes stand ein altes Stamm-Ende eines solchen Baumes der eine ansehnliche Größe erreicht gehabt hat. Mein Führer, der den Krater schon früher besucht, hatte einen Strick mitgebracht, ohne dessen

---

*) Der Name Ocotal z. B., für die Hauptstadt von Neu-Segovia, bedeutet Fichtenwald, vom aztekischen ocotl, Harz, Kienholz, Kieferbaum.

ülfe es unmöglich ist hinabzugelangen. Dieser wurde an
m Wurzelstocke befestigt, und an ihm kletterte ich die senk=
chte Mauer hinab die im Ringe rund um die Höhe des
raters läuft und an dieser Stelle vierzig oder fünfzig Fuß
ch sein mochte. Der Führer folgte mir nach. Unten
gelangt, begann ich den steilen Abfall hinabzusteigen wel=
er sich wie ein halber Trichter an die eine Hälfte dieses
elsenringes lehnt. Auf der anderen Seite des Kraters
ürzt sich die Mauer, von einem höheren Theile des Randes
elcher den höchsten Gipfel des Berges bildet, in den unter=
en Schlund desselben. Der Boden des Abhanges an wel=
em ich hinabstieg, bestand aus einem Gemenge erdiger,
hmiger, thoniger oder tuffartiger Theile, mit kleinen und
roßen Lavastücken, Steintrümmern und Felsblöcken, hier
nd da mit efflorescirten Salzen und umhergestreuten Schwe=
lkrystallen bedeckt. Die Art wie die letzteren sich fanden,
äßt sich nur durch die Annahme erklären daß sie aus der
uft herabgefallen, sei es nun daß sie sich in einer aufstei=
enden Dampfsäule gebildet, sei es daß sie durch eine solche
on irgend einem festen Ansatzpunkte losgerissen und in die
Höhe geführt worden. Unter den umherliegenden Stein=
rümmern sah ich Bruchstücke von weißem krystallinischem
Marmor und von einer sehr harten augitartigen Masse. Im
lebrigen bestand das lose umherliegende Gestein aus der
ämlichen Lava welche an der Außenseite des Berges zu
ehen ist. An der mir gegenüberstehenden Seite des Kra=
ers zeigte die Felswand Schichten von verschiedener Farbe.
Eine nähere Beobachtung war nicht möglich. Der Abhang
var stellenweise mit zerstreuten Grasbüschen, Kräutern und

Sträuchern bewachsen. Ein kleines Büschchen, nicht unähnlich einem Vaccinium, mit Trauben weißer Blüthenglöckchen, zog darunter meine Aufmerksamkeit besonders auf sich.

Diese fragmentarischen Bemerkungen sind Alles, was mir die durch meinen schlechten Gesundheitszustand eingeschränkten Beobachtungen über den Krater des Telica zu sagen erlauben. Ich war am Abhange des Trichters ein- oder zweihundert Fuß hinabgeklettert, als ich plötzlich durch die harte Lehmrinde brach und in heißen Schlamm trat aus welchem sich schweflichte Dämpfe entbanden. Die Nachwirkungen des kranken Zustandes der Nacht und des Morgens, die Anstrengung des Kletterns, der Schreck beim Einbrechen in den heißen Brei, und die Wirkung der eingeathmeten Gase, — Alles dies zusammen bewirkte daß es mir plötzlich schwindlich wurde. Ich hatte eben noch Zeit und Kraft mich rückwärts auf den Boden zu werfen, mich umzuwälzen und auf Händen und Füßen ein Wenig am Abhange emporzuarbeiten, wo ich einige Zeit liegen blieb bis ich mich erholt hatte. Der Führer hatte sich nach einer andern Gegend des Kraters so weit entfernt, daß ich ihn weder sehen noch mit meinem Rufen erreichen konnte. Mit zitternden Beinen und großer Anstrengung gelangte ich endlich wieder an den Fuß der Felsmauer, von deren Höhe unser Tau herabhing; aber ich war so kleinmüthig geworden daß ich mit Beben hinaufsah und nicht wußte wie ich die nöthigen Kräfte finden sollte. Allmälig indessen sammelte ich neuen Muth; der Führer, welcher sich damit beschäftigt hatte Schwefel aufzulesen, erschien auch wieder, und mit einem Gefühle dankbarer

Erinnerung an Jahn und Maßmann kletterte ich ihm voraus und athmete bald wieder die reine Luft des Gipfels. Am Rande des Abhanges sah ich hier eine im Grase blühende Orchidee mit karminrother Blüthenähre und einem allgemeinen Habitus welcher den Orchideen der gemäßigten Zone angehörte.

Wir traten nun unseren Rückweg an, fanden am Rande des Waldes unsere Pferde wieder, waren um vier Uhr im Dorfe und noch vor Dunkelheit wieder in Leon.

Die Hauptzüge der Orographie von Nicaragua sind durch die richtige Darstellung auf der Karte, welche zu Squier's zwei Bänden über dieses Land gehört, ziemlich in's Klare gesetzt worden. Frühere Karten brachten die Vulkane der Gegend von Leon in Verbindung mit den Gebirgen von Neu-Segovia auf der einen Seite, und mit den Höhen auf der anderen welche nordwestlich von Realejo beginnen und bis zum Eingange in den Golf von Fonseca fortlaufen. Dies war ein doppelter Irrthum. Die Verhältnisse sind vielmehr folgende:

Durch ganz Nicaragua ziehen sich, parallel der Küste des stillen Meeres und also parallel mit einander, drei Reihen von Bergen und Hügeln, welche unter sich in keiner Querverbindung stehen. Vom Durchbruche des Rio de San Juan aus, streicht in dieser allgemeinen nordwestlichen Richtung der südwestliche Rand des Hochlandes von Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia, — eine Terrainstufe welche, obschon am Busen von Fonseca von verschiedenen Thalweitungen durchbrochen, sich im südlichen Rande des Hochlandes von Honduras weiter verfolgen läßt.

Längs der Küste des stillen Meeres läuft ein zweiter Höhenzug in der Form einer mehrfach unterbrochenen Hügelreihe. Vom Rio Sapoa nach der Bai von Salinas hinüber ist er von einem, von Virgin Bay nach San Juan del Sur von einem zweiten, zwischen der südwestlichen Bucht des Sees von Managua und der kleinen Bai von Tamarinda von einem dritten Passe durchschnitten. Südlich von Leon ist er ganz unterbrochen, indem zwischen der Mündung des an dieser Stadt vorbeilaufenden Flüßchens und dem Hafen von Realejo, die innere Ebene sich mit Ausnahme einiger isolirter Hügel bis an das Meer zieht. Nordwestlich von Realejo tritt er wieder auf, wird in dieser Richtung höher, und endigt am Eingange des Golfes von Fonseca in dem bekannten Vulkane Coseguina. Zwischen dieser Reihe von Küstenhügeln und der vorher bezeichneten Plateaustufe von Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia breitet sich das niedrige Land von Nicaragua aus, dessen Raum durch die Seen von Nicaragua und Managua mit ihren Uferlandschaften, durch die Ebene von Leon und die Ebene des Estero Real eingenommen wird. Durch die Mitte dieses niedrigen Landes und seiner Seen zieht sich eine dritte Reihe von Bergen, welche im Charakter mit keinem der beiden genannten Systeme übereinstimmt. Sie besteht aus vulkanischen Kegelbergen von denen jeder vom anderen isolirt ist und einige sogar sich als Inseln aus dem Wasser erheben. In der Nachbarschaft der vulkanischen Gebirge von Costa Rica beginnt diese mittlere Kette im Südosten mit der im See von Nicaragua liegenden Inselgruppe von Solentenami, setzt sich in den beiden Gipfeln der Insel Ometepe, in der Insel

Zapotera, im Mombacho, im Vulkan von Masaya, in den Hügeln der zwischen Managua und Mateares vorspringenden Halbinsel fort, und geht mit der im See von Managua liegenden Insel Momotombito zum Momotombo und den übrigen Gliedern der Maribios-Kette über. Auch dieser letztgenannte Theil der Reihe, derselbe welchen ich vom Gipfel des Telica in der Nähe übersehen konnte, besteht durchaus nur aus einzeln stehenden Gipfeln, welche zwar mit ihrem Fuße aneinander stoßen, nirgends aber einen Kamm oder Rücken bilden. Nordwestwärts findet der lange Zug in den Inseln des Golfes von Fonseca und in den Vulkanen des Staates San Salvador seine Fortsetzung.

Den Namen der Maribios hat Squier wieder hervorgesucht und für die Vulkanreihe von Leon in Anwendung gebracht. Zur Zeit der Eroberung war diese Gegend von einem Volksstamme bewohnt, den die Berichterstatter jener Zeit die Maribios nennen. Ihre Wohnsitze bildeten die Provinz Maribichoa.

Ich machte mich nun zur Rückreise nach Granada bereit.

Mein Besuch zu Leon hatte für mich ein praktisches Resultat gehabt: ich hatte mich überzeugt daß ich von der Regierung von Nicaragua keine meinen Projecten entsprechende Anstellung erwarten dürfe. Der Civilverwaltung fehlte es an Geld, an Verstand, und an Uebereinstimmung unter ihren Beamteten. General Muñoz wünschte daß ich in den Militärdienst des Staates treten möchte, was er mir anbot ohne daß ich ihm von meiner Seite eine Veranlassung gegeben. Ich legte ihm darauf den Plan zu einer topographischen und geologischen Recognoscirung des Landes vor,

wogegen er mir die Errichtung einer Militärschule und meine Anstellung als Professor an derselben, aber mit der Bedingung der Annahme eines militärischen Ranges antrug. Kurz Muñoz, der einzige Mann im Lande welcher sich mit Reformgedanken beschäftigte, und geneigt war sich zu ihrer Ausführung eines Fremden zu bedienen, wollte doch kein Project befördern welches nicht mit der Begründung der Militärherrschaft, die sein politisches Ideal war, in directer Verbindung stand, und seine Bemerkung daß der Staat für keine anderen als militärische Zwecke Geld disponibel habe, war charakteristisch für den Zustand von Nicaragua, sowie sie auf den der meisten spanisch-amerikanischen Länder paßt. Bei meiner allgemeinen Abneigung gegen das politische System des Generals, leitete mich zugleich, indem ich die mir gemachten Anerbietungen ablehnte, ein richtiges Urtheil über die Unsicherheit des damit zusammenhängenden politischen Zustandes. Ein halbes Jahr später war General Muñoz sammt seinem Systeme durch eine Revolution gestürzt.

Am 31. Januar verließ ich Leon. Ich brachte die erste Nacht zu Mateares zu. Als ich in die Hütte meiner gutmüthigen dicken Wirthin eintrat, die mir auf der Hinreise creditirt hatte, klingelte ich mit dem Geldbeutel, wodurch Doña Juana so gerührt wurde daß sie mich zärtlich an's Herz drückte, mir einen Becher Limonade bereitete, und mich versicherte daß sie, so lange ich auch ausgeblieben sei, doch nie an meiner Ehrlichkeit gezweifelt habe.

Von Managua an war der Weg über Nindirí und Masaya mir neu. Der erste dieser beiden Orte ist ein großes indianisches Dorf, dessen Hütten, in geraden Straßen ge-

baut, in blühende Gesträuche und Schlingpflanzen gehüllt, von Orangenbäumen beschattet, von Kokospalmen überragt, und mit freundlichen braunen Mädchengesichtern vor den Eingängen, das schönste Bild eines friedlichen Lebens darstellten was ich jemals gesehen.

In der Nähe dieses Dorfes führt der Weg, zwischen hohen Bäumen hervortretend, über das Lavafeld welches die letzte Thätigkeit des Vulkanes von Masaya bezeichnet. Man denke sich ein vom Winde gepeitschtes Meer geschmolzenen Eisens, plötzlich erstarrt, und man hat einen allgemeinen Begriff von dem Eindrucke. Der Strom zieht sich vom Gipfel des Berges an dessen Seite herab bis weit hinunter in die Fläche, wo er sich von Wald umschlossen ausbreitet. Einige Reisende wollen in der Form röhrenförmiger Lavamassen dieses Stromes die Umhüllungen verkohlter Baumstämme erkannt haben. Ich habe hier sowohl wie an der Seite des Telica ähnliche Gestaltungen gesehen, und bin der Meinung daß das langsame Sichfortwälzen einer breiartigen geschmolzenen Mineralsubstanz, die an der Oberfläche zu erkalten anfängt während im Innern der weiche Zustand fortdauert und noch starke Gasentwickelungen vor sich gehen, den wahren Erklärungsgrund für diese auffallenden Bildungen abgibt. Uebrigens sind die Spitzen und Zacken dieser Lava so fürchterlich, daß man den Versuch zu näherer Besichtigung auf dem Felde herumzuklettern schnell wieder aufgibt.

Ich brachte die zweite Nacht in Masaya zu, einer ansehnlichen Stadt, deren Vorstädte von einer thätigen indianischen Bevölkerung bewohnt sind. Ihre Hütten stecken in den

schönsten Bananenpflanzungen, Blumen- und Fruchtgärten Auf dem Markte der Stadt sieht man am frühen Morgen die Erzeugnisse der indianischen Industrie: zierliche Hängematten, — große Bodendecken, aus Rohr geflochten, in welche geschmackvolle bunte Figuren eingearbeitet sind, — Jicaras und Guacales (Calabassenschaalen) mit geschnitzten Reliefs verziert, — irdene Gefäße, Sattlerwaaren, und andere Gegenstände. Durch ihre geschmackvollen Arbeiten sind die Indianer von Masaya in ganz Nicaragua berühmt, und sie beziehen mit denselben auch regelmäßig den Markt von Granada.

Neuntes Kapitel.

Excursion nach der Insel Ometepe und dem Isthmus von Rivas. — Indianische Antipathien. — Die Fahrt in der Nußschale. — Auf der Insel. — Fieberanfall. — Beschaffenheit des Landes. — Muyógalpa. — Charakteristische Krankheitsform. — Die Piks von Ometepe und Madera. — Meteorologische Erscheinungen. — Rückfahrt nach dem festen Lande. — San Jorge. — Gothisches Blut. — Rivas.

Nachdem meine Absichten in Leon fehlgeschlagen, war es mein Zweck mich mit dem Ober-Ingenieur der Canal-Aufnahme in Verbindung zu setzen, an welchen ich von einem Beamten der Compagnie zu New-York einen Brief erhalten hatte. Ueber die Gegend des Landes in welcher das Ingenieur-Corps beschäftigt war, konnte ich lange zu Granada keine Auskunft erhalten, bis ich erfuhr daß es der Isthmus von Rivas sei. Ich entschloß mich also zu einer Excursion nach diesem Theile des Landes, welcher im engeren Sinne den Namen Nicaragua führt, und verband damit einen Besuch auf der Insel Ometepe.

Die Bevölkerung dieser Insel ist, wie schon früher bemerkt, aztekisch, und das indianische Blut hat sich auf derselben ziemlich rein erhalten. Zu den wenigen weißen Menschen welche jemals unter diesen Indianern gewohnt, hatte

ein Deutscher, Namens Wöniger, ein geborner Hamburger, gehört, welcher sich auf der Insel mit Familie angesiedelt, und eine Baumwollenpflanzung begonnen hatte. Durch seinen Charakter oder durch irgend einen besonderen Umstand hatte er sich den Haß der Eingebornen zugezogen. Als er eines Tages, nach kurzer Abwesenheit vom Hause, zurückkehrte, fand er seine Familie ermordet und seine Wohnung niedergebrannt. Ich machte auf meinem Wege von Rivas nach dem stillen Meere die Bekanntschaft des Mannes, welcher damals von der Canal=Compagnie als Aufseher bei dem Bau der Straße von Virgin Bay nach San Juan del Sur verwendet wurde. Die Arbeiter welche er hier unter sich hatte, waren ebenfalls Indianer, und ich wurde von der Art wie er diese behandelte, und den Ansichten die er dabei äußerte, so unangenehm berührt, daß es mich wenig überraschte bei meiner Durchreise durch Nicaragua im letzten Herbste die Mittheilung zu erhalten, daß auch Wöniger selbst von den Indianern umgebracht worden sei.

Uebrigens ist den Indianern von Ometepe eine Antipathie gegen die weiße Race eigen die bei anderen Theilen der indianischen Bevölkerung von Nicaragua nicht vorhanden zu sein scheint. Der Ursprung dieser Abneigung mag in der Geschichte des Landes begründet sein; wenn sie sich aber auf der Insel mehr als anderwärts erhalten hat, so liegt der Grund wohl in der größeren räumlichen Isolirung der Inselbewohner, bei der hier auch starke Ueberreste des alten aztekischen Heidenthums den Bemühungen christlicher Bekehrer und Aufseher länger Widerstand geleistet haben als irgend anderswo in Nicaragua. Noch ganz neuerdings ist es

bekannt geworden daß auf dieser Insel heidnische Götzen=bilder heimlich verehrt wurden.

Nach Wöniger, und zum Theil mit ihm zusammen, hat ein anderer Deutscher, Namens Campe, ein Magdeburger von Geburt, auf der Insel gewohnt. Ich lernte diesen in Granada kennen. Er sprach sich über den Charakter der Indianer nicht unvortheilhaft aus, war aber doch der Meinung daß man sich unter ihnen vorsichtig zu benehmen habe; und obschon er auf der Insel eine Besitzung hatte, schien er es doch vorzuziehen diese unbenutzt zu lassen und mit seiner Familie in Granada zu wohnen. Er ist, wie ich gehört habe, nicht wieder nach der Insel zurückgekehrt, aber merkwürdiger Weise wird neuerdings ein dritter Deutscher genannt welcher sich auf Ometepe angesiedelt hat. Was Campe betrifft, so hatte er sich unter den Inselbewohnern eine so angesehene Stellung verschafft daß man ihn scherzweise den König von Ometepe nannte.

Es gab für mich keine andere Ueberfahrtsgelegenheit als eins der indianischen Kanots welche fast täglich von der Insel Orangen, Wassermelonen, Kokosnüsse und andere Früchte nach Granada bringen. Campe versprach mir sich am Strande nach einem der ihm bekannten Insulaner umzusehen, und am Morgen des zwölften Februar meldete er mir daß er mir für sechs Realen eine Ueberfahrt ausgemacht habe und daß das Boot um Mittag abgehe. Ich machte mich rasch reisefertig, ritt zur bestimmten Zeit nach dem See hinab, und fand bald das Boot und den indianischen Herrn desselben, der aber nun statt sechs Realen sechs Dollars, also das Achtfache dessen was ausbedungen war, ver=

langte. Die Vorstellungen welche ich dagegen machte, brachten keine Wirkung hervor, und als ich mich darüber erhitzte, legte sich der Mann mit dem Gesicht auf den Boden und beachtete mich nicht weiter. Während dem sah ich Campe herankommen und bat ihn um seine Vermittelung. Nach einer kurzen Unterhaltung die er mit dem Menschen hatte, brachte er mir folgende Erklärung desselben: „Dieser Mann," hatte der Indianer auf mich deutend gesagt, „kommt daher geritten mit Flinte und Pistolen und sieht aus als ob er zu befehlen hätte, und solche Leute wollen wir nicht auf der Insel. Ich werde ihn nicht mit mir nehmen, wieviel er mir auch mag bezahlen wollen."

Ich wollte mir durch diese Erklärung den Besuch der Insel nicht verbieten lassen. Unmittelbar neben dem Kanot lag die elendeste Nußschale, in der es einem Menschen einfallen konnte ein in hohen Wellen gehendes Gewässer, wie den See von Nicaragua, zu befahren. Es war ein schmaler ausgehöhlter Baumstamm mit schadhaften Rändern und löcherigem Boden, mit einer zwei Finger dicken Segelstange, und einer Bemannung die aus einem alten Manne und einem Knaben bestand. Ich fragte den Alten ob er das Verfahren seines Landsmannes billige. Es sei nicht recht, sagte er mir, sein Wort zu brechen. Von meinem Vorhaben aber, mit ihm nach der Insel zu fahren, suchte er mich auf alle Art abzubringen, bis es mir gelang seine Bedenken zu überwinden.

Es war schon spät des Nachmittags als wir von der Playa von Granada abstießen. Bis zu der äußersten Spitze der Isletas ging unser Cours gerade gegen Osten, und da

es in dieser Richtung unmöglich war gegen den Passatwind zu segeln, mußte hart mit den Rudern gearbeitet werden um uns vorwärts zu bringen. Bei einbrechender Nacht waren wir an die äußerste Klippe der genannten Inselgruppe gelangt, wo der heftige Wind den Alten veranlaßte anzulegen, und wo wir auf die nackte Lava gestreckt, über uns die Sterne und rund um uns her die Brandung, die erste Hälfte der Nacht zubrachten. Nachdem der Mond aufgegangen war und der Wind etwas nachgelassen, setzten wir unsere Fahrt fort; anfangs nur mit Hülfe der Ruder, dann aber, mit Uebergang in einen südöstlichen Cours, wurde ein altes Tuch als Segel aufgezogen. Der Alte setzte sich an das Steuer, der Junge hielt den Faden in der Hand durch welchen das Segel angespannt wurde. Bei der geringsten Gefahr durch einen zu heftigen Seitendruck des Windes mußte dieser Faden losgelassen werden, wodurch allein das Umschlagen vermieden werden konnte. Gegen Tagesanbruch blies der Wind wieder mit steigender Heftigkeit. Die Wellen des Sees gingen immer höher, und schlugen immer häufiger über den Rand unseres ausgehöhlten Baumes. Ich wagte es nicht mehr aufrecht zu sitzen, sondern lag, um als Ballast zu dienen, ausgestreckt auf dem Boden des Fahrzeuges im Wasser, und jede Welle übergoß mich von Neuem und drang durch alle meine Poren. Als wir nicht sehr weit von der Insel Zapotera vorbeikamen, berechnete ich von Minute zu Minute alles Ernstes ob ich wohl im Stande sein würde dieselbe schwimmend zu erreichen. Aber die bejahende Antwort hatte wenig Tröstliches, wenn ich an die Alligatoren dachte die sich fast überall in der Nähe des Lan=

des aufhalten, und an den Umstand daß die Insel unbewohnt ist und aus einem einzigen Walde besteht.

Nachdem ich fünf bis sechs Stunden, vom Winde bis in's Mark durchweht, in diesem Bade gelegen, langten wir glücklich an der Nordseite von Ometepe an, wo ich mich bei der ersten menschlichen Wohnung an's Land setzen ließ. Bei den Bewohnern einer Hütte, die zwischen Bäumen und Gebüschen versteckt zweihundert Schritte vom Wasser lag, fand ich bereitwillige Aufnahme und ein Frühstück von Chokolate. Mein Mittagessen bestand in Papageiensuppe und wilden Tauben mit Reis gekocht, wozu ich mir die Vögel von dem nächsten neben der Hütte stehenden Baume geschossen. Da es mir gelungen war neben meinen Waffen auch einige Kleider zum Wechseln unter einer Rindshaut trocken zu halten, so schien ich mich nun wieder in einem behaglichen Zustande zu befinden. Bald aber wurde ich von einer unwiderstehlichen Schläfrigkeit befallen. Gegen Abend erwachte ich in heftigem Fieberfroste, dem in der Nacht das Stadium der Hitze und gegen Morgen das des Schweißes folgte. Ich brachte diese Fiebernacht, da in der Hütte kein Raum für mich war, in freier Luft, auf einer vor derselben stehenden Bank von anderthalb Fuß Breite zu. Bei verschiedenen Fieberanfällen denen ich auf meinen Reisen ausgesetzt gewesen bin, habe ich gefunden daß das größte Leiden in dem Mangel eines bequemen Lagers besteht. Die Anfälle sind bei mir immer mit einer allgemeinen Empfindlichkeit der Haut und der Muskelsubstanz verbunden gewesen, durch welche das Liegen auf einem harten und unebenen Gegenstande zu einer Qual wurde. Eine andere sich gleich

bleibende Erscheinung ist die gewesen, daß der Paroxismus immer Ausbrüche des Zornes und Antriebe zu gewaltthätigen Handlungen hervorbrachte. In dieser Nacht kehrte meine Wuth sich gegen mich selbst. Aus dem Fiebertraume zur Besinnung kommend, hatte ich meinen mineralogischen Hammer in der Hand, in der Absicht damit meinem mich schmerzenden rechten Hüftknochen eine andere Form zu geben, da die wiederholten Versuche dies dadurch zu bewirken daß ich die Hüfte gewaltsam gegen die Bank stieß, nicht zum Ziele geführt hatten.

Es wird zur Charakteristik dieser Art von Fiebern in Nicaragua beitragen daß ich, nachdem ich am Morgen sechs Gran Chinin genommen und den Tag über Diät gehalten, keinen zweiten Anfall hatte.

Bei den Discussionen welche in Bezug auf endemische und Akklimatisationskrankheiten über das Klima von Nicaragua geführt worden sind, habe ich es mir zur Pflicht gemacht meine eignen Erfahrungen mit Genauigkeit mitzutheilen. Der Leser wird nicht übersehen daß, wenn ich wiederholter Gesundheitsstörungen zu erwähnen habe, dieselben unter Umständen eintraten die in wenigen Ländern der Welt ohne nachtheilige Folgen gewesen sein würden, und daß sie, obschon von einer Abwartung und Schonung, wie man sie in Europa als erste Bedingung der Genesung eines Kranken betrachtet, nicht im Entferntesten die Rede sein konnte, dennoch vorübergehend waren.

Noch am nämlichen Tage fühlte ich mich kräftig genug, in der Umgegend umherzuschweifen um mir ein Bild von der Natur des Landes zu machen. Während der Nacht hatte

ein äußerst heftiger Wind geweht und der See war wie ein Meer bewegt gewesen. Als ich an den Strand hinabkam, fand ich ihn mit zahllosen frisch ausgeworfenen zweischaligen Muscheln bedeckt, in welchen die Thiere zum Theil noch lebten. Diese Süßwasser-Muscheln schienen mir drei Species und zwei Genera darzustellen. Das Wasser war hier so fischreich daß ich einen Jungen durch einmaliges Auswerfen eines Netzes den Bedarf einer ganzen Familie fangen sah. Die gefangenen Fische gehörten den beiden Arten an welche man im Lande Mojarra und Guapote nennt. Neben der Hütte wo ich meinen Aufenthalt genommen, war eine Kakaopflanzung, von deren Ertrag sich die Familie hauptsächlich zu nähren schien. Aehnliche Hütten mit kleinen Stückchen cultivirten Landes liegen zerstreut in dieser Gegend umher; aber zwischen ihnen ist Wildniß, welche in einer Abwechselung von Wald, Gebüsch und Grasplätzen besteht. Ganz in der Nähe unserer Hütte sah ich Hirsche durch das Gebüsch laufen, und als ich eine benachbarte Wohnung besuchte, war der Gipfel eines an der Hütte selbst stehenden Baumes von einer ganzen Schaar schwarzer Affen eingenommen.

Einige Meilen von meinem Aufenthaltsorte entfernt liegt am Ufer des Sees das Dorf Muyogalpa. Der Name ist aztekisch und bedeutet in wörtlicher Uebersetzung Mückenhausen, von moytl der Mosquito, und calpa eine Häusergruppe (calli Haus). Der Weg dahin führt durch ein schönes Parkland von dem vorher beschriebenen Charakter. Das Gras war zu dieser Jahreszeit dürr und gewährte nur eine nothdürftige Weide für einige abgemagerte Pferde und

Kühe; aber die Bäume und Sträucher waren zum Theil mit prächtigen Blüthen bedeckt. Das Dorf besteht aus Rohr- und Erdhütten mit Schilf- und Palmendächern — im Centrum des Ortes in eine Gruppe zusammengedrängt, zum größten Theile aber zwischen Waldgruppen und Gebüsch zerstreut. Einige Gruppen hoher Palmen verschönern die Lage. —

Im Hause eines der angeseheneren Männer des Dorfes sah ich einen Knaben von vier Jahren der an verschiedenen Theilen des Leibes große hornartige Auswüchse hatte, ungefähr aussehend wie wenn man die abgesägte Spitze eines Kuhhorns auf die Haut eines Menschen stellte. Solche Hörner hatte der Junge am Schienbein, an den Waden, an den Schenkeln, an der Stirn, am Kinne, an der Unterlippe. Die Haut des Körpers sah im Uebrigen ziemlich rein und gesund aus. Der Knabe schielte in auffallendem Grade. Seine Schwester, ein kleines Mädchen, schielte ebenfalls, und hatte einen ganz unförmlichen Bauch. Vater und Mutter, augenscheinlich rein indianischen Stammes, sahen kräftig und gesund aus, und konnten sogar hübsche Leute genannt werden. An anderen Bewohnern dieses Ortes sah ich an verschiedenen Theilen des Leibes trockene Grinde, und noch andere zeigten Narben und Maale welche durch die nämliche Hautkrankheit erzeugt worden waren. Bildungen ähnlich den eben beschriebenen sah ich zu Granada. Ein junges Frauenzimmer hatte auf den Knöcheln der Finger hornartige Erhöhungen, die sich mit monströsen, kegelförmig zugespitzten und ziemlich harten Warzen vergleichen ließen. Sie wünschte Dr. B. möchte ihr dieselben abschneiden, und

ich war bei dem Versuche anwesend. Der Doctor schnitt in horizontaler Richtung schichtenweise immer tiefer, wobei die Substanz sich anfangs hart, ohne Gefühl und ohne Gefäße zeigte, in tieferen Schichten allmälig weicher wurde und mit erscheinenden Blutpünktchen zugleich empfindlich zu werden anfing, bis endlich bei noch tieferen Schnitten die Patientin unter lautem Schreien erklärte den Schmerz nicht ertragen zu können, und die Operation nicht weiter fortsetzen ließ.

Soweit ich das Gestein der Insel Ometepe zu sehen bekam, war es eine basaltische Lava wie die der Isletas, welche den Ausbrüchen des Mombacho angehört. Offenbar ist die ganze Insel nichts als das Erzeugniß der Eruptionen aus den beiden Kratern, von welchen die beiden Piks aufgehäuft worden sind. Die Insel muß also vormals aus zwei getrennten Inseln bestanden haben, welche durch spätere Lavagüsse gewissermaßen zusammengelöthet worden sind. Ueber die Art wie dies geschehen, würde eine Untersuchung des die beiden Berge und Inselhälften verbindenden niedrigen Landes Aufschluß geben. Im Ganzen hat die Insel sehr wenig culturfähiges Land, indem die Abfälle der beiden Berge meist gerade in den See gehen, dessen Ufer in dem größten Theile des Insel-Umfanges, felsig sind. Ablagerungen vulkanischen Tuffes bilden den tragbaren Boden. Wo solche an das Wasser grenzen, bilden sie Abbrüche mit Auswaschungen und Schluchten ähnlich denen von Granada.

Der eine der beiden Piks von Ometepe nimmt auf sinnwidrige Weise den pluralischen Namen der ganzen Insel für

sich in Anspruch, was ungefähr ist wie wenn man im Deutschen ihn „den Zweiberg“ nennen würde. Der andere wird der Pik von Madera*) genannt. Bülow gibt für den ersteren dieser beiden Gipfel die Höhe von 5100, für den zweiten die von 4190 Fuß an. Eine spätere Höhenbestimmung ist meines Wissens nicht gemacht worden. Der Pik von Ometepe läßt sich ohne sehr große Schwierigkeiten ersteigen. Seine untere und mittlere Region ist größtentheils bewaldet, höher oben bestehen die Abhänge, welche äußerst steil sind, aus Savannen, die in der Nähe wahrscheinlich eine Beschaffenheit wie die höheren Theile von den Seiten des Telica zeigen werden. Der Pik von Madera ist mit dichtem Walde bedeckt, und ich weiß nicht ob es leicht oder schwer ist durch diesen zu dringen. An seinen Seiten hat der Antiquar eine interessante Ausbeute indianischer Alterthümer zu erwarten.

Ich hatte während meines Aufenthaltes am Fuße des Piks von Ometepe Gelegenheit einige nicht uninteressante meteorologische Erscheinungen zu beobachten welche durch ihn hervorgebracht werden. Während in der trockenen Jahreszeit der Himmel von Nicaragua rein und fleckenlos zu sein pflegt, hängt eine dicke Wolke über dem Gipfel dieses Berges, die sich unaufhörlich in der Richtung des Windes von Nordosten nach Südwesten hinüberwälzt, und hier wieder zerschmilzt wie sie dort entsteht. Der Nordostpassat, welcher gezwungen wird an der ihm zugekehrten Seite des

---

*) Es ist falsch Madeira zu sagen. Dies ist die portugiesische, Madera aber die spanische Form des Namens.

Gipfels in die Höhe zu steigen um über die Spitze hinweg=zukommen, muß in der geringeren Temperatur dieser Höhe einen Theil seiner Feuchtigkeit in Gestalt einer Wolke fahren lassen, die sich, indem der Luftstrom auf der anderen Seite wieder in wärmere Schichten hinabsinkt, wieder auflösen muß. Indessen bringt hier die Wolke auch nicht selten einen lokalen Regen hervor, der zuweilen aus einem ganz durch=sichtigen Nebel in großen Tropfen herabfällt. Ich habe dies sogar am nördlichen Fuße des Berges beobachtet. Hier beobachtete ich auch heftige Windstöße, die gegen Abend an der Bergseite herabstürzten. So lange ich auf der Insel war, habe ich den Gipfel nicht einen Augenblick unbedeckt gesehen. Zuweilen wälzten sich mehrere Wolkenschichten im rastlosen Spiele des Entstehens und Vergehens übereinan=der, und stellten in immer neuer Gestalt ein großartiges Bild dar. Aus der Ferne habe ich den Pik von Madera mit demselben Wolkenhute gesehen. Ich weiß aber nicht ob die Erscheinung bei ihm ganz dieselbe ist. Am Mombacho kommt zuweilen, aber keinesweges so constant, das Näm=liche vor.

Am achtzehnten Februar verließ ich die Insel wieder und ließ mich nach San Jorge übersetzen. Die Ueberfahrt dauert, da sie in dieser Jahreszeit mit dem Winde geht, nicht viel mehr als eine Stunde. Allein so leicht die Fahrt hin=über ist, so schwer ist für die kleinen und unbeholfenen Boote die Rückfahrt. In der Regenzeit, wo zuweilen leichte Süd=winde wehen, ist dies anders; zur Zeit des strengen Passates aber werden die Boote zu San Jorge oft viele Tage lang aufgehalten, bis einmal zufällig der Wind etwas nachläßt.

Das indianische Dorf San Jorge kann gewissermaßen der Hafen von Rivas genannt werden, von welcher Stadt es einige Meilen entfernt liegt. Ich war hier an den Alkalden des Ortes empfohlen, dessen schöne Frau aus einer Familie rein spanischen, ich möchte sagen gothischen Blutes stammte. Es war eine schlanke Figur mit edlen Gesichtszügen, die sich unter ihrer plumperen Umgebung wie eine Fremde ausnahm, und deren feine Haltung mich in Verlegenheit setzte als sie, mir einen Becher Tiste reichend, mich nach Landessitte bediente.

Der Weg von hier nach Rivas führt durch eine Landschaft von der höchsten Fruchtbarkeit, die von Kakaopflanzungen, Maisfeldern und anderem Anbau eingenommen ist. Die Vegetation ist so üppig, daß sie jede Aussicht auf die näheren Gegenstände verdeckt, und nur die beiden Gipfel der Insel ragen, wenn man den Blick nordostwärts wendet, über die wuchernden Gewächse der Gärten und Felder empor. Man sieht sie auf gleiche Weise vom Marktplatze von Rivas, wo ihr Anblick, mitten in der Stadt, in der That ein höchst ungewöhnliches Bild darstellt.

Zehntes Kapitel.

Der Isthmus von Rivas. — Die Stadt und die Landschaft. — Abfall gegen das stille Meer. — Die Ingenieure. — Saline. — Die Küste von Brito. — Das Canal-Project. — Ein Jicaral. — La Concordia. — Wo ist San Juan del Sur? — Nagascolo. — Die Transit-Straße. — Langsam brennende Bäume. — Nicaraguensische Wespen und Gehör der Insecten. — Bahia de la Virgen. — Rio de las Lajas. — Ein englischer Capitän, als nicaraguensischer Gastwirth. — Mäkler- und Dolmetscher-Geschäfte. — Großhandel im kleinsten Maßstabe. — Austausch internationaler Höflichkeiten. — Politische Celebritäten: Laureano Pineda und Fruto Chamorro. — Rückkehr nach Granada.

Die Stadt Rivas, welche irriger Weise auf älteren Karten unter dem Namen Nicaragua vorkommt, indessen die Hauptstadt eines Departements ist welches in der That diesen letzteren Namen im engeren Sinne führt, liegt in einer an Schönheit reichen und mit unübertrefflicher Fruchtbarkeit begabten Gegend. Die Stadt selbst stellt ein Bild der Zerstörung und des Verfalles dar. Erdbeben und Revolutionen haben zusammengewirkt einen Theil ihrer Gebäude in Ruinen zu legen und die übrigen mehr oder minder zu beschädigen. Als man zur Zeit meiner Anwesenheit an die Ausführung des Canal-Projectes glaubte, und nicht daran zweifelte daß dadurch Rivas an die neue Hauptstraße des

Weltverkehrs zu liegen kommen werde, wurden allerdings von den Eingebornen große Anstrengungen gemacht nach dem Maßstabe der Landesbegriffe sich der großen Bestimmung würdig zu zeigen. Alte Mauern wurden niedergerissen; der Lehm aus welchem sie bestanden wurde neu geknetet und zu frischen Adobes verarbeitet, und mit bewundernswerther Geduld wurden, in Ermangelung besserer mechanischer Hülfsmittel, durch Handarbeit aus Baumstämmen Bretter gesägt. Seitdem ist mit den damaligen Erwartungen auch der damalige energische Anlauf verronnen.

So traurig der Eindruck ist den die gespaltenen und durchlöcherten Gebäude der Stadt machen, so glänzend stellt sich ihre Umgebung dar wenn man von den Hügeln im Westen derselben den Blick rückwärts wendet. Das Auge hat den eigentlichen Garten von Nicaragua vor sich. Kakaoplantagen, Bananenpflanzungen, Maisfelder, Fruchtgärten, prachtvolle Baumgruppen, zerstreute Palmen, — alles dies bekleidet mit üppigem Reichthume die sanft nach dem See sich senkende Fläche, und, wie überall wo sie sichtbar sind, bringen die beiden Gipfel von Ometepe einige große und erhabene Züge in das liebliche Bild.

Da ich hörte daß die mit der Canalaufnahme beschäftigten Ingenieure in der Richtung von Rivas nach einem Punkte der Küste des stillen Meeres welcher Brito heißt an der Arbeit seien, nahm ich mir einen Führer, und ritt aus, um auf der Linie welche durch diese Thatsache ein so hohes geographisches Interesse zu erhalten schien, das Terrain in Augenschein zu nehmen. Wirklich soll sich zwischen dem genannten Küstenpunkte und der Mündung des Rio de

las Lajas, welcher sich zwischen San Jorge und Virgin Bay in den See ergießt, ein Durchschnitt von nicht ungünstigen Verhältnissen gefunden haben; allein die Ausführbarkeit des Projectes war natürlich noch von andern Dingen abhängig als von dem Profile einer Schleusenlinie, und was auch die Details des Resultates der Untersuchung dieser Gegend gewesen sein mögen, — so viel ist gewiß, daß sie gegen die Erreichung der Zwecke gesprochen haben um die der Welt bei dem großen Gedanken der Verbindung zweier Oceane zu thun sein mußte.

Das Hügelland über welches mich mein Weg nach dem stillen Meere führte, ist reich an schönen Partien. Ein Theil davon muß seiner natürlichen Beschaffenheit nach zu den gesundesten Gegenden von Nicaragua gehören, und der ganze Strich von hier aus nordwestwärts über Jinotépet zwischen dem Meere und den Seen hin kann zur Niederlassung von Ansiedlern empfohlen werden. Hat die Küste hier auch keine bedeutenden Häfen, so fehlt es ihr nicht an kleinen Buchten welche geeignet sein würden den Fahrzeugen einer lebhaften Küstenschifffahrt Schutz zu gewähren. Der letzteren Aufgabe müßte es sein die Producte des Landes nach einem Ausfuhrshafen zusammenzubringen.

Der Weg lief zuerst zwischen zerstreuten Häusern und Gärten mit dickbelaubten und schwer beladenen Fruchtbäumen hin. Ich könnte mir kaum schönere Wohnplätze denken als einige dieser Häuser und Gärten, von denen man überall die Aussicht auf das tiefere Land genießt. Auf der Höhe, welche eine Art von Plateau bildet, folgten kleine Savannen mit zerstreuten Weinpalmen zwischen Gebüsch und Baum-

gruppen. Endlich trat der Weg in den Wald, dessen Bäume, sowie man sich dem Meere nähert, immer schöner, höher und schattiger werden. Ich kam an einen kleinen Fluß, dessen klares Wasser unter Bäumen von riesenhaftem Wuchse, über feinen Sand und kleine Steine fließend, voll Fische und Conchylien war, und nicht weit von hier stieß ich auf die Signalstangen der Ingenieure.

Von ferne ließ sich nun das Brausen des Meeres hören. Der Weg führte an einer zeitweise trockenen Salzlagune vorüber, die von einer eigenthümlichen Strauchvegetation umgeben war. Einige Indianer waren hier um eine Maulthierladung Salz zu holen, welches an einigen trockenen Stellen spärlich den Boden bedeckte. Der größte Theil des Raumes war zwar zu dieser Zeit von Wasser entblößt, bestand aber aus einem tiefen und steifen Schlamme, und eine nähere Untersuchung der Localität wäre schwierig und zeitraubend gewesen.

Als ich aus dem Walde an das Meeresufer heraustrat, lag vor mir eine der großartigsten Scenen die ich je gesehen habe. Die Küste zieht sich in einer langen glatten Bogenlinie von Nordwesten nach Südosten. Ueberall reicht der Wald bis auf einige hundert Schritte vom Meere. Der dazwischen liegende Strand war mit zartem Sande bedeckt, auf welchem zierliche Muscheln umhergestreut waren. Aus dem weißen Sande ragte da und dort eine dunkle zackige Klippe, an der, wie die langen Wellen des Oceans in großen regelmäßigen Zwischenräumen über die Strandfläche rollten, der Schaum, bis zu weißem Dampfe zerstäubt, hoch in die Luft spritzte. Bald da bald dort sprang ein auf dem Trock-

nen gelassener Fisch in die Höhe, bis die nächste Welle ihn entweder vom Tode rettete oder diesem weiter zuschleuderte. Im äußersten Südosten des Bildes trat die Punta de Santa Helena, ein westlicher Ausläufer der costaricanischen Gebirge, weit und schroff in die See vor.

Diese Küstenstelle war der Punkt wo nach den Erwartungen schlecht unterrichteter Speculanten der Canal das stille Meer erreichen sollte; allein schon die flüchtige Ansicht welche ich auf meinem Ritte durch die Gegend und bei der Besichtigung des Küstenpunktes gewann, überzeugte mich daß davon nicht im Ernste die Rede sein konnte. Ganz abgesehen von dem Canale selbst, bietet die Küste hier keinen natürlichen Hafen dar, und nur mit den außerordentlichsten Kosten wären dem Bedürfniß entsprechende Hafenbauten möglich.

Es war meine Absicht von hier längs der Küste bis nach der Bay von Concordia, dem jetzigen San Juan del Sur, zu gehen. Allein mein Führer sagte mir daß es durch den Wald keinen Weg gebe; und daß wir am Strande auf Hindernisse stoßen würden, konnte ich von fern selbst sehen. So hielt ich es für das Beste nach Rivas zurückzureiten und den Ausflug nach der Concordia-Bay auf den folgenden Tag zu verschieben.

Spät am Abend hatte ich zu Rivas noch Gelegenheit meinen von New-York mitgebrachten Empfehlungsbrief an den Ober-Ingenieur Childs abzugeben. Seine Pflicht gegen die Compagnie verbot ihm über die Resultate der bisherigen Untersuchungen mittheilsam zu sein. Ich mußte dies begreiflich finden, obschon, wenn die Compagnie nicht von

Anfang an das große Unternehmen nur vorgeschoben hätte um schwindelhafte Nebenspeculationen zu betreiben, zu der ganzen Geheimnißkrämerei kein Grund gewesen wäre; denn alle Vortheile die ihr von Rechts wegen zukommen konnten, waren auch rechtlich vollkommen sicher gestellt. Hinter der Geheimnißkrämerei aber versteckte sich das Bewußtsein daß der Canal nicht gebaut werden würde, während die Compagnie, oder ihre eingeweihten Mitglieder, doch ihre Actien an den Mann bringen wollten. In der ganzen Nachbarschaft des Canalprojectes, wo immer die damit verknüpften Interessen auch spielen mochten, war damals eine Atmosphäre von geheimen Operationen und Speculationen, die aus Spitzbüberei und abentheuerlichen Erwartungen zusammengesetzt war, und wer den Verdacht erregte sich einen kleinen Antheil an dieser Beute eines colossalen Humbugs aneignen zu wollen, begegnete scheelen, wenn nicht feindseligen Blicken.

Um von Rivas nach San Juan del Sur zu kommen, folgt man einer der beiden Straßen die nach Costa Rica führen. Das Land auf diesem Striche ist größtentheils Wildniß, mit einzelnen der Viehzucht gewidmeten Landgütern.

Ich sah auf diesem Wege, der in der That eine große Abwechslung zeigt, zum ersten Male die charakteristische Landschaftsform eines Jicaral. Der Jícara- oder Calabassen-Baum (Crescentia), von dessen Früchten die Schaale zur Verfertigung von Bechern (Jícaras) und Becken (Guacales) benutzt wird, findet sich in verschiedenen Varietäten cultivirt in den Gärten und um die Wohnungen des Landes; wild

dagegen, mit Früchten, die sich nur in geringem Grade zu den genannten technischen Zwecken eignen, steht derselbe auf Localitäten von sehr besonderer Beschaffenheit. Man denke sich in irgend einer flachen Vertiefung des Terrains ein horizontales Stück Land mit zähem Thonboden, der in der Regenzeit aufweicht und einen tiefen steifen Teig bildet, in der trocknen Jahreszeit aber erhärtet, von klaffenden Spalten durchzogen ist, und dann in der Rauhigkeit seiner Oberfläche und dem Schwarzgrau der Farbe beinah einem Lavafelde gleicht. Auf diesem Raume weitläufig zerstreut stehen kleine Bäume mit raupenförmig gewachsenen Aesten und Zweigen, welche einen spärlichen Wuchs verkümmerter Blätter, aber eine üppige Vegetation parasitischer Bromeliaceen in papagei-artig roth und grün geflammten Büschchen, und kugelförmige gelbe Früchte von dem Aussehen einer großen Orange tragen. Zwischen diesen Bäumen stehen einzelne Büsche groben Grases und Sträucher der Aroma-Acazie mit zart duftenden gelben Blüthenköpfchen. Auf dem Boden liegen überall die abgefallenen Früchte umher, welche begierig vom Rindvieh aufgesucht werden. Zu gewissen Zeiten des Jahres fristet dieses in ausgedehnten Jicarales nur kümmerlich sein Leben, und die umherliegenden Knochen verhungerter und verdursteter Rinder vollenden den Charakter des ganzen Bildes, welches ich indessen auf dem Wege nach San Juan del Sur nur im kleinen Maßstabe zu sehen bekam. Im Großen kommen diese eigenthümlichen Regionen längs dem Fuße der Plateau-Stufe von Chontales, Matagalpa und Neu Segovia vor.

An Stellen von ähnlicher Bodenbeschaffenheit, aber mit

bleibender Feuchtigkeit, führte mich mein Weg auch durch Dickichte immergrüner Bäume, welche einer Ficus-Art, ähnlich der ficus elastica, anzugehören schienen, und aus deren abgebrochenen Zweigen und Blättern reichlich eine weiße Milch quoll. Diese Dickichte erscheinen wie kleine dunkelgrüne Inseln in den dürren Grasflecken und dem zu dieser Jahreszeit meist blattlosen, aber mit gelben, rothen, violetten und weißen Blüthen bedeckten Buschwerke des umherliegenden Parklandes.

Weiter westlich, wo sich die Küstenberge bis zu einer Höhe erheben die jedenfalls tausend Fuß überschreitet, lief der Weg durch die reizenden Waldpartien welche in diesem Lande fast überall der Küste des stillen Meeres folgen. Wir kamen an einem Bache vorbei welcher in kleinen Cascaden durch eine Schlucht schäumte, und sein Bett sowie die ganze Bergseite mit Ablagerungen von kohlensaurem Kalke incrustirt hatte. Ganze Felsmassen bestanden aus parallelen Lagen dieser Neubildung. Tertiäre Sand- und Kalksteine, zum Theil in metamorphischer Beschaffenheit, ähnlich denen im Westen von Jinotépet, scheinen auch hier die Küstenhügel zusammenzusetzen; aber die dichte Pflanzendecke des Landes erschwert in hohem Grade ihre Beobachtung. Auf dem Rückwege von San Juan del Sur nach Virgin Bay sah ich Haufen eines zum Brennen bestimmten dichten Kalksteines aus einem benachbarten Bruche; ich konnte indessen keine Petrefacten darin entdecken.

Wir gelangten an eins der klaren Flüßchen die an dieser Küste sich durch waldige Schluchten einzeln in die See ergießen. Hier erlegte mein Führer durch einen Steinwurf

ein prachtvolles Exemplar des sogenannten Geierkönigs — rey de zapilotes (sarcoramphus papa?) — welcher auf einer Sandbank zur Seite des Flusses saß*). Die Geschicklichkeit im Steinwerfen ist bei den Eingebornen von Nicaragua so groß, daß sie, wie mir glaubwürdige Personen versichert haben, zuweilen damit Rehe erlegen.

Die kleine Bay von Concordia, an deren innerem Ufer das in den letzten Jahren entstandene Städtchen San Juan del Sur, d. h. San Juan an der Südsee liegt, war zur Zeit meines Besuches noch eine ganz unbewohnte Küstenstelle. Es war jedoch entschieden daß die Dampfschiffe von San Francisco hier einlaufen und ihre Passagiere landen würden. Dieser Punkt also war zum Endpunkte der Fahrstraße bestimmt, deren nothdürftige Herstellung die Maus ist welche von dem Berge der Canal=Compagnie geboren wurde. Unter dem Namen der Transit=Straße ist sie seitdem zu einiger Berühmtheit gelangt. Damals wurden die ersten Durchhaue im Walde gemacht, und als ich an die Bay kam, fand ich drei oder vier Männer mit der Errichtung einer Hütte aus Baumzweigen beschäftigt, welche bestimmt war die erste Wohnung der neuen Stadt zu werden, und deren Dach mir auch für diese Nacht Schutz gewährte.

---

*) Buschmann sagt in Bezug auf den rey de zapilotes oder cozgacoate Oviedo's, daß Lichtenstein zwischen Vultur sarcoramphus, gryphus und icterus schwanke. Die berichtigte aztekische Form ist nach Buschmann cozcaquauhtli, was er (quauhtli Adler, und cozcoatl Juwel) durch „Adler mit dem Halsbande" übersetzt. Der von mir gesehene Vogel war gelblichweiß, mit großer Halskrause, nacktem Halse, und einem Fleischkamme.

Außer dieser Hütte war das Land um die Bay ohne eine Spur der Menschenhand, durchaus mit Wald bedeckt, der bis an die Fluthmarke des Ufers reichte; und selbst jetzt haben die wenigen Häuser welche das Städtchen bilden diesen Charakter der Wildniß noch nicht abgeändert. Ein kleiner Fluß, der weiter oben im Walde über Sand und Steine fließt, obschon er zu dieser Zeit halb versiegt war, mündete schleichend zwischen Rhizophoren-Gebüsch, welches bekanntlich überall einen ungesunden Platz bezeichnet. Der Sand und Schlamm an seinem Ufer und an den Wurzeln der Mangle-Sträucher war mit tausenden kleiner bunter Schneckenhäuser bedeckt, welche sämmtlich, wie ich herankam, mit komischer Behendigkeit zu laufen anfingen, indem von einem jeden derselben ein kleiner Krabbe Besitz genommen hatte.

Auf der Rhede vor der Bay, deren Eingang auf beiden Seiten von steilen Felsen eingeschlossen und durch Klippen verengt ist, lag ein Schiff, von welchem ein Boot abgestoßen war und in die Bay einlief. Ich war noch nicht vom Pferde abgestiegen, als dasselbe landete und ich von einem der aussteigenden Männer auf Englisch gefragt wurde wo die Stadt San Juan del Sur liege. „Wir stehen mitten in ihrer Hauptstraße," sagte ich, „und dort" — auf das Laubdach deutend — „sehen Sie das vornehmste Gasthaus."

Aus den hierauf folgenden Erläuterungen ergab sich, daß der mit mir sprechende Fremde ein Herr H. von San Francisco, und der Eigenthümer der vor der Bay liegenden Brigantine war, welche aus dem „goldenen Thore" Californiens gesegelt war um zu San Juan del Sur Provisionen

einzukaufen. Man wird sich die Enttäuschung denken können welche auf die Entdeckung folgen muß, eine Reise von mehreren tausend Meilen nach einer nicht existirenden Stadt gemacht zu haben, zu dem Zwecke eine Schiffsladung Provisionen einzukaufen, an einem Orte wo alle vorhandenen Nahrungsmittel nicht hinreichend gewesen sein würden sechs Menschen einen Tag lang zu beköstigen, und wo mein Pferd Gefahr lief aus Futtermangel umzukommen, weil es sich nicht bewegen ließ von irgend einem Baume oder Strauche des Waldes die Blätter zu fressen. Herr H. nahm indessen diese Enttäuschung mit der Gemüthsruhe eines Mannes hin der Sacramento und Stockton hatte entstehen sehen, und nur beiläufig machte er die Bemerkung daß man zu San Francisco lithographirte Stadtpläne von San Juan del Sur, mit Straßennamen, Hausnummern und Angabe öffentlicher Gebäude gehabt, und Bauplätze dieser fingirten Stadt feilgeboten habe.

Mein Nachtlager unter dem Laubdache auf einer knochenharten Kuhhaut war nicht gerade bequem, um so weniger als zahllose kleine Zecken in meine Kleider gedrungen waren, und nun auf meinem Leibe herumliefen und sich in die Haut einzufressen begannen. Diese Insecten gehören zu den größten Plagen welche ein Reisender in Nicaragua auszustehen hat. Der Wind indessen, welcher bei lauer und sternenheller Nacht mit Brausen die alten Wipfel des Urwaldes beugte, und die donnernde Brandung der Südsee deren Schaum bis an mein Lager spritzte, schläferten mich ein. Als ich am Morgen aufstand, lag der Strand, von dem sich die Fluth zurückgezogen, mit großen pantherartig gefleckten

Aalen bestreut, die mit anderen Seethieren von der Brandung ausgeworfen worden waren. Die Eingebornen sagten mir daß diese Fische giftig seien, und daß andere Seethiere welche in ihre Nähe kommen sterben müssen.

Die Bay wird durch einen Landausschnitt gebildet der über zwei Dritttheile eines Kreises ausmacht. Unmittelbar hinter dem Felsenvorsprunge auf der Nordseite des Einganges liegt eine zweite Bucht von ganz gleicher Bildung, welche die Bay von Nagascolo heißt. Man kann, hinter dem hohen Vorlande durch, von San Juan ziemlich eben dahin gelangen, und wenn hier einmal ein bedeutenderer Ort entstehen sollte, würde er sich wahrscheinlich über diese Landenge von einer Bay zur anderen erstrecken. Indessen sind hier die geographischen Bedingungen zur Entstehung eines großen Seeplatzes von allgemeiner Bedeutung nicht gegeben, obschon, wenn einmal Nicaragua einige Millionen Einwohner haben wird, hier auch eine Stadt von zehn oder fünfzehn Tausend Menschen bestehen mag.

Nach einem Zeitraume von beinah fünf Jahren, habe ich gegen Ende von 1855 diesen Punkt wiedergesehen, indem mich die Rückkehr aus Californien hier durchführte. Der Durchzug der Reisenden ist so rasch und mit einer solchen Unruhe verbunden, daß mir keine Gelegenheit gegeben war mich über die Zahl der Häuser oder Hütten welche das jetzige San Juan del Sur bilden, und über die Zahl ihrer Bewohner zu unterrichten; doch glaube ich nicht daß hier über zwanzig Gebäude vorhanden waren. Sie bestehen aus Latten und Brettern, welche fertig zugeschnitten zur See hierher geschickt worden sind. Mit einiger Mühe gelang

es mir einen Teller Suppe zu erhalten und stehend essen zu können, da ein Platz zum Sitzen nicht vorhanden, wofür ich der deutschen Landsmännin die diese Erquickung feil hielt einen halben Dollar bezahlen mußte. Die meisten dieser Gebäude liegen im Schatten hoher Bäume, die man verständig genug gewesen ist von der Vegetation des ursprünglichen Waldes stehen zu lassen. Wenn man in die Bay einläuft, macht der kleine Ort den Eindruck einer Partie in den äußeren Gärten einer hügligen Vorstadt. Von hier südwärts liegt am Meere in Nicaragua kein bewohnter Ort mehr.

Die sogenannte Transit-Straße von hier nach Virgin Bay ist eine zweckmäßig geführte und in leidlichen Stand gesetzte Fahrstraße, die ich auf der Durchreise 1855, selbst in der Regenzeit, recht fest und trocken fand. Die Partie über die Hügel hinter San Juan ist äußerst angenehm, und die Reisegesellschaft zu der ich gehörte, fand die Luft so erquickend, und die ganze Scene so anregend, daß die meisten diesen Theil des Weges zu Fuße machten. Weiter gegen Virgin Bay hin ist die Scenerie an der Straße weniger ansprechend, doch hat man dann von Westen kommend von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Piks von Ometepe.

Von dieser Straße war im Februar 1851 nur der erste Anfang eines Durchhaues durch den Wald zu sehen. An den beiden Endpunkten derselben, dem See von Nicaragua und dem stillen Meere, hielt man die Stelle wo sie an's Wasser stoßen würde geheim, oder man suchte sogar diejenigen welche Lust haben mochten sich anzukaufen, durch falsche Angaben und absichtliche Irrthümer in der Aussteckung irre

zu leiten. Für meinen Rückweg nach Rivas schlug ich indessen die Richtung dieser Straße ein, indem ich der Linie des ausgehauenen Buschwerkes, obschon sie mehrfach unterbrochen war, so gut wie möglich zu folgen suchte. Die Entfernung vom Meere bis an den See beträgt zwölf englische Meilen. Auf diesem Wege sah ich im Walde einige dicke Baumstämme am Boden liegend in langsamer Verbrennung begriffen. Von dem einen Ende her war ein Stück bereits in Asche verwandelt, der übrige Theil bestand noch aus dem von der Hitze nicht angegriffenen Holze, und der Brand war nichts als ein dampfendes Glimmen des entzündeten Endes, welches fortrückend wie das Brennen einer Cigarre den Stamm allmälig aber sehr langsam aufzehrte. Mein Führer versicherte mir er habe einige dieser Bäume schon vor mehr als einem Monate brennend gesehen. Ich wiederhole einfach was mir gesagt wurde, ohne jedoch dasselbe für unmöglich zu halten.

Indem ich bei einem Corps indianischer Straßenarbeiter vorbeikam, rief mich ihr Aufseher, — ein mir bekannter Engländer, und lud mich ein den Rest des Tages in seiner Gesellschaft und die Nacht in seiner Wohnung auf der Hacienda La Sebadilla zuzubringen, indem er mir versprach am folgenden Tage mit mir nach Rivas zu reiten. Er hatte wenige Tage vorher an der Straße einen Panther geschossen, von welchem ich im Hause das Fell sah.

Wir ritten am folgenden Morgen sehr früh aus und folgten dem Aushaue im Walde. An den Bäumen zur Seite des Weges hingen hier und da große Wespennester von unregelmäßig eiförmiger Gestalt. Mein Diener sagte

mir es sei gut nicht laut zu sprechen, indem die Wespen durch das Geräusch gereizt würden. Ich schenkte dieser Warnung wenig Glauben. Bald darauf aber, als ich um einige hundert Schritte hinter meinen Begleitern zurückgeblieben war und eben an einem solchen Neste vorüberkam dessen außerordentliche Größe — es mochte vier bis fünf Fuß im Längendurchmesser haben — mir merkwürdig schien, rief ich dem Engländer eine auf diesen Gegenstand bezügliche Bemerkung nach. In dem nämlichen Augenblicke stürzten zahllose Wespen aus dem Neste hervor und auf mich los. Ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte im Galopp an meinen Begleitern vorüber, die mir auf die nämliche Weise folgten, während die gereizten Insecten uns in die Haare flogen und an allen zugänglichen Stellen des Körpers ihre Stiche versetzten. Jeder Stich war wie ein Tröpfchen Feuer, und ich war in der That um die Folgen nicht wenig besorgt. Der Schmerz indessen ließ sehr schnell wieder nach, die Geschwulst war unbedeutend und von sehr kurzer Dauer, und die Nachwirkung war geringer als sie zuweilen von Mosquitostichen ist. Ich beobachtete ein andermal daß der Knall einer Flinte in der Nähe eines Wespennestes den nämlichen Zorn der kleinen Thiere zur Folge hatte. Ich schoß einen Vogel, und in demselben Augenblicke stürzte ein Wespenschwarm über meinen in der Nähe stehenden Begleiter her, welcher ein solches Geschrei erhob daß ich glaubte mein Schuß hätte ihn getroffen.

Wie San Juan del Sur, bestand damals auch das Städtchen Virgin Bay noch nicht. In der spanischen Form: Bahia de la Virgen — wurde dieser Name

einer kleinen Einbiegung des Seeufers beigelegt, an der neuerdings der Ort erbaut wurde. Zu der Zeit aber auf die sich der Hauptfaden meiner Erzählung bezieht, war daselbst keine menschliche Wohnung und keine Spur von Anbau des Landes. Der Wald reichte bis an den Strand, welcher aus einer flach liegenden Masse basaltischer Lava besteht. Seitdem ist das Städtchen entstanden, und ich habe dasselbe im verflossenen Herbste im Durchfluge gesehen. Es besteht aus einer doppelten Reihe von hölzernen Wirthshäusern, welche eine gerade auf den Landungsplatz der Dampfboote herablaufende Straße bilden. Ein größeres Gebäude ist die Agentur der Transit-Compagnie welche die rechte untere Ecke der Straße nach dem Wasser einnimmt. Die Dampfboote können bei der Seichtigkeit des Sees dem Ufer nur bis auf etwa tausend Schritt nahe kommen, und bei der fast immer lebhaften Brandung wird die Ein- und Ausschiffung von Passagieren unbequem. In der Nähe des Landungsplatzes haben speculative Dirnen mit braunen Gesichtern und schwarzen Augen ihre offenen Buden aufgeschlagen, in denen sie Chokolate, Kaffee, Limonade und andere Getränke ausschenken, und Orangen, Ananas und andere Früchte verkaufen.

Ich langte bei diesem zweiten Besuche des Platzes, von San Juan del Sur kommend, einige Stunden nach eingetretener Dunkelheit an und fand den kleinen Ort so ganz mit Reisenden angefüllt daß es schwer war in irgend einem der Häuser einen Platz zum Sitzen zu finden; und für das Recht eine Nacht auf dem nackten Boden eines sieben Fuß langen und sechs Fuß breiten Kämmerchens zu schlafen,

mußte eine Gesellschaft von drei Menschen, zu der ich gehörte, in einem deutschen Hause zehn Dollars bezahlen. An der äußeren Wand des Hauses, also unter freiem Himmel, stand eine roh zusammengenagelte Bank auf die sich ein Mensch gesetzt hatte. Ich hörte wie ein Aufwärter zu diesem sagte: „wenn Sie die Nacht hier sitzen bleiben wollen, müssen Sie dafür bezahlen.“ Speisen und Getränke waren ungenießbar, obschon sie nicht etwa in den zehn Dollars Schlafgeld inbegriffen waren, sondern für Abendessen und Frühstück mit weiteren drei Dollars auf die Person berechnet wurden.

Zwischen Virgin Bay und San Jorge mündet ein kleiner Fluß — der Rio de las Lajas d. h. der Steinplattenfluß, in den See. In der trockenen Jahreszeit ist die Mündung durch eine Sandbarre gesperrt, aber hinter dieser liegt tiefes Wasser, welches sich weit den Fluß hinauf durch dicken Wald fortsetzen soll. In der Regenzeit ergießt sich dagegen hier eine ansehnliche Wassermasse in den See. Die Ecke auf der einen Seite der Mündung war Eigenthum eines kleinen freundlichen aber speculativen alten Männchens, bei welchem ich einkehrte. Mein Wirth war fest überzeugt daß der weltberühmte Schiffscanal gerade hier neben seinem Hause in den See münden werde, und er bereitete sich darauf vor dann für die an seiner Gartenhecke vorbeifahrenden Schiffe aller Welt die nöthigen Bohnen Bataten und andere Vegetabilien zu ziehen. Ich fragte ihn ob er mir nicht sein Land verkaufen wolle. „Kein Mensch hat so viel Geld,“ sagte er, „mir mein Land bezahlen zu können; aber ich bin bereit eine Caballeria davon zu ver-

pachten." — „Und wie Viel würden Sie für die Caballeria jährliches Pachtgeld verlangen, den Contract auf zehn Jahre gemacht?" — fragte ich. „Ich müßte für die Caballeria jährlich mindestens zehn Dollars fordern" — sagte er mit wichtiger Miene, als ob ihm dies eine außerordentliche Forderung zu sein schiene*). Eine solche Verwirrung der ökonomischen Begriffe war durch das Canalproject in den Köpfen dieser Menschen hervorgebracht worden.

Die Mündung des Rio de las Lajas wurde in der That damals zu Rivas und Granada als der Punkt betrachtet, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Canal in den See auslaufen werde, vorausgesetzt er werde zu Brito das stille Meer treffen. Obschon diese Hoffnung zerronnen ist, bleibt diese Stelle des Seeufers doch einer der günstigsten Punkte in Nicaragua. Boden und Klima sind vortrefflich und eignen sich zur Erzeugung von allen Colonialproducten, und die Lage ist für die Ausfuhr so bequem wie es sich die Phantasie nur ausdenken kann. Auch für die Befriedigung des Schönheitssinnes hat die Natur hier in hohem Grade gesorgt. Gerade gegenüber erhebt sich die Insel Ometepe, während im Rücken die bewaldeten Hügel der Küstenkette, in denen der kleine Fluß seine Quellen hat, hinter den nahen Waldbäumen hervorsehen**).

---

*) Die Caballeria ist ein Flächenraum von ungewisser Größe. In diesem Falle bedeutet dieses Maß gewiß nicht unter hundert Acker Land.

**) Eine von mir gezeichnete Ansicht dieses Punktes hat Squier in sein Buch über Nicaragua aufgenommen. Sie ist Vol. II. p. 235 in den Text gedruckt.

Ich kehrte von hier nach Rivas zurück, wo ich in dem Hause eines ehemaligen englischen Officiers, der sich Jahre lang als Engländer an deutschen Höfen und als Spieler in deutschen Bädern umhergetrieben und mir alle möglichen Specialitäten von Wiesbaden, Baden-Baden, Wildbad, u. s. w. zu erzählen wußte, unerwartete Bequemlichkeiten fand. Für ein Land wie Nicaragua und eine kleine Stadt wie Rivas übertraf wirklich das Gasthaus des Capitän C. auch die extravagantesten Ansprüche. Man fand reinliche Zimmer in einem großen und kühlen Adobe-Gebäude, gute Betten, eine feine und trefflich servirte Tafel, auf welcher selbst Leckereien nicht fehlten, und vor Allem wohldressirte nicaraguensische Diener. Man denke sich meine angenehme Ueberraschung als mir am Morgen ein manierlicher Bursche eine Schale dampfenden Kaffee's an das Bett stellte und meine Kleider zum Reinigen wegnahm. Etwas Aehnliches ist mir seitdem in der neuen Welt nie wieder begegnet, und ich verzeihe es dem Capitän daß er den vorzüglichen Madera, welchen wir bei Tische tranken, auswürfelte, und daß er mir ein Pferd für einen zu Fuß gehenden Diener auf die Rechnung setzte. Das Einzige was mich im Hause unangenehm berührte, waren die spitzigen Bemerkungen die bei Tische zwischen ihm und seiner Gemahlin ausgewechselt wurden. Indem die Dame mit großer Zierlichkeit ein zartes Geflügelbeinchen abnagte, machte der Gemahl eine mißbilligende Bemerkung über den Gebrauch der Finger bei erwähnter Operation. „Ich weiß daß selbst die Königin Victoria einen Taubenflügel mit den Fingern hält," sagte die Dame. „Was wissen Sie, Madame, von der Königin Victoria?"

fragte mit malitiöser Betonung der ungalante Capitän vor allen seinen Gästen.

Ich schickte von hier einen Boten nach Granada, um mir mein Pferd kommen zu lassen. Unterdessen war der Eigenthümer der californischen Brigantine zu Rivas angekommen, wo er den Versuch machen wollte einen wenn auch nur kleinen Theil einer Ladung einzukaufen. Da er kein Spanisch verstand, wurde ich gebeten den Dolmetscher zu machen, und so ging die ganze Verhandlung, durch welche im Verlaufe mehrerer Tage und in Folge großer Anstrengungen für 600 Dollars Mais, Reis, Bohnen, Hühner und Eier eingekauft und im ganzen Departement Rivas die Preise der Nahrungsmittel um fünfzig Procent erhöht wurden, durch meinen Mund. Die Einkäufe waren durch einen einheimischen Mäkler besorgt worden, und die Scene des Rechnungsabschlusses mit diesem war charakteristisch für den Bildungszustand des Landes. Von einer Summirung des Gesammtbetrages hatte der Mann, so intelligent er von Natur war, keinen Begriff. Jeder Artikel mußte für sich bezahlt werden: der Mais, der Reis, die Bohnen, die Hühner, die Eier — jeder dieser Posten in der Rechnung wurde auf dem Tische durch ein besonderes Häufchen Geld repräsentirt.

Endlich war das Geschäft erledigt, und der californische Käufer bat mich dem nicaraguensischen Mäkler seine Zufriedenheit auszudrücken: „Sagen Sie dem Herrn Nicaraguenser daß ich, so unvollkommen ich auch meinen Zweck habe erreichen können aus dem Hafen von San Juan del Sur die erste Schiffsladung von Provisionen nach San Francisco

zu führen, dennoch mit der Art wie ich bedient worden in hohem Grade zufrieden bin, und es mir zum Vergnügen rechne damit den Handel zwischen unseren beiden Ländern eröffnet zu haben." —

„Sagen Sie dem Herrn Californier" — erwiderte der Nicaraguenser — „daß das Vergnügen und der Vortheil ganz auf Seiten von Nicaragua sind, daß wir sehr wohl die Unvollkommenheit in den Zuständen unseres Landes kennen, und daß wir für die Nachsicht danken mit der unsere neuen Geschäftsfreunde aus dem Norden uns beurtheilen." —

„Sagen Sie dem Herrn Nicaraguenser" — replicirte der Californier — „daß wir sehr wohl die Schwierigkeiten kennen mit denen dieses Land bisher zu kämpfen gehabt hat, daß wir aber nicht zweifeln dasselbe werde nun von dem allgemeinen Aufschwunge der Länder am stillen Meere mit fortgerissen werden, und einer besseren Zukunft entgegengehen." —

„Sagen Sie dem Herrn Californier" — entgegnete nun wieder der Nicaraguenser — „daß wir sehr wohl wissen was wir den Herren Nordländern zu verdanken haben. Wir werden uns anstrengen uns solcher Freunde würdig zu zeigen. Möge sich der Herr nicht abschrecken lassen unsere Küste wieder zu besuchen. Wir werden unterdessen unsere Wildnisse urbar machen, wir werden neue Felder mit Saat bestreuen, wir werden arbeiten, und das nächste Mal wird der Herr aus Californien hier mehr Mais und Reis und Bohnen finden als sein Schiff tragen kann." —

Auf diese Weise suchten sich die beiden Parteien in Höf=

lichkeiten zu überbieten, bis ich als Dolmetscher gegen die Fortsetzung des Wettstreites protestirte.

Der Ruf in welchen ich durch die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste gekommen war, verschaffte mir in diesen Tagen die Bekanntschaft des Licentiaten Laureano Pineda, welcher damals zu Rivas als Advocat prakticirte, gleich darauf aber zum Director (Präsidenten) des Staates erwählt, nach wenigen Wochen jedoch durch den Ausbruch der Leoneser Revolution wieder aus dem Amte getrieben wurde. Herr Pineda war ein stattlich und vornehm aussehender Mann, in dessen Charakter sich Feinheit mit Popularität, und Klugheit mit Redlichkeit zu verbinden schienen. Als er zum Präsidenten gewählt wurde und nach dem Regierungssitze abreiste, soll er, dem die gefährlichen Parteiverhältnisse sehr wohl bekannt waren, geäußert haben daß er wisse er gehe seinem Tode entgegen, daß er aber seine Pflicht als Bürger seines Landes erfüllen wolle. Seine Wahl sollte eine Coalition der Parteien besiegeln. Allein er war kaum installirt, als der Riß weiter auseinander ging als jemals. Beide Parteien gaben sich gegenseitig Schuld, Gewaltthätigkeiten im Schilde zu führen, und von der Beschuldigung kam es zur wirklichen That. In einer stillen Nacht wurde das ganze Regierungspersonal zu Leon aufgehoben. Die Herren wurden auf Pferde gesetzt und schweigend aus dem Lande geführt. Die Verbannung, ich glaube nach San Salvador, dauerte für Herrn Pineda nicht lange. Ein englisches Fahrzeug brachte ihn nach San Juan del Sur zurück, von wo er Rivas wieder erreichte; aber die Verhältnisse waren unterdessen in anderer Weise fortge-

schritten, und den Präsidentenstuhl nahm er nicht wieder ein.

Eine interessantere und bedeutendere Persönlichkeit war Fruto Chamorro, der zu jener Zeit Präfect von Rivas war. Ich besuchte ihn um mit ihm über die Bedingungen einer Ansiedlung von Deutschen zu San Juan del Sur zu sprechen. Chamorro, der nachherige Präsident, General, und unerbittliche Parteiführer, war ein kurzer, untersetzter, nicht dummer, aber in seinem geistigen Blicke sehr beschränkter und jedenfalls über die Maßen halsstarriger Mann. Durch ihn kam die Timbuco-Partei, deren Chef er war, zu ihrer wahren und letzten Ausbildung als nativistische nicaraguensische Bourgeoisie, auf deren Regiment endlich das Auftreten Walker's und das Eindringen der Nordamerikaner als letzter und entscheidender Rückschlag gefolgt ist. Von diesen Dingen war damals noch nicht die Rede; allein schon damals erklärte mir Chamorro, daß Nicaragua die Ansiedlung von Fremden im Lande nicht wünsche, und als ich mich dagegen auf den General Muñoz berief, fügte er hinzu daß es mit der Macht des Generals in Kurzem ein Ende haben werde*).

*) Nach Granada zurückgekehrt, schrieb ich über das oben erwähnte Project und die Aeußerungen Chamorro's an General Muñoz. In seiner Antwort vom 20. März sagt der General: Mi influencia estará siempre en favor de la colonizacion, y mucho mas del pueblo Aleman, que por muchos titulos y grande interes es acredor a nuestras deferencias. Man sieht in dieser Aeußerung und der oben angeführten aus dem Munde Chamorro's den schneidenden Gegensatz der nicaraguensischen Parteien in Bezug auf die Frage der Einwanderung.

Am vierten März verließ ich Rivas in Gesellschaft eines nordamerikanischen Schiffscapitäns. Ein Theil des Weges folgte einer neuen Straße, welche unter Chamorro's Leitung zur besseren Verbindung zwischen Rivas und Granada durch den Wald gehauen und hier und da durch einige Erdarbeiten verbessert worden war. Man gelangt auf diesem Wege durch Partien von großer Naturschönheit. Die Südseite des Mombacho stellt eine großartige Ansicht dar. Der südliche Rand des Kraters ist tief niedergebrochen, so daß man auf dieser Seite den inneren Abfall der nördlichen Kraterwand zu sehen bekommt. Das Land welches sich um den südlichen Fuß des Berges ausbreitet, gehört zu den romantischsten Theilen des ganzen Staates.

Wir brachten die Nacht in Nandaime zu, einem großen Dorfe in der Fläche die sich am südöstlichen Fuße des Mombacho ausbreitet. Diese Fläche, die durch den vom Berge auf dieser Seite bewirkten atmosphärischen Niederschlag immer feucht und grün erhalten wird, hat einige permanente Quellen, und der Ort betreibt einen ansehnlichen Reisbau. Am fünften März kam ich wieder zu Granada an.

Elftes Kapitel.

Reise von Granada nach der Provinz Chontales und über die Grenze von Ober-Mosquitia. — Los Cocos. — Estero Panaloya und Paso Real. — Morastregion der Jicarales am Fuße der Plateaustufe. — Hacienda Masapa. — Savannenbrände. — Parallelketten. — Juigalpa. — Opale. — Muthmaßliche alte indianische Festungswerke. — Goldregion. — Zur Charakteristik der Hispano-Amerikaner. — Fortsetzung der Reise. — Der Aguilcho. — Mesotyp und Heulandit. — Acoyapa. — Wasservögel, Käfer und Schlangen.

Im Mai erhielt ich durch eine Berufsreise des Doctors B. eine erwünschte Gelegenheit in angenehmer Gesellschaft die Provinz Chontales zu besuchen. Mit diesem Namen, welcher einer indianischen Völkerschaft entlehnt ist und auf dessen interessante Bedeutung ich zurückkommen werde, wird der Landstrich am nordöstlichen Ufer des Sees von Nicaragua und von da hinauf bis auf die Plateaustufe von Ober-Mosquitia benannt. In dieser Richtung besteht indessen keine bestimmte Grenze. Das sogenannte Königreich Mosquitia ist mit Recht von Nicaragua niemals anerkannt worden, und die letzten nicaraguensischen Niederlassungen verlieren sich mit ihren Viehheerden zwischen umherschweifende Indianerstämme welche thatsächlich jetzt weder unter der Autorität von Nicaragua noch unter der des Zambo-Königs von Bluefield stehen.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus dem Doctor, mir, meinem Sohne und einem Diener.

Wir ritten am Morgen des 21. von Granada aus, folgten dem glatten und festen Sandstrande des Sees nordwärts etwa zwanzig englische Meilen bis Los Cocos, und nahmen unser Frühstück einige Meilen weiter bei einer Hütte am Paso Real, mit welchem Namen der Uebergang der großen Straße von Granada nach den nördlichen Provinzen des Landes über den Estero Panaloya benannt wird.

Der Ritt in der Kühle des Morgens war äußerst angenehm und stimmte das Gemüth zu der reinsten Heiterkeit. Unsere Pferde gingen einen raschen Paß hart am Rande des Wassers hin, sodaß ihre Hufe von Zeit zu Zeit von den Wellen gewaschen wurden, und trieben Schaaren zierlicher Strandläufer mit hohen, dünnen, carminrothen Beinen vor sich her. Links folgte Wald und Gebüsch mit einzelnen freistehenden alten Fächerpalmen dem Strande, und große und kleine Papageien plapperten in den Gipfeln, während über uns da und dort im blauen Luftmeere bewegungslos eine Fregatte schwebte. Die Eingebornen nennen diesen Vogel, welcher zur Physiognomik einer nicaraguensischen Landschaft gehört, Tijereta, wegen der zwei langen Schwanzfedern welche die Figur einer Scheere (tijera) darstellen. Es gibt davon in diesem Lande zwei Arten, wahrscheinlich die beiden bekannten Species des Genus Tachypetes oder Fregata.

Los Cocos ist der Name eines Dörfchens am Strande. Es besteht aus wenigen Hütten. Der Weg verläßt hier den Strand und wendet sich in den Wald, der zahlreiche hoch-

stämmige Fächerpalmen und Bäume mit hoch über den Boden erhobener Wurzeltheilung enthält.

Aus diesem Walde traten wir heraus an den Estero Panaloya, ein langes tiefes Gewässer welches man als einen schmalen Busen des Sees betrachten kann, oder als die Mündung des die beiden nicaraguensischen Seen verbindenden Rio de Tipitapa. Der Name, in correcter Form Panaloyan, ist nach Buschmann aztekisch, und bedeutet soviel wie Ort der Ueberfahrt, von pano übergehen. Der spanische Name Paso Real, d. h. Uebergang der königlichen Landstraße, ist also ungefähr die Uebersetzung des alten indianischen Wortes. Vor der Mündung des Estero liegt eine bewaldete Insel, die Calabasen-Insel genannt.

Nach genommenem Frühstück und kurzer Rast bewerkstelligten wir unseren Uebergang über den Estero. Die Fähre welche hier unterhalten wird, ist nicht groß genug um Pferde aufnehmen zu können. Unsere Thiere mußten also nebenher schwimmen, wobei sich mein Pferd so ungeschickt benahm daß es bald unsere Fähre zu versenken bald selbst zu ertrinken drohte. Es gelang uns indessen sämmtlich wohlbehalten das andere Ufer zu erreichen, und ohne Aufenthalt setzten wir unsere Reise fort.

Der Weg führte bald durch Wald bald durch ausgedehnte Jicarales, deren Thonboden jetzt, am Ende der trockenen Jahreszeit, hart und von tiefen Spalten zerrissen war. Zwischen den zerstreuten Jicara-Bäumen und Akazienbüschen standen kleine halbkugelförmige Cacteen mit rothen Früchten, die nach der Natur dieses Standortes drei Viertheile des

Jahres in einem steifen thonigen Moraste wachsen. Durch diese Region näherten wir uns allmälig dem Gebirge, welches mit steilen, steinigen, bewaldeten Hügeln ansetzt. Ihre Felstrümmer mischen sich hier mit dem Moraste. Das Gestein ist ein trachytischer, zuweilen blasiger oder mandelsteinartiger Porphyr.

Diese Morastregion mit ausgedehnten Jicarales erstreckt sich am Fuße der ganzen Gebirgsreihe von Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia hin, und unterbricht in der Regenzeit fast alle Communication zwischen den unteren und oberen Gegenden des Landes. Stellenweise ist der Morast bleibend, da hier und da starke Quellen das Austrocknen während der dürren Jahreszeit verhindern. Diese Quellen und Sümpfe sind der Aufenthalt zahlreicher Moschusenten, welche der Größe einer Gans nahe kommen.

Gegen Abend erreichten wir die Gebäude der Hacienda Masapa, wo wir die Nacht zubringen wollten. Sie liegen auf einer breiten, flachgewölbten, domförmigen Anhöhe zwischen den hier beginnenden höheren Bergen. Es setzt hier am See eine Bergkette an, die sich am Ufer hin südostwärts zieht und bei Acoyapa erst endigt. Die Hacienda hat eine schöne und interessante Lage, es fehlt aber in der dürren Jahreszeit dem Boden hier sehr an Wasser, obgleich ein ansehnlicher nicht versiegender kleiner Fluß in der Nähe ist. Für unsere Pferde war nicht ein Halm Futter zu finden, und wir mußten sie noch in der Nacht mehrere Meilen weit nach einem Grasplatze führen lassen. Die benachbarten Berge stellten nach eingetretener Dunkelheit ein interessantes Schauspiel dar, indem die Savannen an ihren Seiten über

einen weiten Strich in Brand waren. Das dürre Gras wird hier, um dem jungen einen frischeren Wuchs zu geben, vor Eintritt der Regenzeit mit Fleiß abgebrannt. An den steinigen Bergseiten ist der Graswuchs in der Regel dünn und spärlich, sodaß diese Savannenbrände keine Gefahr darbieten. Demungeachtet verursachen sie zuweilen Schaden. Von den Gebäuden der Hacienda aus sahen wir die Flamme einen werthvollen Vorrath von gefälltem Brasilholze verzehren.

Wir waren am folgenden Morgen noch nicht weit auf der Straße nach Juigalpa fortgeritten, als diese uns mitten durch ein brennendes Thal führte; die fortrückende Flamme war indessen so unbedeutend daß die Pferde ohne Schwierigkeit über die Linie gingen. Nur der das Thal erfüllende Rauch war lästig, sowie auch eine ansehnliche Erhöhung der Temperatur auf beträchtliche Entfernung bemerkbar war. Gebüsche und Bäume, welche zerstreut in der Bergsavanne umherstanden, schienen von diesen Bränden nicht sehr zu leiden. Es waren zwar versengte Blätter, aber keine verkohlten Stämme und Zweige zu sehen. Ganz anders habe ich später die Wirkung der Prairiebrände auf den Baumwuchs im westlichen Texas gefunden, wo man noch viele Tage nachdem die Flamme über das Land gezogen die Baumstämme in Brand sehen kann.

Wir setzten unsern Weg in einem breiten Längenthale fort, welches, zwischen zwei parallelen Hauptbergketten, theilweise von unregelmäßigen Hügeln, flachen Domen, Buckeln und Rücken ausgefüllt, und von breiten Quersätteln in verschiedene hydrographische Abschnitte getheilt ist. Die höch-

sten Gebirgspartien ließen wir überall zur linken Hand. Stellenweise herrscht in diesem Gebirge die Form unregelmäßiger Kuppen vor. Ehe wir nach Juigalpa gelangten, sahen wir auf der anderen Seite des Thales in einiger Entfernung eine sonderbare Bergbildung, terrassenförmig aufgebaut, mit regelmäßigen Böschungen, ähnlich den Schanzen einer Festung. Ich war schon damals zweifelhaft ob dies nicht in der That alte indianische Festungswerke seien, und ich wäre sehr gern an Ort und Stelle gegangen um die Sache zu untersuchen, was sich indessen unter obwaltenden Umständen nicht ausführen ließ. Der Himmel drohte, bei beginnender Regenzeit, mit dem ersten heftigen Gusse, der uns auch, ehe wir Juigalpa erreichen konnten, wirklich ereilte, und nicht nur uns durchnäßte sondern auch die Gebirgswege äußerst beschwerlich machte. Zugleich ging der Tag auf die Neige, sodaß wir uns keine Abschweifungen von unserem Wege gestatten konnten. Eine Untersuchung der erwähnten auffallenden Terrainform hätte einen besonderen ganzen Tag erfordert, den wir nicht wohl darauf verwenden konnten. Seitdem habe ich nicht nur die Beschreibung alter Festungswerke gelesen die sich in anderen Theilen Central-Amerika's finden, sondern ich sehe auch daß Fermin Ferrer, Präfect des Westdepartements des Staates Nicaragua, auf seiner 1855 erschienenen Karte*), in Chontales, zwischen Acoyapa und San Miguelito, Ruinen angibt, sodaß ich

*) Geographical Map of the Republic of Nicaragua, by Fermin Ferrer. 1855. Ohne Verlagsort. Diese Karte enthält einige wenige neue Specialitäten, ist aber sonst ohne Werth.

jetzt fast gewiß bin daß es alte indianische Bauwerke waren die wir über Juigalpa sahen.

Die Berge dieser Gegend sind theils mit Gras, Gebüsch und zerstreuten Baumgruppen bedeckt, theils tragen sie streckenweise geschlossenen Wald. Wo in diesem Jahre schon einzelne Regengüsse gefallen waren, sproß das neue Gras wie junge Saat zwischen Steinen aus dem kürzlich vom Brande geschwärzten Boden, und Wald und Gebüsch waren hier mit chromgelben, dort mit lilafarbenen Blüthen bekleidet.

Juigalpa, wo wir die Nacht und den ganzen folgenden Tag zubrachten, ist eine kleine Stadt in einer sehr interessanten Lage. Das Gebirge bildet hier einen hohen, wilden und felsigen Stock, welcher zum größten Theile mit Wald bedeckt ist. Man sieht ihn sowohl im tieferen Lande, wie auf dem Plateau zu dessen Randgebirge er gehört, in ansehnlicher Entfernung, obschon ich nicht glaube daß seine Höhe über dem Meere fünftausend Fuß überschreitet. Die Gegend um diesen Gebirgsstock steht in dem Rufe sehr reich an Gold zu sein. Eine Compagnie, die aus einer Zahl von Einwohnern dieses Städtchens und mehreren angesehenen Männern von Granada bestand, hatte schon seit einiger Zeit an den Quellen des Rio Mico arbeiten lassen, und eine große Quantität einer gelben metallisch glänzenden Substanz aufgehäuft, von der Niemand sicher war ob sie Gold sei oder nicht. Einer der Betheiligten in Granada hatte mich veranlassen wollen die Mine zu besuchen und ein Gutachten darüber abzugeben. Im ächt hispano-amerikanischen Geiste aber hatte der Herr vorausgesetzt daß ich, aus reinem

wissenschaftlichen Eifer, die Expedition auf meine eignen Kosten machen werde, und als ich die Bedingung stellte daß er mir für die Reise einen Führer, ein Pferd und zwei Maulthiere stellen solle, erwähnte er der Sache nicht wieder. Es gehört zur Charakteristik der hispano-amerikanischen Race, den Erfolg nicht auf die eigene Anstrengung sondern auf den glücklichen Zufall zu stellen, sowie umgekehrt die Schuld jedes Fehlschlagens außer sich selbst zu suchen und auf die Ungunst des Glückes zu schieben. Ein Hispano-Amerikaner sieht in der Regel die Welt mit den Augen eines Spielers an. Daß ein Fremder in's Land und ihm in's Haus gelaufen kommt, durch dessen Kenntnisse er — der Eingeborne — reich wird, ist ihm nichts als ein guter Treffer. Daß dieser Fremde selbst auch einen Antheil an den erwarteten Vortheilen beansprucht, ist nach dieser Ansicht ganz außer der Ordnung und ein förmlicher Raub an dem was das Glück dem Einheimischen zugedacht hat. Ja selbst daß der nützliche Fremde auch nur Unkosten macht, ist nicht in der Ordnung, — denn wenn das Glück Einem ein Geschenk geben will, so ist es nicht mehr als schicklich daß es ihm dasselbe auch gratis zustellt. Wer mit Hispano-Amerikanern in Verkehr gestanden hat, wird gefunden haben daß dies unter ihnen das vorherrschende Moralsystem ist. Aus diesem Moralsystem erklärt sich der in allen hispano-amerikanischen Ländern bemerkbare sonderbare Widerspruch, daß man Fremde im Lande wünscht und doch zugleich sie haßt, da sie natürlich ihre Rechnung nach einem ganz anderen Systeme machen. Was nun die Goldminen am Rio Mico betrifft, so bot man mir zu Juigalpa einen Antheil an den-

selben an, wenn ich bleiben und ihre Bearbeitung dirigiren wolle; da aber dies aus verschiedenen Gründen nicht meine Absicht sein konnte, so wandte ich auch den Tag nicht daran den es mir gekostet haben würde die Stelle zu besuchen. Ein Nordamerikaner welcher sich mir als Director der Arbeiten darstellte, brachte mir Stufen zur Ansicht. Es waren Schwefelkiese in einer Kalkspathgangmasse, und der Mann war unfähig Schwefelkies von Gold zu unterscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist jedoch hier wirklich Gold vorhanden. Es ist in diesem Theile des Landes keine Seltenheit, wie aus dem Umstande zu ersehen ist daß die anwohnenden Caraiben von Zeit zu Zeit Goldkörner in Federkielen zum Verkauf bringen.

Die Geschäfte des Doctors hielten uns einen Tag zu Juigalpa, den ich zu verschiedenen kleinen Excursionen benutzte. Das Gestein der nächsten Umgebung besteht aus einem schönen hellgrünen Porphyr, der einen Hügel im Thale bildet. Am Fuße desselben strömt ein kleiner Fluß, in welchem wir junge noch sehr kleine Alligatoren sahen. Einige umherliegende Steinblöcke enthielten Einschlüsse von gemeinem weißen Opal, ein Mineral welches, nebst verschiedenen Zeolithen, in den Gesteinen dieses Theiles von Central-Amerika äußerst häufig vorkommt. Edle Opale finden sich bekanntlich in großer Menge in Honduras; aber auch die nicaraguensischen Provinzen Chontales und Matagalpa enthalten Fundorte, von denen mir einige näher bezeichnet worden sind*). In einem Dickichte durch welches wir kro=

*) Cerro del Diamante bei dem Städtchen Teustépet; Cerro de Martinez östlich von Acoyapa; und andere Orte.

chen, schoß ich eine große braune, weißgeperlte Ohreule. Als wir in unsere Wohnung zurückgekehrt waren, fühlten wir uns von zahllosen kleinen Zecken gepeinigt, die uns im Gebüsche auf die Haut gekommen waren und bereits angefangen hatten sich einzufressen. Es wurde demgemäß auf eine halbe Stunde lang unsere Unterhaltung mit einem Stückchen Wachs die oft kaum sichtbaren Thierchen uns wieder vom Körper zu entfernen. Man drückt das Wachs auf die Haut, und die Zecken, wenn sie sich mit dem Kopfe noch nicht zu tief eingefressen haben, bleiben daran kleben und werden von der Haut losgerissen.

Der Weg von Juigalpa nach Acoyapa führte uns auf die gleiche Weise zwischen den beiden parallelen Gebirgsketten fort, zwischen denen wir die beiden vorhergehenden Tagereisen zurückgelegt hatten. Ich fand auf diesem Theile des Weges die Flügelfeder eines Vogels von außerordentlicher Größe, und einer der Eingebornen dem ich sie zeigte, sagte mir, dieser Vogel heiße A g u i l u ch o, wohne in den höchsten Gebirgen, sei ein Raubvogel, und so stark daß er junge Schafe und die größten Affen in sein Nest trage. Ein verständiger Mann den ich deshalb befragte, bestätigte diese Angaben, und sagte mir daß der Aguilucho Kälber tödte. Vielleicht ist dieser Vogel ein Condor. Sowie wir uns Acoyapa näherten, wurde die Gegend allmälig dürrer, die Querjoche zwischen den beiden Ketten wurden höher. In der Nähe der Hacienda Pompoá, welche ungefähr in der Mitte des Weges zwischen den beiden Städtchen liegt, enthielten die Blasenräume des Trachytporphyrs Massen von weißem blätterigem Heulandit und weißem strahligem Me-

sotyp, an welchen gut entwickelte Endbildungen der Krystalle vorkamen. Dieses letzte Mineral wurde von da an sehr häufig, und bei Acoyapa bestehen die weißen Geschiebe des kleinen Flusses welcher an dem Städtchen vorbeigeht, aus demselben. Bei Acoyapa geht, wie schon erwähnt, die dem See nähere Gebirgskette zu Ende, und das Thal erhält damit einen Ausgang gegen den See, obschon sich unten am Ufer desselben doch wieder eine niedrige basaltische Hügelplatte vorlegt.

Acoyapa, der Hauptort von Chontales, ist ein Städtchen welches mit den Landgütern der Umgegend ungefähr 2600 Einwohner hat. Ihr Hauptbetrieb, sowie der der ganzen Provinz, ist die Viehzucht. Maulthiere, Rindshäute und Käse sind die Ausfuhrproducte dieses Landestheils. Wir kehrten in der Stadt im Hause des ersten Alcalden ein, der sich als ein intelligenter und gefälliger Mann bewies. Von ihm erhielt ich einige interessante Notizen über die Indianer dieser Gegend, welche ich weiter unten mittheilen werde. Der Ort, sowie überhaupt der ganze Landstrich zwischen den Bergen und am Fuße der ganzen Plateaustufe hin, ist heißer und ungesunder als die Seeufer und das offene Flachland von Nicaragua. Von dem Hochlande über der Plateaustufe wird dagegen freilich auch dieses an Gesundheit des Klimas übertroffen. Acoyapa also kann zu den Punkten von Nicaragua gerechnet werden, die in klimatischer Hinsicht am wenigsten günstig sind. Ein junger Costaricaner den wir hier fanden, litt an der Ruhr und am Wechselfieber, und klagte sehr über die Hitze. Demungeachtet würde ich bei passender Lebensweise auch die

Thäler von Chontales nicht als Aufenthaltsort fürchten. Ein eigentlich gefährliches Klima ist hier nicht vorhanden.

Buschmann hält den Namen Acoyapa für aztekisch, und glaubt daß er durch „Ort wo sich das Wasser ausbreitet" zu übersetzen sei, von atl Wasser, und coyahua ausbreiten. Soll diese Erklärung richtig sein, so muß sie sich auf gelegentliche Ueberfluthungen des Thales in Folge heftiger Regengüsse beziehen, denn eine bleibende Wasserausbreitung ist hier nicht vorhanden, wogegen unterhalb der Stadt das Thal von einem ausgedehnten Jicaral eingenommen ist, der sich während der Regenzeit in einen Morast verwandelt.

Das Städtchen liegt auf einem Hügel, an dessen Fuße, im Schatten hoher Bäume, der kleine Fluß des Thales rinnt. In der trockenen Jahreszeit hat dieser nur wenig Wasser, und besteht fast nur aus einer Reihe von Wasserlöchern zwischen denen durch Sand und Geschiebe ein kleiner Bach rieselt. In der Regenzeit dagegen scheint sich zuweilen durch dieses Bett eine ansehnliche Wassermasse zu entladen, wie aus den Auswühlungen und großen Geschiebemassen zu schließen ist. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit allen Flüssen dieser Gebirgsgegend. Man gab uns für den Fluß von Acoyapa den Namen Rio Mico, — der Affenfluß. Es wird gut sein zu bemerken daß ein Fluß gleiches Namens, ungefähr von der gleichen Gebirgsgegend ausgehend, auf der anderen Seite der großen Gebirgskette und in entgegengesetzter Richtung fließt, indem er durch sein Wasser den Bluefield River bilden hilft, welcher an der Küste von Mosquitia mündet. Es kann auf diese Weise in der Hydrographie dieser Gegend leicht eine Verwirrung

entstehen, auf deren Möglichkeit ich hier aufmerksam mache*).

Ein kleines Wasserbecken am Fuße des Hügels auf welchem das Städtchen liegt, war der Versammlungsort von Schaaren weißer Reiher und riesenhafter Störche mit weißem Leibe, schwarzen Flügeln, und nacktem schwarzem Halse und Kopfe. Die ernsthafte Versammlung in dem stillen schattigen Platze, am Fuße eines steilen Abbruches des Hügels, in dem klaren, spiegelglatten Wasser auf reinem Steinboden, stellte ein anziehendes Naturgemälde dar. Ich schoß hier einen der Störche, welcher aufrechtstehend gegen vier Fuß hoch war. Die Eingebornen nennen diesen Vogel Garzon oder Guairon, während Garza der Name für verschiedene Reiher-Arten ist. Einige hundert Schritte weiter saß auf einem Baumaste ein Löffelreiher, den ich ebenfalls schoß. Dieser schöne Vogel, welchen die Eingebornen Garza morena nennen, war gleichförmig licht rosenroth gefärbt. Die carminrothen Rippen der Flügelfedern (und auch die Kiele derselben waren carminroth) bildeten die ein-

---

*) Fermin Ferrer, auf seiner von mir schon erwähnten Karte von Nicaragua, nennt den von Acoyapa herabkommenden Fluß Rio Poderoso, womit die Karte zu Squier's Notes on Central-America übereinstimmt. Squier's Karte zu seinem Werke über Nicaragua hat an dieser Stelle keinen Namen, ist aber überhaupt für diese Gegend wenig zu gebrauchen. Noch weniger läßt sich hier mit dem Detail auf Bülow's Karte des Isthmus von Nicaragua und Panamá anfangen, auf welcher Juigalpa und Acoyapa auf der nördlichen Seite der großen Gebirgskette liegen, während ihre wahre Lage auf der südlichen ist.

zige Abwechselung in der Färbung. Der Schnabel war nicht von ovaler sondern von rhombischer Form, von zarter graurosenrother Farbe mit zahlreichen regelmäßig verzweigten blauen Adern. Der ganze Vogel ist von der zartesten Schönheit.

Diese Gebirgsgegend ist reich an prachtvollen Käfern, welche ich im flachen Lande nicht gesehen hatte. Mein Sohn welcher sich seit unserer Ankunft in Nicaragua damit beschäftigt hatte Käfer zu sammeln, fand hier eine reiche Ausbeute, da die ganze Jugend des Städtchens ihm im Sammeln behülflich war. Dabei unterhielten ihn die Jungen mit schrecklichen Beschreibungen von giftigen und riesenhaften Schlangen — Beschreibungen in welchen sich etwas Wahrheit mit viel Dichtung zu vermischen schien. Die Chinchintorra von deren ungeheurer Größe und Gefährlichkeit man ihm erzählte, mag eine Boa sein. Im Ganzen sind gefährliche Schlangen in den bewohnten Theilen von Nicaragua selten, sodaß sich die Gefahr welche dem Bewohner oder Reisenden von dieser Seite droht, nicht im Entferntesten mit der vergleichen läßt welcher man in Texas, in den Prairien von Arkansas, Kansas und Nebraska, am Rio Grande, und in manchen Theilen von Mexiko ausgesetzt ist, wo Klapperschlangen zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehören. In Granada brachte man mir einmal ein schönes Exemplar der Korallenschlange, ein andermal die sehr großen Giftzähne einer culebra tobova, welche, nebst der víbora de sangre oder Blutviper*), die Wälder an der Küste und am

*) Ich habe beide Schlangenarten nicht gesehen und kann nur

Flusse gefährlich macht. Dies waren aber in Granada Seltenheiten. Zu San Juan del Norte sind Unglücksfälle durch Schlangenbisse nicht unbekannt; im Innern des Landes habe ich vergeblich nach Beispielen gefragt. Zu San Antonio in Texas vergeht dagegen kein Sommer ohne daß mehrere Menschen durch Schlangenbisse umkommen, — hauptsächlich durch die der Mocassin-Schlange, die sich im Schilfe des Flusses aufhält. Während wir in der folgenden Nacht im Hause des Alcalden zu Acoyapa schliefen und der Vollmond durch das offene Fenstergitter schien, wurden wir durch ein Geräusch geweckt, und sahen eine große Schlange die sich durch das Gitter ringelte. Eine Ratte flüchtete sich an der Wand unseres Schlafzimmers hinauf unter das Strohdach des Hauses, welches unmittelbar über dem Zimmer ruhte. Die Schlange folgte ihr und schoß ebenfalls aus dem Fenster unter das Dach, wo uns das laute Angstgeschrei der Ratte unverzüglich belehrte daß sie eine Beute ihrer Feindin geworden. Diese Schlange gehört zu der Art welche man ratonera — Rattenschlange — nennt, und in den Häusern duldet weil sie unschädlich und zugleich durch Vertilgung der Ratten und Mäuse nützlich ist.

---

ihre spanischen Trivialnamen angeben. Sie werden zu San Juan de Nicaragua außerordentlich gefürchtet.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung: Excursion über die Grenze von Ober-Mosquitia. — Der Plateau-Rand. — Aussicht vorwärts und rückwärts. — Savannen- und Parkland auf der Höhe. — Zur Hydrographie des Bluefields River. — Eine Aeffin und ihr Kind. — Die letzte nicaraguensische Wohnung. — Viehzucht auf dem Hochlande und Klima desselben. — Besuch bei den Wulwas. — Der Ré-king. — Vocabularium der Wulwa-Sprache — Mit welchem Rechte werden sie Caraiben genannt? Sind ein Stamm der Lenca-Race. — Die Indianer von Lóvago sind gemischter Abstammung. — Aztekische Ortsnamen in Chontales. — Die Chontalli. — Sitten der Wulwas.

Doctor B. mußte einige Tage zu Acoyapa seiner ärztlichen Praxis widmen, und ich benutzte die mir dadurch zur Verfügung gestellte Zeit zu einer Excursion auf das Hochland. Der Alcalde gab mir einen Brief an einen verständigen Mann, welcher die äußerste nicaraguensische Ansiedlung unter den anwohnenden Indianern von Mosquitia inne hatte, und welcher darin gebeten wurde mich zu diesen zu begleiten. Ich miethete einen der Gegend kundigen Burschen als Diener und Wegweiser, und ritt, indem ich meine bisherigen Reisegesellschafter in Acoyapa zurückließ, mit diesem aus.

Der Weg führte mich in nordnordöstlicher Richtung zuerst über die offene Thalebene hinter dem Städtchen, dann

über Hügel mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, endlich ein Thal hinauf durch welches sich das mit Geröllen und Steinblöcken erfüllte und von hohen Bäumen beschattete jetzt trockene Bett eines in der Regenzeit wilden Bergstromes herabzieht. Unter den Geröllen sah ich nur porphyritische Gesteine, die zum Theil von vorherrschender Feldsteinmasse und außerordentlicher Härte waren. Hier und da war das Bett von kleinen Dickichten von Bambusrohr und einer Miniaturpalme eingeschlossen die von den Nicaraguensern Pijivaye, von den Wulwa-Indianern aber Supa genannt wird. Das Bäumchen wird wenig über mannshoch und sein Stamm nicht viel über fingerdick. Es trägt eine Traube von Nüssen welche ungefähr die Größe von Wallnüssen erreichen. Sie werden gegessen und schmecken geröstet ungefähr wie Kastanien. Die Seiten der Hügel und Berge sind steinig, jedoch mit Gras und Gebüsch bewachsen. Das letzte besteht vorzugsweise hier wie in ganz Chontales aus einem Strauche den man Nancite nennt, und der auch im unteren Lande, z. B. bei Granada, vorkommt. Dieser Strauch ist für die Berglandschaften von Chontales eine wahre Charakterpflanze. Sein Wuchs ist knorrig wie der einer Steineiche. Die Rinde soll das beste Material zum Gerben sein, und seine rothen Beeren, welche in kleinen Trauben stehen, sind von angenehmem säuerlichem Geschmacke und werden gesammelt und eingemacht. Hier und da steht auf den Hügeln ein Yucca-Baum mit seiner Strahlenkrone steifer schwertförmiger Blätter. Aus dem Thale führte der Weg endlich den steilen Abhang eines Berges hinauf, wo in einer Hütte eine Familie wohnte, dabei einige Hühner

umher liefen und Ziegen umherkletterten. Dann lief er eine Strecke weit hart am Rande eines mindestens fünfhundert Fuß tiefen Abgrundes hin. Unten lag ein waldiges Thal, aus welchem das löwenartige Gebrüll der Congo-Affen heraufschallte.

Endlich war die äußerste Höhe erreicht. Gerade auf der Wasserscheide zwischen dem See von Nicaragua und dem Bluefieldsflusse steht hier ein Haus. Vor mir lagen grüne Bergwiesen welche zu einem blühenden Parklande mit Gebüschen, Baumgruppen und kleinen Wäldchen gehörten, wo sich aus vielen in der gehügelten Fläche zerstreuten Quellen in kleinem Raume das Wasser des Rio Mico sammelt*). Da und dort sah ich in der Ferne ein Haus liegen, und in den Savannen grasten, wohin auch das Auge blickte, zerstreute Rinder und Pferde. Aus Nordosten wehte mir eine kühle stärkende Luft entgegen. Die ganze Scene war so verwandelt daß ich plötzlich eine Entfernung von hundert Meilen zurückgelegt zu haben schien. Indem ich den Blick rückwärts wandte, konnte ich mir den ganzen Contrast unmittelbar gegenwärtig machen. Zwischen Bergen von ansehnlicher Höhe, zu denen rechts der Gebirgsstock von Juigalpa gehört, sieht man südsüdwestwärts durch das Thal hinaus und über das flachere Land bei Acoyapa hinweg auf den See, welcher am Fuße des Berglandes ausgebreitet daliegt. Gerade vor dem Thalausgange erhebt sich aus seinem Spiegel die Insel Ome-

---

*) Natürlich ist hier nicht von dem Rio Mico die Rede der bei Acoyapa vorbeifließt, sondern von dem welcher in den Bluefieldfluß mündet.

tepe mit ihren beiden Gipfeln. Hinter ihr sieht man blasser die Hügel des Isthmus von Rivas. In der äußersten Ferne sind noch die Umrisse der costaricanischen Vulkane erkennbar. Etwas zur rechten Hand aber bezeichnet der Mombacho die Lage von Granada.

Auf der entgegengesetzten Seite sieht man über das nähere Savannen- und Parkland hinweg in der Ferne auf flache zum Theil waldige Höhen, zwischen denen einer der bedeutendsten Zuflüsse des Bluefields River dem tieferen Lande zuläuft. Nach den Erkundigungen die ich in dieser Gegend selbst eingezogen, fließt der Rio Mico, wie etwas weiter unten von der nämlichen Seite der Rio Arama, in den Rio Siquias, und diese drei zusammen bilden den Boswaß. Dieser letzte Name bedeutet in der Sprache der hier wohnenden Indianer soviel wie „die drei Flüsse", von bos drei, und uass Wasser*). Ob aber dieser Boswaß der Bluefields River selbst, oder nur einer seiner Nebenflüsse ist, kann ich nicht sagen. Sollte das erste der Fall sein, so müßte der Siquias von Matagalpa herabkommen und der obere Lauf des Hauptflusses selbst sein. Daß der Fluß von Bluefields nicht von Ocotal oder Neu-Segovia sondern von Matagalpa kommt, habe ich schon an einer anderen Stelle (siebentes Kapitel dieses Buches) besprochen. Der Wald welchen ich am nördlichen Horizonte sah, setzt sich, wie man mir hier sagte, den Fluß hinab

*) In beiden Wörtern fand ich den Vocal zwischen a und o in der Mitte. Siehe weiter unten das Vocabularium. In der Form Boswash ist der Name nach englischer Schreibart auf die Karten gekommen.

fort bis an die Küste. Hieraus ist jedoch nicht der Schluß zu ziehen daß das ganze Land in dieser Richtung mit Wald bedeckt sei. Der größere Theil von Mosquitia besteht vielmehr aus Savannen, und nur dem Laufe der Flüsse und dem Zuge der Höhen folgenden Wäldern, die in den trockneren und sandigen Landstrichen aus Nadelholz bestehen. Von diesem indessen sah ich hier keine Spur. Bäume und Sträucher scheinen übrigens größtentheils andere zu sein als im unteren Lande. Ein Baum aus der Familie der Bignoniaceen, welcher einzeln in der Savanne stand, überraschte mich durch die Schönheit seiner rosenrothen Blüthen, mit denen er vollständig überdeckt war.

Die Fortsetzung meines Weges zeigte mir den großen Quellenreichthum dieser Gegend. In einem Raume vom Durchmesser weniger Meilen läuft hier ein Fluß zusammen welcher für die Canots der Indianer schiffbar ist, sodaß man von hier zu Wasser nach Bluefields an der Küste von Mosquitia gelangen kann. Um diese Quellen stehen Baumgruppen, Gebüsche und Dickichte von Bambusrohr und der kleinen Supa-Palme. Indem ich an einer dieser Quellen unter dem Gipfel eines Baumes durchritt, störte ich eine Affenfamilie in ihrer Ruhe. Die kleine Gesellschaft floh mit unwilligem Geschnatter in das Dickicht der Zweige, wo sie sich leicht vor meinem Blicke verbergen konnte. Bei dieser eiligen Flucht war aber ein junges Aeffchen zurückgelassen worden, welches, so niedrig daß ich es mit dem Laufe meiner Flinte erreichen konnte, auf einem Aste über dem Wege saß und mit furchtsamer Miene auf mich herabsah. Ich hielt mein Pferd an um das Thierchen zu betrachten,

als die Mutter desselben mit ängstlichem Geschrei aus ihrem Verstecke zurückkehrte um ihr Kind zu retten. Der Kampf zwischen Furcht und Mutterliebe drückte sich in allen Bewegungen und Geberden der Aeffin aus. Jetzt that sie einen Sprung vorwärts, jetzt wieder einen Sprung rückwärts; jetzt floh sie in das Dickicht zurück, jetzt kam sie wieder hervor. Mehrmals streckte sie einen Arm nach dem Kleinen aus, aber indem ihre Augen den meinigen begegneten, fehlte ihr der Muth ihren Vorsatz auszuführen. Endlich überwog die Liebe der Mutter; mit einigen verzweifelten Sprüngen war sie bei dem kleinen Geschöpfchen, hatte es im Arme, und war mir aus dem Gesichte.

Ich fand bei dem Inhaber der äußersten nicaraguensischen Niederlassung, dem ich meinen Empfehlungsbrief vom Alcalden von Acoyapa überreichte, eine freundschaftliche Aufnahme, für welche, als ich am folgenden Tage abreiste, keine Bezahlung sondern nur ein kleines Geschenk an Schießpulver und Schrot angenommen wurde. Das erste ist hier eine Seltenheit, der Schrot aber ist gar nicht zu haben. Die Chontaleños sind für die Jagd sehr allgemein an den Gebrauch von Bogen und Pfeil gewöhnt, die sie so gut zu handhaben wissen wie die Indianer. Das kleine Haus in welchem ich von Don Tomas aufgenommen wurde, war äußerst reinlich und ordentlich aus Bambusrohr erbaut, und aus dem gleichen Materiale war das ganze Meublement — Tisch, Bänke und Bettstellen — zusammengesetzt. Der Eigenthümer war, als ich ankam, mit der Käsebereitung beschäftigt, die hier im Großen betrieben wird, und er bewirthete mich mit einer Schale voll frischem Rahm von vor-

züglichem Geschmacke. Der nicaraguensische Käse ist trocken und schlecht; es wird jedoch in dem Staate eine große Quantität bereitet und consumirt, denn er bildet eine bei den Einwohnern sehr beliebte Speise. Was an der schlechten Qualität schuld ist, kann ich nicht sagen; jedenfalls nicht die Milch, welche nicht nur auf den Bergweiden von Chontales, sondern auch in den unteren Gegenden sehr gut ist. So weit ich von der Wohnung des Don Tomas sehen konnte, waren die Savannen mit Heerden bedeckt. Der Anblick würde mich an die Schweiz erinnert haben, wenn nicht Vegetation und Gebirgsbildungen einen so ganz anderen Charakter gehabt hätten. Die Scene war aber in ihrer Art so schön wie irgend eine in den Alpen. Die Savannen dieser Gegend sind ewig grün; denn eine bestimmte Scheidung des Jahres in eine trockne und nasse Jahreszeit, oder in Sommer und Winter, besteht hier nicht. Immer ist hier eine milde Temperatur und eine angenehme Abwechslung von Sonnenschein und Regen. In diesen Wiesen mit ihren Quellen und Bächen stehen riesenhafte Bäume zerstreut oder in Gruppen umher, unter welchen das Vieh in der Mittagshitze Schatten findet. Hier und da liegt ein Wäldchen in der Prairie. Sanfte Anhöhen bilden in der einen, steilere Hügel in der anderen Richtung den Horizont, und einzelne aus der Tiefe emporragende Berggipfel, von denen nur die Spitze über dem Plateau erscheint, erinnern in weiterer Entfernung an das zerrissene Bergland des Plateau-Abfalles gegen Süden. Die Baum- und Strauchvegetation ist, der allgemeinen Physiognomie nach, dicotyledonisch. Ich sah nur einige einzelne Coyol-Palmen in der Savanne.

Es war noch früh genug am Tage, bei einer benachbarten indianischen Familie einen Besuch abzustatten. Don Tomas begleitete mich dahin. Wir mochten drei Meilen geritten sein, wobei uns der Weg durch den Rio Mico führte, — hier einen krystallhellen kleinen Fluß, der über Porphyrkiesel strömt, — als wir an einem Dickicht von Gebüsch und Rohr anhielten. Wir stiegen ab, wo fast unmerklich das Röhricht sich für einen kaum wahrnehmbaren Pfad öffnete, banden hier unsere Pferde an, und folgten, in die Oeffnung dringend, dem Pfade, der sich, wie der Eingang in eine Festung, im Zickzack durch das Dickicht wand, bis wir plötzlich vor einem großen offenen Dache standen, unter welchem acht bis zehn Indianer — Männer, Weiber und Kinder — sich befanden. Augenscheinlich wurde die Familie durch unsere Ankunft überrascht und durch meine Person in's Besondere beunruhigt. Ihr guter Nachbar, Don Tomas, bemühte sich zwar die Besorgnisse welche ich ihnen einflößte zu zerstreuen, und ich that das Meinige mich liebenswürdig zu machen, indem ich einer alten Frau, welche die Großmutter oder Großgroßmutter in der Familie zu sein schien, ein ganzes Bündel Cigarren schenkte; es wollte indessen, namentlich bei den alten Weibern, nicht gelingen ein argwöhnisches und rückhaltendes Wesen zu beseitigen. Don Tomas gab mir auf dem Rückwege einen Aufschluß über die Gründe des Mißtrauens. Man hielt mich nämlich für einen Engländer von Bluefields, der vom König von Mosquitia geschickt sei um irgend eine Forderung an sie zu stellen. Die Regierung von Bluefields hat schon mehrmals in die oberen Gegenden des Landes kleine Executionspartien geschickt um

die hier wohnenden Stämme zu Dienstleistungen als Holzhauer zu nöthigen, und der Verdacht lag nahe daß ich in einer ähnlichen Absicht komme. Ich hatte bis dahin nicht geglaubt daß die von England geschaffene Autorität des Königs von Mosquitia wirklich bis in diese inneren Gegenden an der Grenze von Chontales reiche; allein diese Leute bekannten sich selbst als Unterthanen des Ré-king, wie sie — das spanische und englische Wort für König zusammensetzend — den Regenten von Bluefields nannten. Ich vernahm daß man fürchte „der Sohn des Ré-king" — also der jetzige König, da dieser noch ein junger Mensch ist — komme selbst mit Soldaten herauf, um die Männer mit Gewalt hinab an die Küste zu führen. Augenscheinlich also stieß ich hier auf die Anfänge eines despotischen Regimentes und gewaltthätiger Civilisationsbestrebungen.

Als wir ankamen, waren diese Menschen sämmtlich nackt, allein die Weiber eilten sich Schürzchen vorzubinden, die Männer thaten, wenn auch mit mehr Muße, das Nämliche, so daß in Kurzem die ganze Familie sich konnte mit Anstand sehen lassen. Es fiel mir an den älteren Leuten auf, daß sie sämmtlich an Hautkrankheiten litten oder gelitten hatten. Ihre Haut, welche im gesunden Zustande von einem dunklen Braun war, zeigte große Flecken von hellerer Farbe die sich schälten, und da und dort waren Narben von Geschwüren oder Ausschlägen sichtbar. Ihr Körperbau war bei den Jungen wie bei den Alten durch unförmliche Bäuche entstellt. Der Gesichtsausdruck war dagegen nicht unangenehm, obschon breiter, mehr der mongolischen Bildung sich nähernd, als die aztekischen und chorotegischen civilisirten Indianer

des unteren Landes. Wenn mein Gedächtniß den Eindruck treu bewahrt hat, so hat die Physiognomie große Aehnlichkeit mit der der Indianer im südlichen Californien, wie ich sie zwischen dem Colorado und Los Angeles gesehen habe.

Unter dem Dache brannte ein Feuer an welchem einige Fische und Plantanen gebraten wurden. Die Fische waren von der Art welche man zu Granada Guapote nennt, wonach also diese auch im Bluefields-Flusse zu Hause ist. Außer den erwähnten Nahrungsmitteln sah ich hier noch Vorräthe von Yucca-Wurzeln (Mandiocca), Zuckerrohrstengeln, Ananas, Supa-Nüssen, sowie eine Guanávana — eine bekannte und vorzügliche Frucht welche zu den Anonen gehört und zu Granada sehr selten ist. Wahrscheinlich ist diese in der Gegend wild zu finden. Yucca, Zuckerrohr und Ananas werden von diesen Indianern in der Nähe ihrer Hütten gebaut. Der Fischfang wird mit Bogen und Pfeil betrieben, wozu die Pfeile eine eigne Construction haben. Sie sind sechs Fuß lang und aus zwei besonderen Stücken zusammengesetzt, von denen das eine, den hintern Theil des Pfeiles bildend, aus Rohr, das andere, den vorderen Theil ausmachend, aus einem wohlgeglätteten Stäbchen sehr harten Holzes besteht. Dieses trägt eine lanzettförmige eiserne Spitze. Ist diese mit einem Theile des Holzes in den Fisch gedrungen, so gehen die beiden Stücken des Pfeiles durch die Bewegung des Thieres auseinander, bleiben jedoch durch eine lange Schnur so aneinander gebunden daß das Rohr auf dem Wasser schwimmen kann und dadurch den Fisch auffinden hilft. Die eisernen Pfeilspitzen sind von englischer Fabrikation und werden über Bluefields eingeführt. Fische

scheinen eine Hauptnahrung dieser Menschen zu sein, und um sie zu erlegen, gleiten sie in ihren Baumstamm-Canots leise unter den Laubgewölben des Flusses hin. Ihr Land ist aber zugleich ein reiches Jagdrevier. Der Fluß enthält Manatis, in den Dickichten seines Ufers findet sich der Tapir (Danda), Hirsche, verschiedene Arten von Hasen und Cavien, und große und kleine hühnerartige Vögel sind in Menge in allen Theilen der Prairie zu Hause.

Es war mein Hauptzweck bei diesem Besuche ein Vocabularium der Sprache dieser Indianer zu erhalten. Durch den ältesten Mann der Familie welcher ziemlich gut spanisch sprach, gelang es mir diesen Zweck zu erreichen. Herr Squier hat in seinem bekannten Werke über Nicaragua (Bd. II, S. 324 und 325) das ihm von mir mitgetheilte Wörterverzeichniß bekannt gemacht, und ist, wie ich glaube, nicht mit Unrecht der Meinung gewesen darin eine Probe der alten Chondal-Sprache Oviedo's und anderer Schriftsteller der früheren Zeit zu haben. In der Vorrede zu dem erwähnten Werke macht Squier am Schlusse die Bemerkung daß, nach später erhaltenem Aufschlusse, die von mir mitgetheilten Wörter der Sprache der Wulwas (Woolwas), einer indianischen Völkerschaft am oberen Theile des Bluefields River, angehören. Da ich die zu diesem Schlusse führende Vergleichung mit anderen Wörterverzeichnissen nicht selbst angestellt habe, jedoch nicht an der Richtigkeit des von Squier bezeichneten Resultates zweifle, so nehme ich dieses auf seine Autorität an, und nenne also den Stamm von welchem ich am Rio Mico eine Familie besuchte, und welcher vierhundert waffenfähige Männer unter einem Häupt-

linge zählen soll, die Wulwas. Von ihnen selbst konnte ich auf mein Befragen keinen Stammesnamen erfahren. Durch die Thatsache aber, daß die Wörter meines Verzeichnisses der Wulwa-Sprache angehören, wird die Vermuthung, sie möchten eine Probe der alten Chondal-Sprache enthalten, in keiner Weise beeinträchtigt, wie ich weiter unten zeigen werde.

Das hier folgende Verzeichniß unterscheidet sich von dem durch Squier publicirten dadurch daß ich hier für den deutschen Leser die Wörter in deutscher Schreibart aufstelle, während ich sie dem genannten Reisenden in spanischer Schreibart mittheilte. Auch füge ich hier noch Einiges hinzu. Die Sprache hat ein dunkles a, zwischen a und o, welches ich mit å bezeichne.

Sonne, Māa.
Tag, Māada.
Stern, Māabka.
Nacht, Baráka.
Mond, Uaigo.
Feuer, Kūch.
Wasser, Fluß, Uåss.
Erde, Sāuo.
Luft, Wind, Uing.
Blut, Awássca.
Berg, Āsang.
Mann, Åll.
Weib, Yåll.
Vater, Papāni.
Mutter, Mamāni.
Sohn, Paunimá.
Tochter, Paucomá.
Bruder, Uachaíni.
Schwester, Amíni.
Kopf, Tūnni.
Fuß, Kálni.
Arm, Uakálni.
Augen, Miníktaka.
Nase, Nágnitak.
Mund, Dinibås.
Haus, U.
Dorf, Uálna.
Plantane, Uagí.
Zuckerrohr, Zucker, Disnak
Fisch, Tabómm.

Hund, Sūlo.	Milch, Sanadagoscá.
Kuh, Ochs, Saná.	Pferd, Pőmmeá.

Der Vater des Sohnes, Paunimá papāni.

Der Sohn des Vaters, Papāni paunimá.

Eins, alåslach.	Sechs, muyedíchka.
Zwei, muyebú.	Sieben, muyebáckka.
Drei, muyebås.	Acht, muyákha.
Vier, muyearúnka.	Neun, yakkabávo.
Fünf, muyesínka.	Zehn, múyhaslúy.

Die vorgesetzten Sylben muye oder muy mögen vielleicht das spanische muy viel sein. Zu Acoyapa habe ich mehrere dieser Zahlwörter ohne diese Vorsatzsylben gehört, sodaß es scheint als ob sie nicht wesentlich seien.

Mit großer Mühe erhielt ich folgendes Stück der Conjugation des Zeitwortes sein oder stehen. Ich kann nicht sagen ob es das eine oder das andere ist, oder ob es, wie im Spanischen, beide Bedeutungen vereinigt. Das spanische estar wurde angewendet um diese Formen herauszubringen. Bei der großen Möglichkeit des Mißverständnisses möchte ich auf diese Conjugationsprobe selbst keinen allzugroßen Werth legen.

Ich stehe (bin?) akaraláuyang.

Du stehst, ayalaláuga.

Er steht, alasláuga.

Wir stehen, yaralaláuka.

Ihr stehet, laukayalaláuka.

Sie stehen, eauyoadá.

Die nicaraguensischen Grenzbewohner begreifen die Indianer, aus deren Sprache die obigen Proben entnommen

sind, mit unter dem Namen der Caraiben — Caribes, wie sie das Wort sprechen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist dies eine falsche Bezeichnung. Es ist bekannt daß die Caraiben von Honduras und Mosquitia von der westindischen Insel St. Vincent abstammen und sich, nach ihrer Verpflanzung im Jahre 1796, zuerst nach der Insel Roatan und bald darauf nach der Küste von Honduras, außerordentlich vermehrt und über die anstoßenden Landstriche der Ostseite Central-Amerikas ausgebreitet haben*). Ob die Wulwas zu dieser Race gehören, kann ich zwar nicht positiv entscheiden, es ist jedoch sehr unwahrscheinlich. Aus den Erörterungen über die Ethnographie dieser Gegenden welche Squier kürzlich gegeben hat**), wird es dagegen sehr wahrscheinlich daß die Wulwas zu der ausgebreiteten Völkerschaft der Lencas gehören welche von dem genannten Reisenden zuerst in das rechte Licht gestellt worden ist. Squier bezieht sich dabei wieder auf mein Wörterverzeichniß und hebt namentlich hervor daß in der Lenca-Sprache wie in der Sprache der Wulwas das Wort wass Wasser oder Fluß bedeutet und gerade auf die nämliche Weise wie in dieser zur Zusammensetzung von Flußnamen angewandt wird. So sind Amaewass und Wass-presenia die Namen von Nebenflüssen des Patuca.

Den Tag nach meiner Rückkehr nach Acoyapa wurde Doctor B. nach dem benachbarten Dorfe Lóvago, welches, wie das gleichfalls in der Nähe liegende Loviguisca, eine

*) Siehe Squier's Notes on Central America, New-York 1855, p. 212—217.

**) Ebendaselbst, p. 378—381.

Bevölkerung ansässiger und seit lange christianisirter Indianer hat, zu einem Kranken gerufen. Diesen ärztlichen Besuch benutzte derselbe um Erkundigungen über die daselbst noch vorhandenen Spuren indianischer Mundart einzuziehen, und ich gab ihm das Verzeichniß der Wulwa-Wörter mit, um zur Vergleichung zu dienen. Das Ergebniß dieser Erkundigungen ist nicht ohne ethnographisches Interesse. Die indianische Mundart von Lóvago ist in dem Orte nicht mehr in gewöhnlichem Gebrauche, wird aber noch von vielen Einwohnern einigermaßen verstanden, und indem Doctor B. die Wulwa-Wörter vom Rio Mico den Leuten vorlas, fand sich daß sie sämmtlich, bis auf eins, auch der Sprache von Lóvago angehörten. Die wenigen Wörter welche er meinem Verzeichniß zufügen konnte, sind folgende:

Tiger (Jaguar), nagua.	Boot (Canot), curring.
Katze, nisto.	Schlafen, amacuting.
Knabe, tiguis.	Essen, tecuting.
Mädchen, batanil.	

Hiernach muß man nun wohl annehmen daß auch die Indianer des Dorfes Lóvago, sei es ganz oder zum Theil, vom Stamme der Wulwas, und demnach von der Lenca-Race seien. Es scheint jedoch mit einer solchen Annahme die Thatsache in Widerspruch zu stehen daß die Leute von Lóvago dem Doctor sagten, sie selbst und die Bewohner des Fleckens Camoapan, welcher etwa sechszig englische Meilen von hier nordwestlich liegt, seien aus der Gegend von Masaya gekommen*). Es ist kaum anzunehmen daß sich

*) Diese Notiz über die Abstammung der Indianer von Lóvago und Camoapan aus der Gegend von Masaya hatt Herr

ist dieser Angabe die Erinnerung an eine Wanderung aus der vorspanischen Zeit erhalten habe. Sollte es sein, so könnte hier immer nur von einer Mischung verschiedener indianischer Stämme die Rede sein, da nicht nur die Uebereinstimmung der Sprache sondern auch das allgemeine Volksbewußtsein die Indianer von Lóvago mit den Wulwas auf dem Hochlande zu einem Volke zusammenwirft, deren Sitten jene sogar dem Doctor als die noch erhaltenen Reste ihrer vormaligen eignen Sitten geschildert haben. Die Sache läßt sich durch die Annahme erklären daß die Indianer von Lóvago, und wahrscheinlich von anderen indianischen Ortschaften dieses Grenzlandes, eine Mischung von civilisirten Indianern aus dem unteren Lande mit Wulwas und vielleicht anderen roheren Stämmen des oberen Landes sind, welche zur Gründung bleibender Ansiedlungen in dieser Gegend von geistlichen und weltlichen Behörden der spanischen Colonialzeit vereinigt worden sind.

Die Frage wäre nun ob die aus dem Innern von Nicaragua hierher gekommenen Colonien aztekischen oder chorotegischen Stammes waren. Durch die Angabe daß sie aus der Gegend von Masaya gekommen, wird diese

Squier, aus meiner mündlichen Mittheilung, in Folge eines Mißverständnisses, auf die Indianer des Hochlandes ausgedehnt, und Herr Buschmann, der mir in seiner interessanten Schrift über die aztekischen Ortsnamen die Ehre anthut mich unter der Bezeichnung eines „deutschen Flüchtlings“ zu citiren, hat diesen Irrthum unschuldiger Weise weiter verbreitet. Man wird aber im Texte sehen daß derselbe in Bezug auf die Frage nach der alten Chondal-Sprache nicht ganz gleichgiltig ist, weshalb ich hier darauf aufmerksam mache.

Frage nicht entschieden, da gerade bei Masaya beide Racen neben einander wohnen. Die vielen aztekischen Ortsnamen in Chontales welche Buschmann nachgewiesen und übersetzt hat, und namentlich gerade der des soeben erwähnten Fleckens Camoapan, scheinen für das erstere zu sprechen, wenn ihr Vorkommen nicht etwa gar zu allgemein und ausgebreitet sein sollte um einen so einzelnen und eingeschränkten Erklärungsgrund zuzulassen. Denn nach diesen Ortsnamen zu schließen müssen in irgend einer Periode der vorspanischen Zeit in Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia zahlreiche aztekische Ansiedlungen unter den roheren Indianern dieser Gegenden bestanden haben, wenn nicht gar die ganze Region eine Periode aztekischer Herrschaft gehabt hat*).

So ist denn auch der Name Chontales oder Chondales selbst, welcher in der Ethnographie von Mexiko und Central-Amerika so vielfach wiederkehrt, nach Buschmann von aztekischem Ursprunge, und ist in der Gegend von welcher ich hier speciell rede ohne Zweifel gebraucht worden gerade die Wulwas und ihre Stammesgenossen zu bezeichnen.

Chontalli ist nach Buschmann ein aztekisches Wort welches einen Fremden oder Ausländer bezeichnet. Busch-

*) Daß die Namen Panaloyan und Acoyapa aztekisch sind, und was sie bedeuten, habe ich schon angeführt. Von Camoapan gilt dasselbe; der Name bedeutet: „am Wasser der Bataten" (camotli die Batate). Die Namen Comalapa, Mazapa, Teeolostote, Matagalpa, Totogalpa sind sämmtlich rein aztekische Namen der Districte Chontales, Matagalpa und Neu-Segovia, und alle lassen sich ohne Schwierigkeiten und Ungewißheiten übersetzen. Totogalpa z. B., ein Ort in Neu-Segovia, ist wörtlich verdeutscht: Vogelhausen.

mann vergleicht es dem griechischen βάρβαροι und dem sanskritischen mlêtscha. Die Landschaft Chontales wäre also das Land der Wilden. Den gleichen Namen führt eine Gebirgsgegend im Staate San Salvador, nicht weit von der Stadt dieses Namens, wo ebenfalls Azteken oder Nahuatlaken nebenan wohnten.

Es gibt oder gab Völkerstämme, welche unter dem Namen Chontales aufgeführt werden, bei Tlascala, in Oaxaca und Tabasco. Als die Tlascalteken Cortes um Frieden baten, schoben sie die Schuld der Feindseligkeiten auf die wilden Stämme der benachbarten Gebirge — Chontales und Otomis. In San Salvador sind die Chontales, wie schon erwähnt, ebenfalls Nachbarn der Nahuatlaken, speciell, nach Scherzer, der Tlascalteken von Isalco, welche einerlei Sprache haben mit den Pipiles. In Nicaragua, endlich, hat es sich augenscheinlich auf ähnliche Weise verhalten. Die Chontales in Nicaragua waren die roheren Stämme der Gegenden welche noch jetzt danach ihren Namen führen, und wenn Oviedo und andere ältere Schriftsteller hier eine bestimmte Race und Sprache im Auge haben indem sie diesen Namen gebrauchen, so ist kein Grund vorhanden anzunehmen daß diese Race und Sprache eine andere gewesen sei als die von welcher Doctor B. die Reste zu Lóvago fand, wo sie sich mit Colonisten aus dem Gebiete der aztekischen Civilisation vermischt, und welche noch unvermischt und in ihrem ursprünglichen Zustande an den oberen Theilen des Bluefields River zu finden ist, nämlich die Wulwas und ihre Stammesgenossen.

Der Doctor B. erhielt von den Leuten zu Lóvago einige

Aufschlüsse über die alten Sitten der Race, bei welchen Angaben sie sich durchaus mit den Indianern des Hochlandes identificirten. Zu Lóvago, sagte man dem Doctor, sei von den alten Gewohnheiten wenig mehr übrig; bei den Leuten im Innern aber — denen „por dentro“ — seien diese noch unverändert. Diese haben noch Polygamie. Ein Mann hat nie mehr als drei Frauen, die meist getrennt unterhalten werden, und in der Regel viele Kinder zur Welt bringen. Sie nähren sich von Jagd und Fischfang, pflanzen jedoch auch die Früchte und eßbaren Gewächse welche in Nicaragua gezogen zu werden pflegen. Will ein Mann sich verheirathen so schießt er ein Reh und legt es mit einer Ladung Brennholz vor die Thüre des Mädchens um das er sich bewirbt. Nimmt dasselbe dieses Geschenk auf, so findet die Verbindung statt. Stirbt der Mann oder die Frau, so scheert der überlebende Gatte sich das Haar und verbrennt das Haus. Der Todte wird mit seinem sämmtlichen Geld und Gut begraben, und eine Zeit lang wird täglich Maisbrei auf das Grab gestellt, welcher, wie sie behaupten, immer von dem Todten verzehrt wird. Sie haben gewisse Jahresfeste bei welchen weder ein Fremder noch Weiber und Kinder des eignen Stammes zugelassen werden. Bei diesen Festen führen sie mit lautem Geschrei ihre Tänze auf, „wobei ihnen ihr Gott Gesellschaft leistet“ — bailan con su Dios de ellos, „sie tanzen mit ihrem Gotte,“ sagte auch der Alcalde von Acoyapa. Dabei machen sie Kraftproben, indem einer über den anderen springt. Der Springende gibt dem Stehenden einen Hieb über die Schultern, und wenn dieser letztere keine Miene verzieht, ist er ein hombre valiente — ein

Mann von Tapferkeit. — Aehnliche Sitten sind von den verschiedensten Völkerschaften auf einer sehr niedrigen Entwickelungsstufe bekannt. Sie haben wenig Interesse; ich habe das Obige jedoch nicht übergehen wollen, weil es eben die Entwickelungsstufe des Stammes, von welchem hier die Rede ist, bezeichnet.

Am Morgen des 28. verließen wir Acoyapa wieder und traten unsere Rückreise nach Granada an. Wir machten diese zu Wasser, und ritten zu diesem Zwecke auf dem geraden Wege nach dem See hinab, wo der Landungsplatz San Ubaldo, bei welchem ein Haus liegt, gewissermaßen den Hafen von Acoyapa vorstellt. So unbedeutend dieser Platz am See ist, so werden doch von da ansehnliche Quantitäten der Producte von Chontales nach Granada und Rivas geschickt, wogegen Früchte, Zucker, Mais und andere Producte des unteren Landes hier eingeführt werden. Wir kehrten auf der Hacienda von San José ein, deren Besitzer, ein guter Freund des Doctors, uns sehr zuvorkommend aufnahm. Dies kam uns in der That sehr zu Statten, da wir bis zum 3. Juni auf eine Gelegenheit zu Wasser nach Granada zu kommen, warten mußten. Wir vertrieben uns die Zeit mit kleinen Excursionen, bei welchen wir Tauben, Rebhühner, Pavas und Papageien schossen. Bei einer dieser Gelegenheiten schoß ich einen weißen Adler der einen der großen grünen Papageien, die man Lora nennt, in den Klauen trug. Dieser schöne Raubvogel war rein weiß bis auf die Schwungfedern und den Schwanz, welche beiden Theile schiefergrau mit schwarzen Querbinden waren. Er behielt, indem er stürzte, seine Beute in den Klauen, ließ sie aber

los als ich hinzusprang um mich seiner zu bemächtigen. Ich habe nie ein Geschöpf aus der Abtheilung der Wirbelthiere von so zähem Leben gesehen wie diesen Adler, dem ich mit dem Flintenkolben den ganzen Brustkasten zerstoßen und eine Zeitlang zusammengedrückt halten mußte ehe er starb. Seine Klauen waren, im Verhältniß zur Größe des ganzen Thieres, außerordentlich groß, lang und dünn, sehr stark gekrümmt, und so spitz wie Nadeln. Die Beine waren bis auf die Zehen herab weiß befiedert; die Fußhaut war hellgelb, die Wachshaut des Schnabels, welche um die ganze Mundöffnung herumlief, orangegelb. Der Schnabel war im Verhältniß klein, mit spitzem stark gekrümmtem Haken, aber stumpfem Zahne. Die Augen waren sehr groß, lagen tief unter dem oberen Rande der Augenhöhle, waren ganz nach vorn gestellt, und hatten bei dem Glanze der goldgelben Iris einen unbeschreiblich kühnen Ausdruck, und ein Feuer welches erst mit dem letzten Hauche des Lebens erlosch. Der Kopf war sehr groß, breit wie der einer Eule, und trug auf dem Hinterhaupte verlängerte Federn, die gesträubt dem Vogel ein furchtbares Aussehen gaben. Die ganze Erscheinung war so stolz, daß ich in der That bedauerte das Thier getödtet zu haben.

Erst am 3. Juni fanden wir eine Gelegenheit zu Wasser nach Granada zu kommen. Unser gastfreundlicher Wirth, mit einer Anzahl von Knechten, die, natürlich zu Pferde, einen langen Zug von Packthieren trieben, gab uns das Geleite bis nach San Ubaldo. Diese Thiere trugen Häute und Käse, welche mit der nämlichen Gelegenheit wie wir nach Granada verschifft werden sollten. Der Weg führt

über eine Hügelplatte von basaltartigem Gestein. Wir ginge
um vier Uhr Nachmittags unter Segel, trieben währen
der Nacht, da unsere Schiffsmannschaft ohne Ausnahm
sich dem Schlafe überließ, ohne Steuer auf dem See, un
langten am nächsten Morgen um zehn Uhr zu Granada an
wo wir unsere Freunde wegen unseres langen Ausbleiben
in Besorgniß fanden, denn unsere Pferde waren schon sei
vier Tagen in Granada.

Dreizehntes Kapitel.

Vorbereitungen zu einer zweiten Reise nach Leon. — Verwickelung der Fremden in die politischen Zustände des Landes. — Kurze politische Geschichte von Central=Amerika. — Servile und Liberale. — Föderalisten, Centralisten und Separatisten. — Geistlichkeit, englischer Einfluß und Indianer als Bundesgenossen der Servilen. — Die Cholera. — Zerfallen der central=amerikanischen Bundesrepublik. — Die Coquimbos. — Neue Föderationsversuche. — Die Parteien in Nicaragua. — Vorübergehende Versöhnung und Ausbruch neuer Unruhen. — Zwei provisorische Regierungen. — Vorbereitungen zum Bürgerkriege. — Die Canal=Compagnie und die Accessory Transit-Company. — Neutralitätserklärung der Fremden zu Granada. — Abreise nach Leon.

Eine allmälig erworbene genauere Kenntniß von Nicaragua hatte in mir immer mehr den Gedanken befestigt dieses Land zu meiner bleibenden Heimath zu machen. Die Erwartungen mit denen ich gekommen war, hatten sich nicht erfüllt; aber andere waren an ihre Stelle getreten, welche die Grundlage einer gewissen Bekanntschaft mit den Verhältnissen und bestimmter persönlicher Verbindungen hatten. Um jedoch die Zwecke zu erreichen welche ich mir gesetzt hatte, schien eine Reise nach New=York, und, vor ihrer Ausführung, eine Reise nach Leon erforderlich. Die letzte wurde gegen Ende des Monats August ausgeführt. Ihre Erzählung wird in einigen Beziehungen die Schilderung des Landes

ergänzen; besonders aber wird sie in die politischen Zustände desselben einführen, mit welchen meine Projecte in einer nicht gesuchten aber unvermeidlichen Verbindung standen. In so kleinen und unsicheren Verhältnissen wie die der central-amerikanischen Staaten, in welchen die Privatangelegenheiten der handelnden Personen zur Politik werden und die Politik zur Privatangelegenheit dieser Personen wird, ist es unmöglich sich an irgend einem bedeutenden Interesse, welcher Art es auch immer sei, zu betheiligen, ohne damit in die Kämpfe der politischen Parteien verwickelt zu werden. Und dies wird dem Fremden begegnen wie dem Einheimischen. Es ist in solchen Verhältnissen leeres Gerede, den Ausländer zu ermahnen daß er sich jeder Parteinahme enthalte. Sucht eine Partei die Niederlassung von Fremden im Lande auf alle Art zu erschweren, während die andere dem Einwanderer mit Aufmunterungen und Begünstigungen entgegenkommt, so ist es natürlich daß eingewanderte Ausländer sich zu der letzten Partei gezogen fühlen, und daß sie mit lebhafter Theilnahme sich für die Kämpfe interessiren durch welche sich entscheiden soll welche von beiden für die nächste Zeit die Gewalt des Staates in ihre Hände bekommt. So verhielt es sich damals in Nicaragua, wo, wie in allen spanisch-amerikanischen Ländern, die Liberalität oder Illiberalität gegen fremde Ansiedler mit zu den Glaubensbekenntnissen der Parteien gehört. Aber auch in Bezug auf bestimmte einzelne Unternehmungen verflochten sich, wie sich im weiteren Verlaufe zeigen wird, die Interessen der Fremden innig mit den politischen Kämpfen des Landes, und es hat wohl damals kaum einen in Nicaragua residirenden

Fremden von einiger Bedeutung gegeben, welcher nicht durch die Umstände getrieben wurde in mehr oder minder entschiedenem Sinne des Wortes Parteigänger zu sein.

Es möchte scheinen daß demungeachtet die politischen Händel eines schwachen Völkchens, welches in der eignen Bildung soweit zurück und von den Sitzen der Weltcultur so weit abgelegen ist, in der übrigen Welt nur geringe Beachtung verdienen können. Allein die Verhältnisse welche damals mir und meinen nicaraguensischen Freunden wichtig waren, haben sich seitdem im weiteren Kreise historischer Vorgänge bemerklich gemacht. Die neueste Entwickelung des Weltverkehrs hat zur Folge gehabt daß die natürliche geographische Wichtigkeit Central-Amerikas, von welcher früher nur theoretisch und mit alleiniger Hinsicht auf den viel besprochenen Schiffscanal zwischen dem atlantischen und stillen Ocean die Rede gewesen ist, plötzlich auf eine ganz praktische Weise in die Machtverhältnisse der großen handeltreibenden Nationen eingreift, und auf zukünftige Conflicte in der Weltgeschichte hindeutet welche durch den friedlichen Charakter der jetzt darüber zwischen England und den Vereinigten Staaten gepflogenen Verhandlungen nicht werden vermieden werden. Die natürliche Wichtigkeit Central-Amerika's ist keineswegs abhängig von dem endlichen Schicksale jenes Canalprojectes. Die Natur hat an verschiedenen Stellen dem Durchzuge von Eisenbahnen zur Verbindung beider Küsten alle wünschbare Bequemlichkeit gewährt, und schon damals wurde, wie ich weiter unten ausführlicher erwähnen werde, das Project betrieben einen Schienenweg von Granada über Leon nach der Bai von Fonseca zu legen.

Die großen Vorzüge des Bodens und Klimas, durch welche einige Theile von Central-Amerika zu den am meisten begünstigten Gegenden der Tropenzone werden, kommen den Bedingungen der Lage und den Leichtigkeiten der Communication zu Hülfe*), und wer der Kenntniß dieser Thatsachen auch nur den geringsten Begriff von der Entwickelung gewisser Länder am stillen Meere und von der nahen Zukunft seiner Küsten hinzufügt, dem braucht nicht erst erläutert zu werden daß Central-Amerika bestimmt ist in der Geschichte der Weltcultur eine Rolle zu spielen. Es bietet unstreitig Stoff zum Spotte aber auch zum Mitleiden dar zu sehen, wie das Gefühl dieser natürlichen Wichtigkeit des Landes den Dünkel seiner unfähigen Bewohner schwellt, denen es doch nur zum Unglück gereichen kann vom Schicksal auf einen so wichtigen Posten gestellt zu sein, — einen Posten welchen inne zu haben ohne seinen Anforderungen genügen zu können ein sicherer Untergang ist. Nichtsdestoweniger

---

*) Herr Thomas Manning, von dem englischen Hause Foster und Manning, welches zu Leon, Chinandega und Port Union domicilirt ist, nennt in einem Schreiben an den Viscount Palmerston Nicaragua „a picturesque and healthy country" . . . . . „so desirable a spot in the commercial world" und fordert dazu auf „to free it from the competition of so adventurous a race as the Northamericans." Siehe No. 9, p. 40, der Documentos relativos a la legacion de los estados de Nicaragua y Honduras cerca del gabinete Británico, sobre el territorio de Mosquitos y puerto de San Juan del Norte. Los publica el Senor Don Francisco Castellon, Ministro Plenipotenciario y Enviado extraordinario de dichos estados. Granada 1851. Diese Documente existiren auch in englischer Ausgabe.

ist Wahrheit in dem Gefühle welches den Präsidenten Laureano Pineda in seiner damals gehaltenen Inauguralrede begeistert hat, Nicaragua „das gemeinsame Vaterland aller Nationen der Erde" zu nennen, — den Raum welchen die göttliche Vorsehung unter ihren besonderen Schutz genommen, die Natur bestimmt und menschliche Weisheit erkannt hat das Beförderungsmittel des Wohlstandes und die Heimath der Wissenschaften und der Bildung zu werden*).

So möchte es denn auch gerechtfertigt sein, wenn ich mich in den Schlußkapiteln dieses Buches über die politischen Zustände von Nicaragua und von Central-Amerika überhaupt verbreite.

Als sich im Jahre 1821 die central-amerikanischen Länder von Spanien losrissen, sahen sich die Royalisten dieses Theiles der spanischen Colonien ohne Mittel des Widerstandes, und ohne Kampf wurde die Unabhängigkeit erklärt. Von den Royalisten verließen einige das Land, die Mehrzahl derselben aber schlug sich, mit dem Gedanken eine central-amerikanische Monarchie zu gründen, auf Seite

---

*) „Grave obligacion habeis contraido de auxiliarme en la ardua cuanto importante empresa de elevar al punto culminante de verdadero progreso y felicidad á la Padria comun de las naciones del globo, á este lugar que protejió la Providencia, que designó la naturaleza, y que senaló la mano de la sabiduria humana para ser el vehiculo de la riqueza, el depósito de las ciencias y de la civilisacion." Discurso inaugural que el Supremo Director Licenciado Don Laureano Pineda pronunció despues de haber prestado juramento y tomado posesion, el dia 5 de Mayo de 1851.

der Unabhängigkeit. Man hatte also nach der Absonderung von Spanien noch immer Royalisten im Lande, welche von ihren Gegnern — den Republikanern, die sich Liberale nannten — mit dem Namen Servile bezeichnet wurden. Der erbitterte Kampf zwischen diesen beiden Parteien mit ihren verschiedenen lokalen und momentanen Tendenzen und unter verschiedenen Benennungen hat bis auf diesen Augenblick fortgedauert und ist noch weit davon entfernt geschlichtet zu sein.

Die Liberalen entschieden sich für den föderativen Republikanismus nach dem Muster der Vereinigten Staaten, schufen demgemäß die „Republik von Centro-Amerika“ — eine Föderation der fünf Staaten Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica, — gaben ihr 1824 ihre Constitution, schafften die Sklaverei ab, führten allgemeine Toleranz ein, gründeten und verbesserten Schulen, und begünstigten die Einwanderung und Niederlassung von Fremden. Man kann sagen, es herrschte in dieser Partei und ihrer Schöpfung der Jeffersonianische Geist der nordamerikanischen Politik, und als die Servilen, an der Möglichkeit einer central-amerikanischen Monarchie verzweifelnd, sich gleich Anfangs dem damals aufschießenden mexikanischen Kaiserthume in die Arme warfen und Iturbide eine Armee nach Guatemala sandte, antwortete der flüchtige republikanische Congreß am 2. December 1822 mit einem Beschlusse der Annexation an die Vereinigten Staaten.

Der baldige Sturz Iturbide's beseitigte diese extreme Alternative eines Anschlusses entweder an das mexikanische Kaiserthum oder an die nordamerikanische Union. Sie ist

aber im höchsten Grade bezeichnend für den Charakter und die Unversöhnlichkeit der beiden Parteien.

Die Servilen, welche sich in der Minderheit sahen, operirten gegen die Liberalen und ihre republikanische Schöpfung mit einer Reihe von Intriguen und Verräthereien, welche durch ewige Unruhen die einzelnen Staaten ermüdeten und dem Bunde abgeneigt machten, bis sie endlich diesen wirklich sprengten. Dem Föderalismus gegenüber, welcher den Kern des republikanischen Systemes ausmachte, erklärten sich die Feinde der Republik bald für den Centralismus von dem sie hofften daß er der Monarchie näher führen werde, bald für den Separatismus der einzelnen Staaten welcher wenigstens die Vernichtung des Bundes zur Folge haben und damit die Republik machtlos machen sollte; und indem es ihnen später möglich wurde einen Theil der Föderalisten durch diese Metamorphosen zu täuschen und im Gegensatze zu centralistischen Bestrebungen auf Seite der Separatisten zu treiben, im Gegensatze zu separatistischen Bestrebungen aber in eine centralistische Richtung zu drängen, gelang es ihnen diese Partei zu theilen und in sich selbst in Feindschaft zu verwickeln. Wie mit dem ephemeren Kaiser von Mexiko, conspirirten sie mit der Geistlichkeit des eignen Landes, und als dies nur die Absetzung und Verbannung der Bischöfe und die Verlachung einer Excommunication zur Folge hatte, öffneten sie den englischen Acquisitionsplänen die Thür, wurden die gefälligen Diener der übermüthigen Colonialregenten von Belize und des diplomatischen Handlangers welcher in Central-Amerika die schmutzige Arbeit der briti-

schen Regierung verrichtete, und machten die Käuflichkeit durch englisches Geld und die Einschüchterung durch englische Drohungen und Gewaltthaten zum Hülfsmittel ihrer Operationen. Aber vergebens wurde so auf alle Weise gearbeitet, den zwar wankenden aber von der Energie und Ausdauer eines Mannes wie Morazan aufrecht gehaltenen Bau des Bundesstaates umzustürzen. Da spielte ihnen das ungünstige Schicksal das letzte desperate Mittel in die Hände, und in der Verblendung des Hasses wurde es ergriffen. Im Jahre 1837 erschien die Cholera in Central-Amerika, und wüthete unter den Indianern von Guatemala. Die dadurch bewirkte Aufregung wurde von der servilen Partei mit Hülfe der Geistlichkeit zur Anstiftung eines allgemeinen Indianeraufstandes benutzt, an dessen Spitze zum ersten Male Carrera erscheint. Zwar haben sich die Servilen wie die Priesterschaft von Guatemala, indem sie sich dieses Mannes und seiner Indianerhorden für ihre Zwecke bedienen zu können glaubten, bitter getäuscht, denn bald hatte sich der Diener zum Herrn seiner Herren gemacht; allein die Föderation und die Hoffnungen central-amerikanischer Cultur waren vernichtet, und die bisherigen Versuche die erste wiederherzustellen, haben nur zu partiellen und vorübergehenden Resultaten geführt. Morazan welcher mit den bedeutendsten Männern der Föderalpartei nach Chile entfloh, und von dort, zu der Hoffnung einer Wiederherstellung der Bundesrepublik verleitet, zurückkehrte, wurde von den Servilen des Staates Costa Rica, denen er in die Hände fiel, erschossen. Nach dem Namen eines der beiden Schiffe, auf welchen er mit seinen Freunden im April 1842 von Chile zurückkehrte,

sind die Reste der Föderalpartei bis auf den heutigen Tag die Coquimbos genannt worden.

Nach der Auflösung des central-amerikanischen Bundes wurden verschiedene Versuche gemacht denselben auf friedlichem Wege wiederherzustellen, und ohne die Gegenwirkungen der britischen Agenten in Guatemala und Costa Rica, wo mit der Herrschaft der Servilen der englische Einfluß allmächtig war, und umgekehrt durch diesen Einfluß sich die Herrschaft der Servilen erhielt, würde der Zweck vielleicht erreicht worden sein. Bis vor Kurzem ist es aber der unverkennbare Zweck der britischen Regierung gewesen, in Central-Amerika jede Art von politischer Verwirrung zu erhalten, jede Art von politischer Verwilderung zu befördern, die Elemente von welchen eine Regeneration hätte ausgehen können vernichten zu helfen, das Land auf diese Weise zu einer leichten Beute zu machen, — jedenfalls aber eine Partei nicht wieder emporkommen zu lassen die einmal die Annexation an die Vereinigten Staaten beschlossen hatte; — und erst seit dem letzten Frieden scheint England durch die nunmehrige Weltlage dahin getrieben zu sein, seinen Vortheil in einer veränderten Politik in Bezug auf das amerikanische Staatensystem zu suchen. Wie bisher die Dinge standen und bei der bisherigen auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten gab es für Central-Amerika keine Hoffnung der Regeneration, obschon sich in San Salvador, Nicaragua und Honduras immer noch ein Rest des föderalistischen Geistes erhalten hatte.

Diese drei Staaten haben zu verschiedenen Zeiten Schritte zur Wiederherstellung der Bundesrepublik gethan,

bei denen sie von Guatemala und Costa Rica auf unredliche Weise mit Versicherungen hingehalten wurden. Die Versammlungen von Bevollmächtigten welche zu diesem Zwecke im Jahre 1842 nach Chinandega in Nicaragua, 1846 nach Sonsonate in San Salvador, und 1847 nach Nacaome in Honduras berufen wurden, konnten kein weiteres Resultat als den Abschluß von Freundschaftsverträgen zwischen den drei mittleren Staaten haben.

So standen die Dinge, als im Jahre 1848 unter der Administration des Präsidenten Polk die Vereinigten Staaten Herrn Hise als Geschäftsträger nach Guatemala schickten, mit der Instruction: „bei vorkommender Gelegenheit durch seinen Rath die Wiedervereinigung der Staaten zu befördern welche die Bundesrepublik von Central-Amerika gebildet hatten.“ Die nämliche Instruction erhielt Hise's Nachfolger, Herr Squier, welcher vom Präsidenten Taylor nach Central-Amerika gesandt wurde, wo er im Juli 1849 ankam. Unter seinem Einfluß ergriff Nicaragua die Initiative zu einem neuen Vereinigungsversuche, welcher bei San Salvador und Honduras eine günstige Aufnahme fand. Die Bevollmächtigten der drei mittleren Staaten versammelten sich demgemäß am 1. November 1849 zu Leon — Guatemala und Costa Rica hatten sich abermals ausgeschlossen und arbeiteten eine Bundesverfassung aus, welche am 8. November 1849 unterzeichnet, darauf von den drei genannten Staaten einstimmig ratificirt und unter dem 16. December 1849 im Correo del Istmo bekannt gemacht wurde. In Kraft dieser Verfassung trat im Monat December 1850 zu Chinandega eine Versammlung von Abgeordneten der drei

verbündeten Staaten zusammen, welche den gewesenen ersten Präsidenten der Republik von Central-Amerika, der zugleich die Verfassung derselben ausgearbeitet hatte, Don José Barrundia, zum Präsidenten der neuen Föderation wählte, und für den auf December 1851 einberufenen Generalcongreß die Repräsentantenwahlen verordnete.

Die Zusammenkunft dieses Congresses und damit die Consolidirung der neuen Föderation zu vereiteln, scheint eins der Hauptmotive gewesen zu sein durch welche die während meines Aufenthaltes vor sich gehenden politischen Bewegungen verursacht worden sind. Zu diesem Zwecke verbanden sich englische Intriguen mit den Parteiinteressen der Servilen in Nicaragua, wo unter den drei mittleren Staaten der englische Einfluß die meisten Fortschritte gemacht hatte; und sie waren hier um so thätiger, als es sich zugleich darum handelte den Absichten der Canal-Compagnie entgegenzutreten, mit deren Erreichung der nordamerikanische Einfluß hier unvermeidlich die Oberhand bekommen mußte. Wie es sich hiermit verhielt, werde ich weiter unten klar machen, wo ich auch zeigen werde wie diese beiden Zwecke des englischen Interesses im Lande mit einander in Conflict kamen, und so eine Verwirrung des Parteikampfes in Nicaragua hervorbringen mußten welche nur für den in diese Verhältnisse Eingeweihten verständlich sein kann.

Wie in den übrigen central-amerikanischen Staaten, haben auch in Nicaragua die Parteien ihren lokalen Charakter. Ihre Grundlage ist freilich die Scheidung in Servile und Liberale gewesen, aber die besonderen Verhältnisse des Staates haben ihnen ihre besondere Färbung gegeben.

Die Servilen wurden hier Timbucos, die Liberalen Calandracas genannt*). Im Jahre 1849 machten die Timbucos von Granada und Rivas durch die von ihnen angestiftete Insurrection des Räuberhauptmanns Samoza den Versuch sich, wie die Servilen von Guatemala gethan, der Indianer gegen ihre politischen Feinde, die Calandracas, zu bedienen, welche damals die Zügel der Regierung in der Hand hielten. Als aber Samoza Miene machte die Rolle Carrera's zu spielen, und dabei, selbst rücksichtsloser als dieser, seine eignen Beschützer — die Servilen — nicht schonen zu wollen schien, riefen die erschrockenen Timbucos, indem sie eine Versöhnung der Parteien antrugen, ihre bisherigen politischen Gegner um Hülfe an. Der General Muñoz marschirte von Leon heran, schlug die Rotte welche die Stadt Rivas geplündert und halb in Asche gelegt hatte, nahm Samoza gefangen und ließ ihn hinrichten. So war nicht nur Friede sondern auch Eintracht im Lande hergestellt, als ich gegen Ende des Jahres 1850 in Nicaragua ankam. Dieser günstige Zustand sollte bei der heranrückenden Wahl eines neuen Präsidenten — oder, wie der Titel in Nicaragua lautet, Directors des Staates — durch die Ernennung des Herrn Pineda befestigt werden, eines gemäßigten und ehrenwerthen Mannes der Timbuco-Partei, den sich die Calandracas gefallen ließen.

Die Parteien konnten sich indessen, theils aus inneren

*) Die Bedeutung dieser beiden Wörter ist mir nicht bekannt, doch vermuthe ich daß der letzte von Calandra, die Feldlerche, abzuleiten ist, wonach Calandracas soviel bedeuten würde wie Gesindel ohne Haus.

Gründen, theils in Folge englischer Anstiftungen deren Motive ich schon bezeichnet habe, nicht lange vertragen.

Zu den Männern welche den Timbucos am meisten im Wege waren, gehörte der General Muñoz, dessen Charakter und Tendenzen ich schon weiter oben besprochen habe. Der nämliche Mann aber war zugleich den Engländern verhaßt, als deren entschiedenen Gegner in ihren an Nicaragua verübten Gewaltthaten er sich bewiesen. Jetzt bekam er noch einen dritten Feind an der Canal-Compagnie, welche, nachdem die von ihr nach London geschickten Herren J. L. White und Cornelius Vanderbilt bei den dortigen Capitalisten eine sehr skeptische Aufnahme gefunden, zu dem Entschlusse gekommen war, sich aus den durch den Canal-Contract gegen Nicaragua übernommenen großen Verpflichtungen herauszuziehen, ohne von den dadurch erworbenen eben so großen Rechten Etwas fahren zu lassen, und darauf ausging mit der Regierung einen dahinzielenden Zusatzvertrag zu machen. Die Calandracas, und Muñoz als ihr einflußreichster Führer, würden hierzu niemals ihre Zustimmung gegeben haben, theils weil sie überhaupt richtigere staatswirthschaftliche Ansichten hatten, theils weil ihr Patriotismus stärker war, theils endlich weil die bei den Anträgen der Compagnie beabsichtigte Straße von Virgin Bay nach San Juan del Sur (die sogenannte Transit Road), dem nordwestlichen Theile von Nicaragua, dem eigentlichen Sitze der Calandracas, keinen Vortheil gewähren konnte. Als Oberbefehlshaber der Truppen, deren Disciplinirung man ihm allein zu verdanken hatte, war er zu mächtig als daß man seine Ansicht über eine politische Angelegenheit hätte ignoriren können,

und so gehörten denn bald alle Anhänger der Canal-Compagnie zu den Gegnern des Generals, und alle Gegner der Canal-Compagnie zu seinen Freunden. Dies war es denn auch was in den damaligen Angelegenheiten die Interessen der Engländer im Lande mit sich selbst in Widerspruch brachte, und zur Folge hatte, daß der englische Einfluß erst Muñoz zu stürzen suchte, dann plötzlich auf seine Seite trat, und ihn am Ende fallen ließ.

Bald nach dem Amtsantritte Pineda's begannen Beschuldigungen gegen den General laut zu werden daß er gegen die Regierung conspirire. Die Legislatur, welche eine Timbuco-Majorität hatte, beschränkte seine Mittel und Befugnisse, trieb ihn dahin seine Entlassung zu nehmen, und die Regierung soll damit umgegangen sein ihm unter irgend einem Vorwande den Proceß zu machen. Wie er selbst behauptete, wäre auf den 5. August seine Verhaftung beschlossen gewesen; da wurden in der Nacht vom 3. auf den 4. der Präsident Pineda und die Herren welche sein Ministerium bildeten in ihren Häusern aufgehoben, in aller Stille bei Dunkelheit auf Pferde gesetzt und aus dem Lande escortirt. Als an der Spitze der Bewegung stehend bekannte sich eine Anzahl von Bürgern durch ihre unter ein „Pronunciamiento" gesetzten Namensunterschriften. Der Stadtrath von Leon trat diesem Revolutionsprogramme bei. Muñoz übernahm wieder den Oberbefehl über die Truppen, und in der Person des Senators Justo Abaunza wurde ein provisorischer Director des Staates ernannt. Zu Managua aber war während dieser Vorgänge die Legislatur des Staates versammelt. Die revolutionäre Bewegung welche in Leon

usgebrochen, war eben so sehr gegen diese Legislatur ge-
ichtet wie gegen die Verwaltung. Als nun die Gesetzgeber
u Managua erfuhren was zu Leon geschehen, wählten sie,
uf den Rath des Herrn J. White, des Agenten der Canal-
Compagnie ihrerseits ebenfalls einen provisorischen Director
es Staates, und zwar in der Person des Herrn José del
Montenegro, worauf sie, ebenfalls auf den Rath des Herrn
J. White, ihre Versammlungen nach Granada verlegten, wo
ie ganz unter dem Einflusse der Canal-Compagnie und ihres
Agenten standen. Jeder der beiden Directoren des Staates
wählte sich sein Cabinet; Montenegro gab dem bekannten
Fruto Chamorro den Befehl über die Truppen welche man
u Granada zu concentriren suchte, — und so hatten wir,
gerade um die Zeit als ich nach Leon reisen wollte, zwei
Regierungen mit der entsprechenden Militärmacht im Lande,
von denen die eine zu Leon, die andere zu Granada ihren
Sitz hatte, und die sich beide zum Bürgerkriege rüsteten.

Nicht lange vor dem Ausbruche dieser Unruhen war
nämlich Herr J. L. White von New-York als Agent der
Canal-Compagnie nach Nicaragua gekommen und hatte bei
dem Gouvernement des Herrn Pineda um den von mir schon
erwähnten Zusatzvertrag angehalten, durch welchen die In-
teressen der Compagnie in zwei Theile getheilt werden soll-
ten, so nämlich daß auf den einen Theil alle unmittel-
baren Vortheile gegen ein Minimum von Leistungen fallen
sollten, damit die Compagnie sich des anderen Theiles, wel-
cher große Verpflichtungen mit in der Ferne liegenden Vor-
theilen verband, so leicht als möglich entledigen könne.
Herr White machte nämlich den Vorschlag, daß dieselben

Personen welche die Canal-Compagnie bildeten, unter dei
Namen der Accessory Transit Company, eine zweite Con
pagnie mit selbstständiger Concession bilden sollten, und da
diese zweite Compagnie, für die Herstellung einer einfache
Fahrstraße über den Isthmus von Rivas, ein Werk welche
weder den Mitteln noch den technischen Fähigkeiten eine
bemittelten und verständigen Nicaraguensers überlegen wa;
alle die außerordentlichen Vortheile genießen sollte welc
den nämlichen Personen in ihrer Eigenschaft als Cana
Compagnie nur unter der lästigen Bedingung zustanden da
der Canal wirklich gebaut werde. Zu diesen Vortheile
gehörte das Monopol der Dampfschifffahrt auf den sämm
lichen inneren Gewässern von Nicaragua; und die einzi
Bescheidenheit der New-Yorker Speculanten bestand dari
daß für die Herstellung der Transit-Straße diese Begünsti
gungen auf eine kürzere Reihe von Jahren beansprucht wu
den als sie der Canal-Compagnie unter der Bedingung de
wirklichen Handanlegung zum Canalbau zukamen.

Pineda war ein zu verständiger und patriotischer Mann
um solchen Anträgen Gehör zu geben. Als er aber gestür
war, und für die eine Hälfte des Landes Montenegro, ein alte
und kranker Mann, unter den Sorgen und Unruhen ein
Revolution die politischen Geschäfte leiten sollte, hatte Whi
leichteres Spiel. Der Agent der New-Yorker Speculante
trat jetzt zu Granada offen als Parteigänger auf, versprac
Geld, Waffen und Mannschaft gegen die Calandracas vo
Leon, deren Anmarsch unter dem General Muñoz man von Ta
zu Tag erwartete, und indem er am rechten Platze auch m
einem oder dem anderen Geschenke zu operiren wußte, gelan

s ihm den gewünschten Vertrag am 14. August 1851 zum
Abschlusse zu bringen, und am 19. desselben Monats dafür
ie Bestätigung der Asamblea zu erhalten*). So war die
Accessory Transit Company entstanden, welche von jener
Zeit an bis auf die ersten Monate von 1856, wo ihr unter
em Einflusse Walker's von der nicaraguensischen Regierung
hre Concession entzogen und ihr im Lande vorhandenes
Eigenthum mit Beschlag belegt wurde, den gesammten
Transit-Verkehr der nicaraguensischen Californierstraße, nicht
ur zwischen San Juan del Norte und San Juan del Sur,
ondern zwischen New-York und San Francisco monopoli-
irt hat.

Wenige Tage vor dem Abschlusse seines Vertrages berief
Herr White, um seinen Unterhandlungen Nachdruck zu ge-
en, eine Versammlung aller zu Granada lebenden Auslän-
er, indem er sich mit der Erwartung täuschte dieselben zur
ctiven Parteinahme für die Timbucos bestimmen zu können.
Dieser Versuch schlug gänzlich fehl, weil jeder residirende
Fremde in den Monopolen der Compagnie den Feind seiner
igenen Interessen sah. Nur drei oder vier Personen folgten
em Rufe des Agenten der Canal-Compagnie. Die Gra-
nadiner Regierung, durch diese Haltung der Fremden gereizt,
wollte hierauf anfänglich sämmtlichen Ausländern die Waf-
en abfordern, dann, ihren Entschluß wechselnd, ihnen die

*) Die Asamblea zu Granada zögerte mit dieser Bestätigung,
und noch am Morgen des 19. war eine Majorität gegen dieselbe
vorhanden. Da erhielt ein zu Granada wohnender Südamerikaner
ine namhafte Geldsumme zu dem Zwecke die Versammlung zu be-
techen, und am Nachmittage erfolgte die Bestätigung.

Alternative stellen, entweder Waffendienst zu thun oder da
Land zu verlassen. So standen für uns zu Granada d
Dinge, als Doctor S., ein Mann welcher damals unbestri
ten unter den zu Granada lebenden Fremden den erst
Rang einnahm, seinerseits eine Massenversammlung d
Ausländer berief. Fast sämmtliche zu Granada anwesen
Nordamerikaner, Deutsche, Franzosen und Italiener erschi
nen, und vereinigten sich zur Abgabe einer Erklärung ihr
Neutralität in dem bevorstehenden Bürgerkriege, aber au
ihres Entschlusses sich weder ihrer Waffen berauben, no
zum Militärdienst zwingen, noch auch aus dem Lande treibe
zu lassen, sondern nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu ve
treiben. Augenblicklich wurde ein Sicherheitscomité e
nannt, wir organisirten uns militärisch, und so sah ich mi
mitten in den Verwickelungen einer Revolution wider Wille
als handelnde Person, und sogar mit in den Vordergrun
geschoben, denn ich war bei der Massenversammlung d
Ausländer zum Secretär ernannt worden und hatte d
Erklärung redigirt. Diese war zwar in bestimmten Au
drücken aber mild abgefaßt, und begann mit dem Ausdruc
unserer Trauer über den Ausbruch der Revolution und d
Zerrüttung des Landes. Es war charakteristisch daß hiera
die Italiener, unter der Leitung des etwas früher in de
Bürgerkriegen der Plataſtaaten bekannt gewordenen Gen
rals Reta, Anstoß nahmen, und Tags darauf sich von de
Gemeinschaft mit den übrigen Fremden zurückzogen. Unse
Neutralitätserklärung sollte zu Granada gedruckt werden
die Regierung ließ aber den Druck nicht zu.

Alles dies ging am 17. und 18. August vor sich. Ar

9. wurde der Vertrag der Transit Company von der Asamlea angenommen, und am 20. war der provisorische Director Montenegro gestorben. Nun begann die allgemeine Zerwirrung sich zu steigern. Auf der einen Seite sprach man von dem Anmarsch der Leoneser, auf der anderen davon daß der General Guardiola — der Tiger von Honduras, wie man ihn genannt hat — den Granadinern zu Hülfe ziehe. In den Straßen der Stadt wurden Barrikaden errichtet. Ein deutscher Landsmann ließ über dem Thore seiner Wohnung eine große schwarz-roth-goldne Fahne wehen, welche aus Deutschland mitgebracht worden war, sei es um unter der heißen Tropensonne dem verschmachtenden Patriotismus Schatten zu geben, sei es zu dem Zwecke den See von Nicaragua unter der Flagge des einigen Deutschlands zu befahren. Wer würde es in Deutschland glauben — — die Farben des deutschen Reiches erweckten bei einigen alten Damen von Granada ein unbedingtes Zutrauen, bald wurden Kästchen und Truhen mit den Schätzen der Señoras in das Haus des Landsmannes gebracht, der, soweit es ihm gelang den Humor der Sache nicht zum Vorschein kommen zu lassen, die Miene eines wohlwollenden Protectors annahm.

So standen zu Granada die Dinge als ich am 21. August gegen Abend wohlbewaffnet vor dem Thore meiner Wohnung ein starkes und schnelles Pferd bestieg. Dasselbe that ein junger Deutscher, Herr A., welcher es übernommen hatte mich nach Leon zu begleiten. Die Reise schien bei dem Zustande des Landes nicht gefahrlos zu sein. Eben wirbelte ein Tambour in der Straße, und es wurde ein Befehl

verlesen daß ohne specielle Erlaubniß und besonderen Pa
des Militärcommandanten kein Mensch die Stadt verlasse
dürfe. Wir setzten unseren Pferden die Sporen in d
Seite, flogen in gestrecktem Galopp zur Stadt hinaus, un
zogen unsere Zügel erst an als wir Masaya nahe waren.

Vierzehntes Kapitel.

eise nach Leon. — Managua. — El general del ejército. — Verdächtige Burschen im Walde. — Gewitter zu Pueblo Nuevo. — Jesus Christus der beste Blitzableiter. — Der Adel der Tugend und Wissenschaft. — Ankunft zu Leon. — Haltung der Engländer. — General Muñoz. — Unas operaciones muy militares. — Das Eisenbahnproject des Doctor S. — Protest gegen den Vertrag der Accessory Transit Company. — Diplomatische Aufträge nach Washington. — Der Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in einer ungeschickten und der englische General-Consul in einer unschicklichen Situation. — Letzter Abschied vom General Muñoz. — Seine späteren Schicksale und sein Tod. — Meine Abreise von Leon. — Verdächtige Begleitung und glücklicher Zufall. — Fruto Chamorro, seine spätere Rolle in der Landesgeschichte und sein Tod. — Der Bürgerkrieg von 1854. — Rückkunft nach Granada.

Um Granada gegen einen Ueberfall der Calandracas on Leon her zu decken, hatten die Timbucos mit ein- bis weihundert Mann Managua besetzt. Chamorro hatte sich elbst auf diese Stellung begeben und betrieb von hier aus ie Zusammenziehung einer stärkeren Truppenmacht. Aus iesem Grunde fanden wir die Straße zwischen Granada ind Masaya mit Zuzüglern bedeckt und waren nicht ganz hne Besorgniß angehalten zu werden. Unangefochten ereichten wir aber bei schon angebrochener Dunkelheit Masaya, varen am folgenden Morgen bei dem Grauen des Tages chon wieder im Sattel, und nahmen unser Frühstück zu

Managua. Als wir eben im Begriff waren von hier wied
abzugehen, erschien in Hausjacke und Schlafmütze ein nic
großer aber kräftig gebauter Mann, hinter ihm ein Offici
mit rasselndem Schleppsäbel vor uns, und wir sahen daß
sich um ein Verhör, vielleicht eine Visitation handelte. I
hatte nichts Verdächtiges bei mir als die Neutralitätse
klärung der Fremden; wir riskirten aber nach Granada zu
rückgeschickt zu werden. Auf Befragen gaben wir uns fü
Kaufleute aus die in Geschäften nach Chinandega reiste
Der Mann in der Schlafmütze faßte mich scharf in's Aug
ließ uns aber passiren. Ich erkannte in ihm den ehemalig
Präfecten von Rivas, Fruto Chamorro, mit dem ich mi
vor einigen Monaten wegen der Ansiedlung der Fremde
gezankt. Ich fragte indessen, nachdem er sich entfernt hatt
den Aufwärter des Gasthauses, wer der Herr gewesen se
— „El general del ejército — der General des Kriegs
heeres — war die Antwort. Don Fruto war, wie ic
schon berichtet habe, General geworden, und stand an de
Spitze eines „Kriegsheeres" von 150 Mann gegen Muñ
in den Waffen. Schon damals hatte er mir gesagt daß e
mit der Macht des letzteren nicht mehr lange dauern werd
Ich bin überzeugt daß er mich erkannte, und auch wußt
daß ich ihm eine Unwahrheit sagte indem ich mich für eine
nach Chinandega reisenden Kaufmann ausgab.

Wir waren nun über die Linie der Granadiner hinaus
und durften erwarten nun bald auf die Leoneser zu stoßen, di
uns als Freunde kannten. In sofern waren für die Hinreis
keine Schwierigkeiten mehr vorhanden. Der Ausbruch de
Unruhen hatte aber bereits seine gewöhnliche Wirkung gehabt

die Straßen unsicher zu machen. In den centralamerikanischen Bürgerkriegen pflegen die kämpfenden Parteien die waffenfähigen Männer deren sie habhaft werden können in ihre Reihen zu pressen. Um einem unfreiwilligen Waffendienste zu entgehen, flieht deshalb ein Theil der männlichen Bevölkerung in die Wälder. Andere, welche bereits eingereiht wurden, desertiren wieder, sei es um zur entgegengesetzten Partei überzugehen, sei es um sich dem Dienste ganz zu entziehen. So füllt sich das Land mit Herumstreichern, von welchen ein Theil, wenn nicht durch ursprüngliche böse Neigung, so doch am Ende durch Mangel getrieben wird sich mit Wegelagern und Plündern zu befassen. Ich war in dem Walde, durch welchen die Straße zwischen Managua und Mateares führt, meinem Begleiter vorausgeritten und versuchte eben an der Seite eines mitten im Wege befindlichen Morastes vorbeizukommen, als zwischen den Baumstämmen zwei Burschen hervortraten, von denen jeder eine Pistole in der einen und eine Machete in der anderen Hand hielt. Der Morast auf der einen und die Bäume auf der anderen Seite ließen mir keinen Raum zum Ausweichen. Herr A. war so weit zurückgeblieben daß von ihm weder zu sehen noch zu hören war. Es blieb mir also nichts übrig als meinerseits gleichfalls eine Pistole in die Hand zu nehmen, und, die zwei Kerle scharf in's Auge fassend, vorwärts zu reiten. Sie traten ein Paar Schritte zurück, um mir Raum zu geben. Ohne daß ein Wort gewechselt wurde, ritt ich vorüber, und wandte dann mein Pferd, um auf Herrn A. zu warten. Als die verdächtigen Gesellen merkten daß noch Jemand nachkomme, fanden sie für gut im Walde zu verschwinden.

Der General Muñoz, dem ich zu Leon die Sache erzählte, fragte mich weshalb ich die Burschen nicht niedergeschossen. „Was haben die Strolche an der Straße im Walde mit den Waffen in der Hand zu thun?“ rief er aus, als ich einwandte daß sie mich nicht belästigt hätten. Es gehört zu den Verdiensten des Generals daß er das Land von Räubern rein gehalten, und er pflegte die Sicherheit der Person und des Eigenthumes welche in der That während der letzten ruhigen Periode im Lande geherrscht, sich und seinen in strenger Disciplin gehaltenen Soldaten zuzuschreiben, und auf diesen polizeilichen Zweck die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres zu gründen. Auch wurde, als er resignirt hatte, vielfach über Unsicherheit der Straßen und isolirten Wohnungen geklagt.

Als wir am folgenden Tage zu Pueblo Nuevo angekommen waren, brach eins der furchtbaren Gewitter aus welche in diesem westlichen Theile des Landes in der Regenzeit nicht selten vorkommen. Der Osten und Westen von Nicaragua, und wahrscheinlich von Central-Amerika überhaupt, unterscheiden sich in dieser Beziehung. Nordwärts sind längs der ganzen Westseite des Continentes bis zur Halbinsel Californien die Gewitter von großer Heftigkeit. Mazatlan, unter anderen Punkten, ist dadurch berüchtigt, während umgekehrt zu San Francisco Gewitter überhaupt wenig bekannt sind. Wir konnten in der That mit unserem guten Glück zufrieden sein daß wir vor Ausbruch des Wetters unter Dach gekommen waren. Die Blitze waren schrecklich, die Donnerschläge furchtbar und betäubend. Der Regen fiel so massenhaft herab daß es aussah als müsse man

in der Luft ertrinken, und daß in kurzer Zeit jeder Hohlweg ein reißender Strom war. Das Haus in welchem wir eingekehrt, war von einer Wittwe mit ihren zwei Töchtern bewohnt. Als wir abgestiegen, hatte die Neugierde den Pfarrer des Ortes herbeigeführt, und wie nun der Blitz in dicken Strahlen Schlag auf Schlag die Riesen des nahen Waldes traf, suchten die zitternden Frauen Trost bei diesem, welche Gelegenheit der Herr Pater, ein noch sehr junger Mann, benutzte um sich vor uns in glänzendem Lichte zu zeigen. „Ich kann die Elektricität nicht vertragen" — sagte er zu uns gewandt, indem er sich ein Tuch um den Kopf band. „Als ich ein Knabe war, fürchtete ich mich sehr vor dem Blitze, und eben so sehr vor dem Donner. Seitdem aber habe ich Philosophie studirt" — ein furchtbarer Schlag — „ave Maria sanctissima! — und der Professor hat uns erklärt daß die himmlischen Körper zu hoch am Himmel sind um auf uns herabzufallen. Jetzt fürchte ich mich gar nicht mehr" — ein anderer Schlag — „Jesu Christo! mi mejor pararaya! — Jesus Christus, du mein bester Blitzableiter!" — Der nächste Schlag trieb den zitternden Pater in eine dunkle Kammer, wohin sich schon die Frauen geflüchtet hatten, und wir hörten, so lange das Gewitter anhielt, ihr lautes ora pro nobis. Kaum hatte aber das Wetter, welches rasch über den Ort zog, etwas nachgelassen und der Donner rollte dumpfer aus einiger Ferne, als der philosophische Seelsorger den nun wieder ruhigeren Frauen voraus in die Stube kam, und uns erzählte daß seine Nerven gegen die Elektricität außerordentlich empfindlich seien. Dann rief er einem kleinen Knaben:

„Juan! — laufe schnell zu meiner Mutter und sage ihr daß nicht die geringste Gefahr sei.“ —

Indem wir die Zeit abwarteten bis das Wasser wieder ein wenig abgelaufen und die Straßen gangbar geworden, hatte der Herr Pfarrer Zeit auch in anderen Zweigen der Bildung sein Licht leuchten zu lassen. Er brachte aus seiner Tasche ein kleines englisches Buch und machte die wunderlichsten Anstrengungen uns zu beweisen daß er es lesen könne. Eine Stelle im Buche veranlaßte ihn, um eine Erläuterung über den Gebrauch des Wortes Sir als Anrede und als Titel zu bitten. Ich erklärte ihm die Sache. „Ich verstehe“ — erwiderte er — „in England gibt es eine Aristokratie; Etwas der Art existirt nicht in Nicaragua. In Nicaragua gibt es keinen anderen Adel als den der Wissenschaft und der Tugend — en Nicaragua no hay otra nobleza que de la ciencia y de la virtú!“ —

Indem wir zu Leon auf den Marktplatz ritten, begegneten wir einem mir bekannten hier residirenden Engländer, welcher herzueilte um von mir Neuigkeiten von Granada zu hören und mich zu diesem Zwecke anhielt. Man war hier ganz ohne Nachricht und ich konnte wichtige Thatsachen melden. Montenegro war gestorben, und die Legislatur hatte den Vertrag der Regierung mit der Accessory Transit Company genehmigt. „Haben sie — die Spitzbuben!“ — rief der Mann — „aber der General wird ihnen eine Lection geben! — Er wird sie züchtigen! — Er ist der Mann dazu! — Er ist ein famoser Kerl! — Und er soll Geld bekommen! — Es soll ihm nicht an Geld fehlen! — Er soll auf Granada marschiren! — Er soll sie züchtigen!“ —

Bisher hatte der General Muñoz bei den Engländern keineswegs in gutem Renommée gestanden. Ich sah mit einem Male daß sich in dieser Beziehung der Wind gedreht hatte; aber leider für den General ist dieser Wind nicht sehr beständig gewesen. Offenbar haben ihm damals zu einem Marsche gegen Granada die Mittel gefehlt, und die englischen Versprechungen sind aus irgend einem Grunde nicht gehalten worden.

Wenn übrigens der General ein großer Militär gewesen sein soll, so muß seine Stärke mehr in der Theorie als in der Praxis gelegen haben. Ich eilte ihn zu besuchen, und natürlich bezogen sich seine ersten Fragen auf die Rüstungen, die Stärke und die Stellung seiner Gegner. Als ich ihm sagte, daß sich die Macht der Granadiner zu Managua concentrire, bemerkte er mit feiner und triumphirender Miene: „aqui puedo yo hacer unas operaciones muy militares — hier kann ich einige ausgezeichnete strategische Operationen machen" — und nun erklärte er mir, wie er sich mit seinen Truppen zu Realejo einschiffen könne, um zu San Juan del Sur zu landen, über den Isthmus zu marschiren, und Granada von der Seite des Sees zu überrumpeln; — oder — wie er über den See von Managua gehen, zu Tipitapa landen, auf dem Estero Panaloya sich wiederum einschiffen und so Granada ebenfalls durch Ueberraschung nehmen könne; — und andere strategische Pläne von gleicher Tiefe der militärischen Wissenschaft, die aber sämmtlich aus irgend einem Grunde unausführbar waren, die beiden angeführten schon deshalb weil der General weder zu Realejo ein Schiff noch auf den Seen von Managua und Nicaragua Boote hatte.

Zu den Geschäften welche ich mit dem General zu verhandeln hatte, gehörte es, von ihm, für den Fall des Sieges seiner Partei, bestimmte Zusagen über eine vom Doctor S. nachgesuchte Concession zum Bau einer Eisenbahn von Granada über Leon nach dem stillen Meere zu erhalten. Der Zweck wurde erreicht, obschon die Ereignisse einen Gang nahmen der die Zusagen werthlos machte.

Ueber das Verhältniß der Monopole auswärtiger Compagnien zu den Interessen des Landes hatte Muñoz ganz verständige und klare Ansichten. Er fand es in der Ordnung daß der Staat Nicaragua für ein kolossales und welthistorisches Unternehmen wie der projectirte Schiffscanal werden sollte, außerordentliche Rechte und Vortheile abtrete; allein er war auch der Meinung, daß Rechte und Vortheile, wie sie der Canal-Compagnie gewährt worden waren, unter anderen als so außerordentlichen Voraussetzungen zu gewähren, ein Verrath an den Interessen des Landes sei, und eines solchen Verrathes beschuldigte er nicht mit Unrecht die Granadiner Partei wegen ihres mit der Transit-Compagnie abgeschlossenen Vertrages. Diese Ansichten theilte die ganze Leoneser Partei. Sobald daher zu Leon bekannt wurde daß Herr J. L. White bei der zu Granada tagenden Legislatur des halben Staates — und gerade der Hälfte auf die es hier aus geographischen Gründen ankam — nicht ohne Aussicht auf Erreichung seines Zweckes operirte, erließ die Leoneser Regierung unter dem 22. August einen Protest in der Form eines an Herrn White gerichteten Briefes, welcher auch dem Herrn Cornelius Vanderbilt zu New-York zugestellt wurde, und welcher, indem er die Erklärung der

Haltung der Transit-Compagnie in den folgenden Phasen des nicaraguensischen Bürgerkrieges bis herab auf Walker und die Widerrufung ihres Contractes enthält, von mir mitgetheilt zu werden verdient. Er lautet etwas abgekürzt wie folgt:

Leon, Freitag den 22. Aug. 1851.

Der provisorischen Regierung des Staates Nicaragua ist es zur Kenntniß gekommen daß Sie — während das Land sich im Zustande politischer Spaltung befindet, und keine gesetzliche Regierung besteht, sondern das Volk von seinem natürlichen Rechte hat Gebrauch machen müssen die Sorge für seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen und provisorischen Behörden anzuvertrauen — damit umgehen, mit abgesetzten Staatsbeamteten einen Vertrag abzuschließen, welcher den zwischen der American Atlantic and Pacific Ship Canal Company und diesem Staate in Kraft bestehenden Contract abändern soll. Welche Meinung Sie auch über die Sache haben mögen, Ihre Eigenschaft als Fremder und als Repräsentant einer fremden Compagnie erlaubt Ihnen nicht die Frage zu entscheiden, welche der verschiedenen Autoritäten die jetzt im Lande die streitenden Parteien repräsentiren, die legitime sei, und legt Ihnen die Pflicht auf, die Entscheidung abzuwarten durch welche Sie erfahren werden mit wem Sie dann in Verhandlungen zu treten haben. Einen anderen Weg einzuschlagen, würde soviel heißen wie die Interessen der Canal-Compagnie von dem Ausgange abhängig zu machen, den dieser unabhängige und souveräne Staat für gut finden mag seinen politischen Parteistreitigkeiten zu geben. Sie haben keinerlei Berech-

tigung, Angelegenheiten, welche diesen ganzen Staat betreffen, mit Beamteten zu verhandeln, deren Autorität von einem großen Theile des Staates bestritten wird.

Die provisorische Regierung daher, im Namen der Rechte und Interessen welche durch den Vertrag zur Herstellung einer Verbindung zwischen den beiden Oceanen über diesen Isthmus dem Staate Nicaragua zustehen, protestirt feierlich gegen jede Uebereinkunft welche Sie mit den genannten Beamteten gemacht haben mögen oder noch machen mögen, und welche den erwähnten Vertrag und seine Zusatzartikel ganz oder zum Theil abändern würde. Und dies um so mehr, da Sie, durch öffentliche Aufwiegelung der Bevölkerung von Granada und sogar einiger Ihrer Landsleute, der neutralen Stellung eines Fremden verlustig gegangen sind, und sich unfähig gemacht haben, hier als Agent der Canal-Compagnie dazustehen.

Die provisorische Regierung wird mit Genugthuung die Interessen der genannten Compagnie in Harmonie mit denen dieses Staates gefördert sehen, wenn letzterer wieder seinen inneren Frieden, und seine Regierung den erforderlichen Charakter erlangt haben wird, um Angelegenheiten dieser Art erledigen zu können; bis dahin aber werden derartige Verhandlungen nicht als gesetzlich und zu Recht bestehend anerkannt werden.

Auf Befehl des provisorischen Directors theile ich Ihnen dieses mit, indem ich mich unterzeichne rc.

Der Secretär des Auswärtigen der provisorischen Regierung

J. Estanislao Gonzalez.

Das spanische Original dieses Briefes ist in den Bombast gehüllt welcher den öffentlichen Documenten spanisch-amerikanischer Länder gewöhnlich eigen ist; indem ich aber hier des Raumes und der Klarheit wegen den Kern ausschäle, habe ich Sorge getragen daß dieser seine wahre Gestalt behalten hat, und der Leser wird gestehen müssen daß der Protest der provisorischen Regierung von Leon verständig war.

Im gleichen Sinne wurde eine vom 25. Aug. datirte Erklärung an die Regierung der Vereinigten Staaten erlassen, welche nach meiner Ankunft daselbst durch mich dem Staatssecretär Daniel Webster zugestellt worden ist. Die internationale Stellung der Canal-Compagnie, auf welche sich wichtige Staatsverträge bezogen, ließ mit Recht diesen Schritt als nothwendig erscheinen.

Als es der provisorischen Regierung zu Leon bekannt wurde daß ich im Begriffe sei nach den Vereinigten Staaten zu reisen, wurde ich gefragt, ob ich den Auftrag übernehmen wolle die inneren Verhältnisse Nicaragua's mit Bezug auf die Angelegenheiten der Canal-Compagnie dem damaligen Staatssecretär zu Washington auseinander zu setzen, womit zugleich der Auftrag verbunden wurde, den Protest in einem der Hauptblätter von New-York der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nicaragua hatte in der Person des Herrn Marcoleta einen Geschäftsträger bei der Regierung zu Washington unterhalten; allein in der Verwirrung der centralamerikanischen Angelegenheiten wußte dieser nicht mehr wessen Aufträge er eigentlich auszuführen habe, während der wahre Sachverhalt der war, daß er gar nicht mehr

nicaraguensischer Geschäftsträger, sondern Geschäftsträger der Föderalregierung der drei Staaten Nicaragua, San Salvador und Honduras war. Herr Marcoleta, ein geborner Spanier welcher nie in Nicaragua gewesen, zeigte als ich ihn nach meiner Ankunft zu New-York besuchte, in seiner Unterhaltung nur eine höchst mangelhafte Kenntniß der Verhältnisse des von ihm repräsentirten Landes. „Was soll ich thun?" — fragte er mich; — „von Leon erhalte ich diesen, von Granada den entgegengesetzten Auftrag!" — und doch hatte er in Wahrheit weder von dem einen noch von dem anderen Orte Aufträge zu empfangen sondern einzig von der Föderalregierung zu Chinandega.

Wenn in den Verhältnissen eines zerrütteten central amerikanischen Staates solche Dinge vorkommen, ist dies weder auffallend noch interessant. Was ich aber in Verbindung mit dieser Thatsache weiter zu erzählen habe, hat vielleicht mehr Ansprüche darauf dem europäischen Leser merkwürdig zu erscheinen.

Ich sah nämlich in diesen Tagen meiner letzten Anwesenheit zu Leon den neuen Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, Herrn Kerr, welcher von der Regierung zu Washington bei der des Staates Nicaragua accreditirt und im Monat Juli im Lande angekommen war. Auch zu Washington war man also wie es scheint nicht von der Thatsache unterrichtet daß die drei Staaten Nicaragua, San Salvador und Honduras auf gesonderten diplomatischen Verkehr verzichtet hatten und ein diplomatischer Agent nur von der Bundesregierung zu Chinandega empfangen werden konnte. Herr Kerr befand sich demnach zu Leon in einer

etwas ungeschickten Stellung, welche er durch seine Ungeneigtheit historische Thatsachen zu glauben, noch zu vermehren schien. Die Unwissenheit auf dem auswärtigen Amte zu Washington war um so auffallender, als, wie ich schon berichtet habe, der Anstoß zu dem neuen centralamerikanischen Bunde von Washington ausgegangen, und über den Fortschritt der Verfassungsarbeiten von Herrn Squier seiner Zeit Bericht erstattet worden war. Dem Herrn Guerrero, einem Mitgliede der Bundesregierung, welcher damals zu Leon anwesend war, verdanke ich die Mittheilung aller auf diese Angelegenheit bezüglichen gedruckten und ungedruckten Documente, durch welche die folgenden damals in den Vereinigten Staaten noch unbekannten und von mir in der New-York Tribune zuerst publicirten Facta belegt werden:

Die von den Bevollmächtigten der drei Staaten Honduras, Nicaragua und San Salvador — nämlich Felipe Jauregui für Honduras, Gregorio Juares für Nicaragua und Augustin Morales für San Salvador — ausgearbeitete und am 8. November 1849 vollendete, unterzeichnete und den Staaten zur Ratification mitgetheilte Bundesverfassung erhielt die Sanction von Honduras, Nicaragua und San Salvador, und wurde den beiden Staaten Costa Rica und Guatemala mitgetheilt, sowie ihnen der Beitritt offen gehalten.

Die Bundesregierung, welche in der Person des Herrn José Barrundia ihren ersten Präsidenten erhalten hatte, wurde am 9. Januar 1851 installirt, und von dieser Thatsache den in den centralamerikanischen Staaten residirenden

diplomatischen Agenten auswärtiger Regierungen Anzeig gemacht.

Da die Bundesverfassung den diplomatischen Verkeh der beigetretenen Staaten centralisirte, so brachen diese ihr besonderen diplomatischen Geschäfte ab und übertruge schwebende Angelegenheiten der Bundesregierung. Nicara gua, in's Besondere, that dies auf Beschluß seiner Legislatu vom 31. Mai, und machte unter dem 4. Juni den auswär tigen Staaten mit denen es im diplomatischen Verkehre ge standen hatte, Anzeige davon. In einer Mittheilung von 10. Juni aber, macht Nicaragua der Bundesregierung be kannt, daß es wirklich den Verkehr mit fremden Staate abgebrochen, und empfiehlt den bisherigen nicaraguensische Geschäftsträger Herrn Marcoleta, für die Stelle eines Ge schäftsträgers der Bundesregierung bei dem Gouvernemen von Washington.

So standen die Dinge als im Juli Herr Kerr ankam und zu Leon den Bescheid erhielt daß er seine Beglaubigun der Bundesregierung vorzulegen habe. Sein hierauf be obachtetes Benehmen läßt nicht nur auf die Unwissenhei der damaligen Administration der Vereinigten Staaten in Bezug auf centralamerikanische Angelegenheiten schließen, sondern macht sogar einen üblen Willen und ein Eingehen in englische Interessen wahrscheinlich, welches auch dem Staatssecretär Webster vielfach vorgeworfen worden ist. In der That erinnerte die damalige beharrliche Ignorirung des neuen centralamerikanischen Bundes, welcher durch einiges Entgegenkommen von Seite der Vereinigten Staa- ten unbestreitbar Bestand erhalten haben würde, außerordent-

ich an das Benehmen des englischen General-Consuls, Frederick Chatfield, in der nämlichen Angelegenheit. Diese letztere kleine Episode der centralamerikanischen Geschichte verdient um so mehr hier einen Platz als sie eben so piquant wie historisch belehrend ist. Don Pablo Buitrago, der Minister des Auswärtigen der neuen centralamerikanischen Bundesregierung, hatte nämlich an den genannten englischen Agenten folgendes Schreiben gerichtet:

Auswärtiges Amt der Nationalrepräsentation von Central-Amerika.

Chinandega, Jan. 21. 1851.

An den General-Consul Ihrer Britannischen Majestät ꝛc.

Herrn F. Chatfield:

Mein Herr: Nachdem sich die Staaten Nicaragua, Honduras und San Salvador aus dem freien Entschlusse ihrer Bevölkerungen durch einen förmlichen Unionsvertrag, vom 8. Nov. 1849 datirt, zu einem politischen Ganzen vereinigt, und unter dem Titel der „National-Repräsentation von Central-Amerika" eine Regierung gegeben, ist diese am 9. dieses Monats in dieser Stadt feierlich installirt worden. Nach den Bestimmungen der Bundesverfassung ist die Leitung der gesammten internationalen und auswärtigen Beziehungen der Bundesstaaten auf die National-Repräsentation übertragen worden, und der Präsident, als deren Vollziehungsgewalt, hat den Unterzeichneten beauftragt Ihnen mitzutheilen, daß in Zukunft alle auswärtigen Angelegenheiten der genannten Staaten durch die National-Executive geleitet werden. Indem ich diesem Auftrage nachkomme,

habe ich die Ehre, Ihnen die auf diese Angelegenheit bezüg lichen Decrete der Organisation ꝛc. ꝛc. mitzutheilen, und mich zu unterzeichnen, ꝛc. ꝛc.

Pablo Buitrago.

Da auf dieses Schreiben keine Antwort erfolgte, wurde unter dem 22. Mai dem Herrn Chatfield eine Copie desselben zugestellt, worauf sodann die nachstehende Erwiderung ein ging:

Confidentiell. An den Herrn Pablo Buitrago, ꝛc. ꝛc zu Leon. — Legation Ihrer Br. Maj. Guatemala den 13. Juni 1851. — Mein Herr: Ich habe die Mittheilungen empfangen, welche Sie mir im Januar und unter dem 22. Mai als Secretär der National-Repräsentation gemacht haben, und wenn ich auf die erste nicht geantwortet habe, so ist es, weil ich eine Regierung nicht anerkennen kann die nicht die üblichen Bedingungen der politischen Existenz darbietet, im Gegentheil vielmehr Anomalien und Widersprüche zeigt welche den Gang internationaler Beziehungen unterbrechen könnten. Zugleich würde es befremdend sein, wenn ich einem unpopulären und gänzlich in Mißcredit stehenden Werke, dem die abgeschmackten Inspirationen eines seiner Mitglieder den Charakter des Wahnsinns und der Narrheit gegeben haben, der die übrigen Individuen der National-Repräsentation ungerechter Weise in seine abscheuliche Reputation verwickelt*), durch meine

*) So drückt sich Herr Chatfield über den Präsidenten der neuen centralamerikanischen Bundesregierung, Herrn José Barrundia aus. Der mit den Personen nicht vertraute Leser muß auf den Gedanken gerathen, daß dieser Mann eine Art von Ungeheuer sei.

Firma eine Art von Sanction geben wollte. Auch bin ich nicht ein solcher Feind der Centralamerikaner, daß ich mich, sei es auch nur indirect, dazu hergeben möchte, einer anomalen Institution Zustimmung zu verleihen, welche, durch große Opfer von Seiten des Volkes in's Unbestimmte verlängert, durch keine nützliche Maßregel die Kosten der Politicomanie des Herrn Barrundia vergütet; noch bin ich so ohne Eigenliebe daß ich, ohne sie zu qualificiren wie sie es verdient, eine Ligue gegen die englische Regierung hingehen lassen könnte, — eine Ligue von welcher ihr hauptsächlichster Gründer sich rühmt an ihrer Spitze zu stehen, ohne daß eins der übrigen Mitglieder der Bundesversammlung auf seine eigne Würde Rücksicht genug nimmt, so lächerlichen Prätensionen offen entgegenzutreten, durch welche das gesunde Ur=

Allein Herr Barrundia ist einer der ausgezeichnetsten Männer welche Central=Amerika jemals gehabt hat. Er war, wie ich schon weiter oben zu bemerken Gelegenheit hatte, der erste Präsident der ehemaligen centralamerikanischen Bundesrepublik; er war Gouverneur von Guatemala, und Richter des höchsten Gerichtshofes. Er ist der Uebersetzer von Livingston's Codex, und ihm war es zuzuschreiben daß derselbe zur Zeit der Föderation eingeführt wurde. Ihm hatte Central=Amerika die Einführung einer habeas corpus Acte, der Jury, der religiösen Toleranz und eines guten Schulsystemes zu verdanken. Aber eben deshalb wurde er von der Partei der Servilen gehaßt, und auch Herr Chatfield scheint an solchen Bestrebungen keinen Geschmack gefunden zu haben. Freilich ist Barrundia zugleich immer ein Gegner der englischen Uebergriffe und des Mosquitokönigreiches gewesen, in welchem Herr Chatfield „die üblichen Bedingungen politischer Existenz“ besser erkannt zu haben scheint, als in einer regenerirten centralamerikanischen Bundesrepublik.

theil der ganzen Versammlung compromittirt wird*). Indem ich mich jetzt zum Empfange Ihrer zweiten Mittheilung bekenne, habe ich keinen anderen Zweck als Ihnen persönlich, nicht dem Amte welches Sie bekleiden, meine Achtung zu beweisen. Ich habe niemals ermangelt Ihren guten Absichten und Ihren Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, obschon die Haltung der Regierung, zu welcher Sie gehört haben, Sie in eine beinahe feindliche Stellung gegen

*) Was mit dieser „Ligue gegen die englische Regierung" gemeint ist, ersieht man aus dem 13. Artikel der Bundesverfassung welcher sagt: „Die contrahirenden Staaten anerkennen weder die Existenz dessen was man beliebt hat die Monarchie Mosquitia zu nennen, noch die Rechte derselben über den Hafen von San Juan und das anstoßende Territorium, für welche England sich als Beschützer aufwirft; sie behaupten vielmehr die Souveränetät von Central-Amerika über das ganze Territorium welches vor der Unabhängigkeit die Generalcapitanie Guatemala ausmachte. Die nämlichen Staaten anerkennen die Nothwendigkeit, in Verbindung mit den übrigen amerikanischen Regierungen, und mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in's Besondere, die Politik der Völkerschaften der neuen Welt von jedem fremden Einfluß vollständig unabhängig zu erhalten." Man kann nicht leugnen daß dieser Artikel, namentlich sein zweiter Theil, in welchem der Grundsatz declarirt wird den man in den Vereinigten Staaten die Monroe-Doctrin nennt, etwas von dem donquijotischen Geiste hat welcher in dem Leben und Treiben keines spanisch-amerikanischen Volkes ganz fehlt; wenn sich aber die drei hilflosen Staaten des centralamerikanischen Bundes durch diese Erklärung gegen den Einfluß Europa's lächerlich machten, so macht sich Herr Chatfield durch die „Ligue gegen England," welche er einer Partei eben dieser nämlichen drei hilflosen Staaten Schuld gibt, in noch viel höherem Grade lächerlich.

Großbritannien versetzt hat. Auch jetzt noch ist es mir angenehm zu glauben daß Sie, wenn Sie je Ihren eignen Ansichten Raum geben, und bei ihrer klaren Erkenntniß der wahren Interessen Nicaragua's, bei vielen Gelegenheiten es bedauert haben werden, keine andere, mit Recht und Gerechtigkeit mehr übereinstimmende Richtung einschlagen zu können. Diese Ueberzeugung läßt mich hoffen daß Sie, in welche Stellung Sie auch versetzt werden mögen, Ihren wohlverdienten Einfluß immer anwenden werden, die Dinge unter ihrer wahren Gestalt erscheinen zu lassen, ganz besonders in Bezug auf die Regierung welche ich repräsentire; und daß Sie vielleicht einmal auf eine wirksamere Weise als irgend ein anderer Mensch zur Herstellung einer Uebereinkunft beitragen werden, welche Frieden und ein gutes Einverständniß zur Folge hat. Sehen Sie übrigens in meiner Antwort keine andere Absicht als die Ihnen meine persönliche Hochschätzung zu erkennen zu geben, und den zwischen uns bestehenden alten Freundschaftsbeziehungen zu entsprechen. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc.

Federico Chatfield.

Auf dieses Schreiben*) wurde, wie nicht anders er-

*) Bei dem fast unglaublichen Tone dieses Actenstückes könnte an der Treue der Uebersetzung gezweifelt werden; ich theile daher das spanische Original mit:

Schreiben des britischen General-Consuls Federick Chatfield an den Herrn Pablo Baitrago, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der National-Repräsentation von Central-Amerika.

Confidencial. Sr. D. Pablo Buitrago, etc., etc. Leon, Legacion de S. M. B., Guatemala, 13 de junio 1851. Mui Señor mio. He recibido las comunicaciones que U. se ha servido

wartet werden konnte, dem Herrn Chatfield sein exequatur entzogen, was unter dem 24. Juli geschah und den drei Bundesstaaten mitgetheilt wurde.

---

dirijirme con fecha de Enera y de 22 de Mayo, come Secretario de la Representacion Nacional; y si omití contestar á la primera, es por que no me es dado reconocer un Gobierno que no presenta las acostumbradas condiciones de existencia política, y muy al contrario ofrece anomalias y contradicciones que pudieran interrumpir el curso de las relaciones internacionales. Por otra parte parecería muy estruño, que yo diera con mi firma una especie de sancion á una obra impopular, enteramente desacreditada, y á la cual las inspiraciones estrafalarias de uno de sue miembros han comunicado un verdadero earácter de frenesí y locura, que espone a los demas individuos de la Representacion Nacional á participar injustamente de su detestable reputacion. Ni soi enemigo de los centro-americanos para prestarme á aprobar, aun indirectamente, una institucion anormal, cuya existencia, prolongada indefinitamente por grandes sacrificios de parte de los pueblos, no compensa de ningun modo, y con ninguna medida útil, los gastos considerables que se hacen para alimentas la politicomenia del Sr. Barrundia, ni soi tan desnudo de amor propio, que deje pasar, sin calificarla como merece, una especie de liga contra el Gobierno ingles, liga que su principal autor hace alarde de encabezar, sin que ningun miembro de la Dieta, en obsequio de su propia dignidad, se atreva á combatir de frente pretensiones ridículos que comprometen el buen juicio del cuerpo entero. Al darme ahora por entendido de la segunda communication, no tengo otro objeto que el de manifestar a U. mi consideracion á su persona, no al empleo de que se halla investido. Nunca he dejado de hacer á U la justicia que merece por sus buenos intenciones y sus conocimieutos, á pesar de que las circumstancias de la administracion á que perteneció le hayan colocado en una situacion casi hostíl á la Gran Bretaña. Me complazco aun en creer,

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu meinen Geschäften in Leon zurück.

Am 26. Aug. waren diese Geschäfte beendigt. Abends spät besuchte mich der General Muñoz in meinem Gasthause, und überbrachte mir ein Packet Depeschen der provisorischen Regierung zu Leon und der Bundesregierung von Central-Amerika. Da mir auch Herr Kerr seine Depeschen anvertraut hatte, so hatte ich bei meiner Abreise einen nicht unwichtigen Theil der centralamerikanischen Politik in meiner Tasche. Es war das letzte Mal daß ich den General sah, welcher mehr und mehr mein großer Gönner und Freund geworden war. „Thun Sie für Nicaragua was Sie können" — sagte er mir beim Abscheide. „Kommen Sie bald wieder, und Nicaragua wird für Sie thun was es kann." — Bald nach meiner Ankunft zu New-York lief auch die Nachricht von der Einnahme Leon's durch die Granadiner

---

que cediendo á sus propias inspiraciones, y sobre todo demasiado ilustrado para desconocer el interes bien entendido de Nicaragua, U. habrá sentido en muchas ocasiones no poder seguir otra línea de conducta mas conforme á la justicia y al derecho. Esta persuacion me hace esperar, que en cualquiera posicion en que U. esté colocado, U. se servirá de merecido influjo para hacer considerar las cosas bajo su verdadero aspecto, particularmente con respecto al Gobierno á quien represento; y que U. contribuirá quiza mas eficazmente que nadie á facilitar cualquier arreglo que tienda á la paz y buena armonia. No vea U. pues en mi contestacion otra intencion, que las de mauifestar a U. mi aprecio personal, y de corresponder amiscosamente á las relaciones ya antiguas que existen entre los dos. Tengo el honor de ser su muy atento seguro servidor.

Federico Chatfield.

und von der Gefangennehmung und Verbannung des Generals ein, denn von den „operaciones muy militares“ hatte er keine ausgeführt. Als später auf einige Zeit im Lande die Ruhe wiederhergestellt war, wurde vom damaligen Director des Staates, seinem Feinde Fruto Chamorro, derselbe zurückberufen und wieder zum Commandanten der Truppen gemacht. Wenn mir aber die späteren Ereignisse richtig mitgetheilt worden sind, so hat Muñoz das in ihn gesetzte Zutrauen schlecht belohnt; denn bei dem Ausbruche der Unruhen zu Anfang des Jahres 1854, die in den bis jetzt noch fortdauernden mörderischen und verheerenden Bürgerkrieg übergegangen sind, schlug sich der General auf die Seite Castellon's, welcher von den Leonesern an die Spitze einer provisorischen Regierung gestellt wurde. In dieser Stellung gehörte Muñoz abermals mit zu den Chefs der Calandracas, und als solcher hatte er Theil an der Berufung Walker's und der Nordamerikaner, womit nur ein desperater Gedanke zur Ausführung kam, welcher schon damals in seinem Kopfe lebte. Als dann Walker bei seinem ersten Angriffe auf Rivas von den unter sein Commando gestellten einheimischen Truppen im Stiche gelassen wurde, beschuldigte man Muñoz vielfach des Verrathes gegen die Nordamerikaner, deren Gefährlichkeit ihm wohl schon damals klar geworden sein mochte. Unterdessen wurde die Leoneser Regierung von einem hondurensischen Corps, ich glaube unter Guardiola, angegriffen. Muñoz marschirte gegen dasselbe, schlug und zerstreute es vollständig, fiel aber in diesem Gefechte, sodaß er durch seinen Tod seine zuweilen bezweifelte Treue gegen die liberale Partei und ihre Bestre-

bungen besiegelt hat. Unter allen Umständen gebührt ihm, bei manchen Schwächen, ein ehrenvoller Platz in dieser Periode der centralamerikanischen Geschichte.

Am 27. August vor Tagesanbruch reiste ich mit meinem Begleiter wieder von Leon ab. Als am vorhergehenden Abend der General mir die Depeschen übergab, was in dem offenen Säulengange des Gasthauses geschah, sah ich in einiger Entfernung einen Menschen stehen, welcher das Vorgehende zu beobachten schien, sich später an mich drängte, und über die Papiere, welche mir überreicht worden waren, Fragen an mich richtete. Die Sache fiel mir unangenehm auf, und ich sagte meinem Begleiter daß wir alle Ursache haben würden auf der Rückreise auf unserer Hut zu sein. Kaum hatten wir nun vor Leon den Anfang des Waldes erreicht, als sich zwei Männer zu Pferde unserer Gesellschaft anschlossen, deren wir vergeblich wieder los zu werden suchten. Unsere Pferde waren viel besser als die ihrigen, und wir legten die vierundzwanzig englischen Meilen bis nach Pueblo Nuevo in weniger als drei Stunden zurück. Auf Gefahr, ihre Thiere zu Grunde zu richten, folgten uns die zwei Männer, und während wir zu Pueblo Nuevo frühstückten und unsere Pferde fütterten, eilten sie, nach einem kurzen Aufenthalte in dem Orte, uns voraus in den Wald welcher den ganzen Raum zwischen Pueblo Nuevo und Nagarote einnimmt, aus welchem sie uns, als wir in denselben einritten, mit der Behauptung entgegenkamen daß sie unterdessen zu Nagarote gewesen seien. Wir waren nun ziemlich fest überzeugt daß wir einem Hinterhalte entgegengingen, dessen Absicht es sein möchte mir meine Depeschen abzuneh-

men. Ihr Inhalt mußte natürlich für die Granadiner die zu Leon ihren Anhang hatten von Wichtigkeit sein. Indem wir nun mit großer Vorsicht mit den Waffen in der Hand unseren Weg durch den Wald fortsetzten, kamen wir von der Hauptstraße ab, und geriethen in einen Seitenweg der uns hinab an das Ufer des Sees von Managua führte. Da man ohne Schwierigkeit diesen entlang bis nach Mateares kommen kann, wo wir die Nacht zuzubringen dachten, so waren wir mit der Verirrung ganz zufrieden. Sie hatte uns aus einer wahren oder vermeintlichen Gefahr befreit, und ich erhielt dadurch den oberen Theil des Sees zu sehen, dessen großartige Scenerie für Unruhe und Zeitverlust Ersatz bot. Aus dem Walde heraustretend sahen wir uns dem Momotombo gegenüber, von dessen Spitze eine leichte Rauchsäule emporstieg.

Ohne weitere bemerkenswerthe Umstände erreichten wir Mateares. Meiner dicken Wirthin von früher ungetreu, kehrte ich hier diesmal in einem anderen Hause ein. Der Zufall aber wollte, daß sich Doña Juana gerade hier zum Besuche befand, und kaum war ich eingetreten und hatte es mir bequem gemacht, als sie, eine kleine scherzhafte Komödie extemporirend, auf mich zutrat, und die Rolle einer spanischen Schönen gegen einen ungetreuen Liebhaber mit solcher Natürlichkeit spielte, daß ich, zum Ergötzen aller anwesenden Nachbarn und Freunde, einige ganz fühlbare Ohrfeigen erhielt.

Zu Managua wurden wir wieder vom „general del ejército“ in der Schlafmütze und seinem Adjutanten mit dem Schleppsäbel revidirt. Es war mir diesmal noch we-

niger wohl bei der Sache als das vorige Mal. Zur Vorsicht hatte ich indessen alle meine offenen Papiere zusammengepackt, versiegelt und an Daniel Webster adressirt. Don Fruto Chamorro benahm sich jedoch dieses Mal eben so anständig wie auf unserer Hinreise. Dieser Mann, welcher 1854 einer Krankheit, oder, vielleicht richtiger gesagt, den Anstrengungen und Sorgen der Führung eines hoffnungslosen Bürgerkrieges erlegen ist, hat viele gute und ehrenwerthe Charakterzüge gehabt. Ich glaube daß er es mit seinem Vaterlande nach bester Einsicht wohl gemeint hat, und bei seiner persönlichen Unbescholtenheit und großen Festigkeit des Charakters hätte er, wenn ihm nicht höhere Talente und ein freierer politischer Blick gefehlt hätten, für Nicaragua Großes leisten können. Eine gewisse Beschränktheit der Ansichten machte ihn aber zum Nativisten. Unter seiner Führung entwickelte sich in der Timbuco-Partei immer mehr jene Abneigung gegen die Fremden, welche sich schon zur Zeit Pineda's in der Legislatur geäußert, wo ein Gesetzesantrag zur Erleichterung der Erwerbung von Grundeigenthum für Ausländer zurückgenommen wurde, bis gerade um die Zeit seines Todes die Calandraca-Partei durch die Herbeirufung der Amerikaner auf die schneidendste Weise das entgegengesetzte System adoptirte. In der Tragödie des Verfalles hispano-amerikanischen Lebens in Central-Amerika spielt Fruto Chamorro eine Rolle, welche einige Theilnahme in Anspruch nimmt. An Energie übertraf er seinen Gegner Muñoz in hohem Grade, und während dieser im Generalsmäntelchen Audienz gab und sich in der Theorie mit strategischen Operationen beschäftigte, rückte ihm, nach mei-

ner Abreise, Chamorro auf den Leib, nahm ihn zu Leon gefangen, und machte sich auf einige Jahre zum unbestrittenen Schiedsrichter in der Politik von Nicaragua. Ohne allen Zweifel in der besten Absicht, strebte er aber nun nach einer Dictatur, die zu Leon das Signal zum Aufstande von 1854 gab, an deren Spitze Castellon, der vieljährige Gesandte der centralamerikanischen Staaten bei der britischen Regierung, erscheint. Chamorro marschirte jetzt zum zweiten Male gegen Leon. Diesmal war das Kriegsglück ihm ungünstig: er wurde von den Leonesern geschlagen und bis nach Granada verfolgt, welche Stadt nun von diesen während einer Reihe von Monaten belagert wurde. Zwei Drittheile derselben wurden während dieser Zeit in Ruinen verwandelt. Das Glück wandte sich dann wieder zu Gunsten der Granadiner, die sich zuletzt nur noch auf dem Marktplatze gehalten hatten; denn die Leoneser zogen ab ohne sich der Stadt ganz bemächtigen zu können. Der Tod Chamorro's und das Auftreten Walker's mit seinen Amerikanern gab sodann den Verhältnissen eine durchaus neue Gestalt.

Ohne weitere Begegnung kam ich am 28. Aug. wieder zu Granada an, und fand alle Straßen der Stadt durch Barrikaden versperrt.

Fünfzehntes Kapitel.

Rückreise nach New-York. — Die Schooners des Doctor S. — Unangenehme Fahrt auf dem See und noch unangenehmere auf dem Flusse. — San Juan. — Capitän Shepherd. — „That country is all mine." — Havana. — Klimawechsel. — Ankunft zu New-York. — „Have you made money in that country?" — Rückkehr nach Nicaragua aufgegeben.

Ich habe in diesem Schlußkapitel meines zweiten Buches nur noch Weniges zu berichten.

Am 2. September schiffte ich mich mit meinem Sohne auf einem der kleinen Schooners ein, welche Doctor S. zu Granada hatte bauen lassen, und mit denen er eine Zeit lang den Dampfbooten der Canal- und Transit-Compagnie erfolgreiche Concurrenz gemacht hat. Bei jedem Durchzuge von Californiern waren seine kleinen Fahrzeuge mit Passagieren gefüllt. Später hat die Granadiner Regierung, aus wahren oder angeblichen politischen Gründen, dieselben confiscirt, und sie sind für das Gouvernement gesegelt. Doctor S., ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung und manchen ausgezeichneten Eigenschaften, ist überhaupt nach meiner Abreise in eine Reihe von unangenehmen Händeln verwickelt worden, die ihn wieder aus dem Lande vertrieben haben.

Er war ein zwar kluger aber zugleich verwegener Parteigänger, dabei der erklärte Gegner der mächtigen Canal- und Transit-Compagnie, und nahm in diesen wie in anderen Beziehungen eine nicht gefahrlose Stellung ein.

Unsere Fahrt auf dem See war nicht sehr angenehm. Dem kleinen Schiffe fehlte Ballast, und jeder Windstoß drohte es auf die Seite zu legen. Dabei stürzten die Wellen über das Verdeck, und ich mußte die erste Nacht in vollständig durchnäßtem Zustande verbringen. Der Cours ging gegen den Wind, sodaß die Passage bis nach San Carlos fast drei Tage dauerte.

Die Reise den Fluß hinab war noch beschwerlicher. Ich machte sie in Gesellschaft von zweiundzwanzig Californiern in einem der einheimischen Fahrzeuge die ich bei Gelegenheit meiner Reise stromaufwärts schon beschrieben habe. Passagiere und Bemannung füllten dasselbe so vollständig, daß Jedem von uns gerade der Raum zum Sitzen zukam, wobei wir die Beine, weil der Boden der Pirogue zu tief war, mußten hängen lassen. Bei den meisten von uns hatte dies ein Anschwellen der Füße zur Folge. Um meinem Sohne etwas mehr Raum zu geben, suchte und fand ich für mich einen von Niemand gewürdigten Ort aus, welcher unter den obwaltenden Umständen einige schätzenswerthe Bequemlichkeiten darbot. Den Fluß hinab wird nämlich hier von den Bootsleuten wenig oder gar nicht gerudert, sondern man läßt das Fahrzeug mit dem Strome treiben. Die Ruder werden quer über das Boot gelegt und ragen zu beiden Seiten über den Rand desselben hinaus. So werden sie festgebunden. Ich legte mich auf drei dieser Ruderenden,

sodaß ich auf dem einen mit dem Nacken, auf dem anderen mit der Mitte des Leibes, auf dem dritten mit den Beinen ruhte, und auf diese Weise brachte ich die Nacht zur Seite des Bootes über dem Wasser schwebend zu. Ich habe auf späteren Reisen verschiedene Nachtlager kennen gelernt; aber, nächst dem auf Rindshäuten die mit mexikanischen Thalern gefüllt waren, gehört das auf den drei Ruderstangen über dem Wasser zu den unbequemsten und dennoch zu seiner Zeit erwünschtesten.

San Juan del Norte, was ich jetzt nach ungefähr zehn Monaten wiedersah, hatte sich während dieser Zeit bedeutend vergrößert. Für das Auge hatte der Platz nicht gewonnen; denn wo Nordamerikaner den ausgelegten Straßen eines neuen Ortes entlang die Bretterkästen aufstellen welche in solchen Fällen Häuser vorstellen müssen, da verschwindet jeder malerische Zug in der Landschaft vor den Grundsätzen der hölzernen Nützlichkeit oder der Nützlichkeit des Holzes. Die Stadt versprach aber damals ein rasches Aufblühen, und trotz dem Souveränetätsstreite über ihr Territorium und den fortdauernden Bürgerkriegen im Innern würde sich dieses verwirklicht haben, wenn der Ort nicht durch eine That, die zu den niedrigen und zugleich lächerlichen Handlungen der Verwaltung des Präsidenten Pierce gehört, vernichtet worden wäre. Was durch diese Unterbrechung, und die seitdem fortdauernde äußerste Ungunst der Verhältnisse in Folge der Ereignisse im Innern versäumt worden ist, wird sich schwerlich wieder einholen lassen, wenigstens nicht wenn die Eisenbahn durch Honduras zur Ausführung kommen sollte.

Ehe ich von Central-Amerika ganz Abschied nehme, muß ich noch eines Mannes erwähnen welchen ich bei diesem Aufenthalte zu San Juan kennen lernte. Ich meine den Capitän Samuel Shepherd, den bekannten Engländer dessen Eigenthumsansprüche auf einen großen Theil des sogenannten Königreichs Mosquitia, oder, richtiger gesprochen, auf die Hälfte des nicaraguensischen Territoriums, unter dem Namen des Shepherd Claim, so vielfach öffentlich zur Sprache gekommen sind*). Auf wirkliche oder angebliche Erwerbung eines Theiles dieses Rechtstitels haben sich neuerdings die mißrathenen Speculationen und Operationen des Colonels Kinney gegründet, welche darauf berechnet waren, aus Mosquitia einen Sklavenstaat zur späteren Annexation an die Vereinigten Staaten zurecht zu machen. Gewisse Mitglieder des Gouvernements zu Washington und einflußreiche Personen bei der Transit-Compagnie scheinen dem Projecte anfänglich günstig gewesen zu sein, später aber ihre Ansicht geändert zu haben. Sowohl das genannte Gouvernement wie die Compagnie wurden seine Gegner. Als dann Kinney Miene machte in den nicaraguensischen Verhältnissen die Rolle eines Rivalen von William Walker zu spielen und auch dies fehlschlug, war es mit der abenteuerlichen Speculation zu Ende. Capitän Shepherd war, als ich ihn im September 1851 zu San Juan sah, wenn ich nicht irre schon ein Achtziger; allein obschon er halb erblindet war, und kürzlich noch bei einem Falle mehrere Rippen gebrochen hatte, war doch noch ein Rest von Lebens-

*) Siehe Kapitel II. dieses Buches.

kraft in ihm welcher den von der Natur ungewöhnlich begünstigten Mann erkennen ließ. Er erzählte mir daß er sich seit seiner Jugend an der Küste von Mosquitia aufgehalten habe und niemals ernstlich krank gewesen sei. Er behauptete das Land sei im Allgemeinen vollkommen gesund. Der Ruf schreibt ihm eine außerordentliche Zahl von Kindern, von Frauen verschiedener Racen zu. Ich weiß nicht ob diese hier nicht übel gemeinte Reputation begründet ist oder nicht. Ein Sohn welchem er mich vorstellte, war ein Mulatte, und eine aus- und eingehende Tochter schien das gemischte Blut dreier Racen in ihren Adern zu haben. Als ich dem alten Herrn erzählte daß ich am Rio Mico gewesen sei, breitete er die Arme und Hände aus, indem er sagte: „that country is all mine" — alles jenes Land ist mein! — Er theilte mir mit was er kürzlich an Lord Palmerston geschrieben, und was ihm dieser geantwortet habe. Was man aber auch von der Mosquitofrage und dem Shepherd Claim, denken mag, gewiß ist daß der Capitän eine der Persönlichkeiten gewesen ist die man nicht ohne einiges Interesse sehen kann, und die nicht sterben, ohne in der Sphäre in welcher sie gelebt haben, Spuren ihres Daseins zu hinterlassen.

Am 12. September schiffte ich mich an Bord des nordamerikanischen Postdampfschiffes Falcon nach New-York ein. Vier Tage brachten uns nach Havana und fünf Tage mehr nach New-York. Als ich erfuhr daß wir von Abends sechs bis des anderen Morgens neun Uhr im Hafen von Havana liegen würden, bedauerte ich sehr, nicht die zum Landen unentbehrlichen Legitimationen zu besitzen. Die kurz vorher vorgekommene Lopez'sche Expedition hatte eine erhöhte

Strenge der Fremdenpolizei zur Folge gehabt, und ich resig nirte darauf die Stadt betreten zu können. Da hörte ich von einem der an Bord gekommenen Havaneser meinen Namen nennen und hatte das Vergnügen einen meiner Bekannten von New-York vor mir zu sehen welcher unterdessen seinen Wohnsitz hierher verlegt hatte. Herr K. übernahm es nun mich mit an's Land zu nehmen und gegen etwaige polizeiliche Schwierigkeiten zu sichern. Diesem glücklichen Zusammentreffen verdanke ich einige der angenehmsten Stunden die ich auf meinen Reisen verlebt habe. Ein Concert unter den Palmen vor dem Palaste des General-capitäns in der lauen Luft einer havanesischen Nacht, — hierauf der Besuch einer eleganten Conditorei deren pracht-voll decorirter Saal den Sternenhimmel zur Decke hatte; endlich am folgenden Morgen mit Tagesanbruch eine Spa-zierfahrt um die Stadt, für welche Herr K. gesorgt hatte; gewährten mir einen zwar flüchtigen aber lebendigen Ein-druck der Reize dieses schönen Ortes, die indessen zu allge-mein bekannt sind um meiner Schilderung zu bedürfen.

Von der weiteren Fahrt bis New-York habe ich nichts zu bemerken als daß der in der Breite von Cap Hatteras zuerst stark bemerkbar werdende Wechsel des Klimas mir bei meiner central-amerikanischen Garderobe sehr empfind-lich wurde, und daß ich am 21. September vor Kälte zit-ternd zu New-York ankam.

Der damalige erste Arzt der Quarantäne auf Staten-Island, ein nicht mehr lebender Mann, welchen ich zu mei-nen New-Yorker Freunden zählte, war der erste derselben welchen ich bei meiner Rückkehr zu sehen bekam. — „Mr

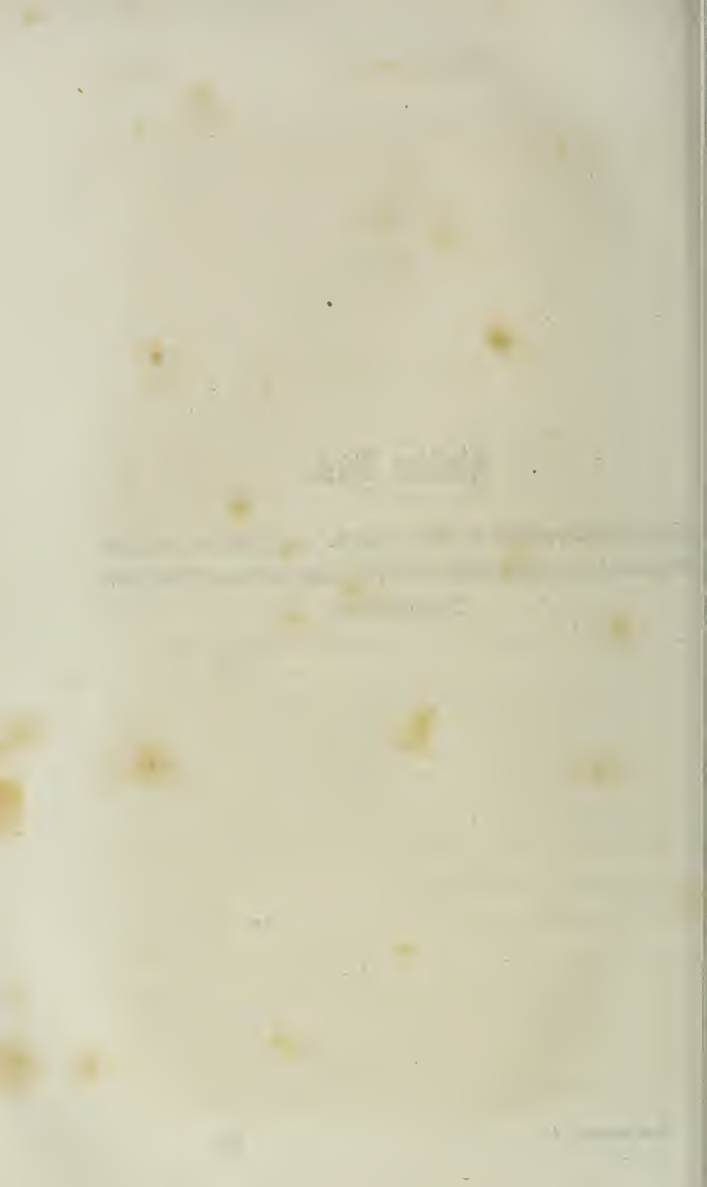
Froebel! — I am happy to see you! — have you made money in that country? — Ich freue mich Sie wieder zu sehen! — Haben Sie Geld in dem Lande gemacht?" — war der echt amerikanische Gruß mit welchem er mich empfing, als er bei Visitation des Schiffes meiner ansichtig wurde. Der Leser welcher mir die Gunst erwiesen hat meiner Erzählung zu folgen, wird sich denken können welche Antwort ich dem Doctor gegeben habe.

Ich hatte einen Creditbrief auf ein New-Yorker Haus mitgebracht, welches auf kurze Zeit Geschäfte mit Chagres und San Juan de Nicaragua betrieb. Die Firma war verschwunden, als ich das erste Mal von demselben Gebrauch machen wollte. Eine der ersten Posten brachte mir sodann die Nachricht vom Sturze des Generals Muñoz und seiner Freunde, sowie Privatbriefe an mich, welche mich bestimmten den Gedanken der Rückkehr nach jenem Lande einstweilen aufzugeben.

Daß mich meine Rückreise von Californien im Jahre 1855 wieder über den nicaraguensischen Isthmus führte, hat der Leser bereits erfahren. Wenn ich in der Fortsetzung der Erzählung meiner Reisen an diese Stelle komme, werde ich Gelegenheit nehmen die Geschichte des Landes bis auf die letzte Zeit herabzuführen.

Drittes Buch.

Zweiter Aufenthalt zu New-York. — Studien auf dem Gebiete der amerikanischen Politik und des amerikanischen Socialismus.



Erstes Kapitel.

Betheiligung des Verfassers an der deutsch-amerikanischen Presse. — Zur Philosophie des Parteiwesens. — Normale Parteigegensätze gehören nicht der Ethik sondern der Technik des Staatslebens an. — Ausnahmen und Parteikrisen. — Der unveränderliche Parteigegensatz. — Entgegengesetzte Strömungen des politischen Willens. — Die zwei Hauptparteien der Vereinigten Staaten. — Ihre Nomenclatur in verschiedenen Perioden. — Charakteristische Erscheinungen. — Gegensätze in der inneren und äußeren Politik.

Nicht lange nach meiner Rückkehr von Nicaragua wurde mir der Antrag gemacht mich an der Redaction einer kurz vorher begründeten deutschen Zeitung zu betheiligen, welche den Titel „New-Yorker Allgemeine Zeitung" führte. Das Blatt, welches wieder eingegangen ist, gehörte der Whigpartei an, und da die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich damals (ob auch jetzt noch vermag ich nicht zu beurtheilen) zur sogenannten demokratischen Partei hielt, so wurde meine Annahme jenes Antrages von vielen Seiten als Apostasie betrachtet. Sogar die Frau meines Schuhmachers erklärte daß sie so Etwas nicht von mir erwartet habe.

Das Parteiwesen der Vereinigten Staaten ist seit jener Zeit in eine der großen Krisen eingetreten in welche es durch

den Einfluß wichtiger praktischer Fragen von Zeit zu Zeit getrieben wird. In diesen Krisen, wenn die zur Entscheidung vorliegende Frage, wie gegenwärtig die Ausdehnung oder Beschränkung der Sklaverei, ganz oder theilweise nicht der politischen Technik sondern der politischen Ethik angehört, mag allerdings auch die Wahl der Partei für den einzelnen Bürger zu einer moralischen Angelegenheit werden, wie sie in diesem Augenblicke hier für Viele sogar zu einer religiösen geworden ist. Unter gewöhnlichen Umständen aber, unter denen eine noch so aufregende Frage doch nur der politischen Oekonomie und Technik angehören kann, würde es lächerlich sein eine moralische Angelegenheit daraus zu machen, ob Jemand sich zu dieser oder jener Partei hält. In normalen Zuständen des politischen Lebens sind hier wie in jedem anderen freien Volke die Parteien nicht durch einen fundamentalen Unterschied in den Zwecken, sondern nur durch einen solchen in den Mitteln — also nicht durch einen ethischen sondern nur durch einen technischen oder methodischen Gegensatz getrennt. Da nämlich für die Nation wie für den Einzelnen die Zwecke des Lebens einem steten Wechsel unterworfen sind, während in der Art diese Zwecke auf gesellschaftlichem Wege zu erreichen, bleibende und nothwendige Unterschiede herrschen, kann nicht ein Gegensatz in den Zwecken sondern nur in den Mitteln den Grund einer dauernden Parteischeidung abgeben. Selbst in den Parteien welche wie die europäischen die schroffsten Gegensätze in den Staatsformen — die absolute Monarchie und die demokratische Republik darstellen, spricht sich kein Gegensatz des wesentlichen Zweckes sondern nur ein Gegensatz der Mittel

aus. Der allgemeine Staatszweck, dem sich alle besonderen und vorübergehenden Zwecke des Staates unterordnen, ist die Cultur, die unter jeder Staatsform befördert werden kann; und wenn unter gewissen culturhistorischen Voraussetzungen die eine Staatsform die besseren Mittel dazu an die Hand gibt, so wird es sich unter anderen Voraussetzungen umgekehrt verhalten. Nur wenn einmal, wie es zuweilen in culturhistorischen Entwickelungskrisen geschieht, ein Alles überwiegender Zweck in unmittelbarer Beziehung zum Fortschritte des Menschengeschlechts auftritt, wie in diesem Augenblicke in den Vereinigten Staaten der Zweck dem Umsichgreifen der Sklaverei ein Ziel zu setzen, werden die bewußteren und sittlich tüchtigeren Elemente der sich sonst entgegenstehenden normalen Parteien sich für diesen besonderen Zweck vereinigen. In solchen Zeiten eines abnormen Zustandes treten die großen Veränderungen in den Mannschaften der Parteien ein, welche auch gewöhnlich mit einem Wechsel der Parteinamen verbunden sind. Je nachdem die politische Methode der einen oder der anderen besser zum Ziele zu führen scheint, wird die Vereinigung der für den besondern Zweck wirkenden Elemente auf dem Boden der einen oder anderen Partei stattfinden, und die Massen des Volkes werden nachfolgen. So entsteht das rasche Umschlagen der Majoritäten welches in solchen Zeiten den geistlosen Partei-Routinier überrascht. Aber nachdem die Frage welche eine solche Parteirevolution hervorrief entschieden ist, kommen mit Nothwendigkeit die Parteien wieder auf ihren fundamentalen methodischen Gegensatz zurück, welcher, als mit Nothwendigkeit in der Natur menschlicher

Verhältnisse und Charaktere begründet, auch den sich gegenüberstehenden politischen Heermassen eine gleiche sittliche Berechtigung gibt. Gegenseitige Parteiverketzerungen beweisen also immer entweder einen niedrigen Stand der politischen Bildung, oder einen abnormen, gewissermaßen kranken Zustand des politischen Körpers.

Wir sehen in den Staatenbildungen der Menschen zwei entgegengesetzte Richtungen des politischen Willens. Die eine derselben beginnt unmittelbar mit der sittlichen Forderung daß sich die Gesellschaft einem einheitlichen Willen unterordne; die andere geht von dem gleichberechtigten Willen aller Einzelnen aus, und sucht aus der Vielheit und Mannigfaltigkeit desselben durch Verständigung eine Einheit zu schaffen. Die erste Bewegung geht von der Einheit zur Vielheit, die zweite von der Vielheit zur Einheit; die erste so zu sagen von oben herunter, die andere von unten hinauf.

Wenn die Geschichte zeigt daß die erste dieser beiden Richtungen, um ihren Ausgangspunkt zu finden, für die Staatsgewalt eine übernatürliche Rechtsquelle annehmen mußte, und wenn man diese Prätention des monarchischen und aristokratischen Staatsrechtes, sammt dem ganzen auf eine supranaturalistische Weltansicht gegründeten Moralsysteme, verwirft, so kann man damit nicht sagen wollen daß nicht die von oben herab, von der Einheit zur Vielheit fortlaufende Bewegung des Staatslebens eben so nothwendig in der menschlichen Natur begründet wäre wie die entgegengesetzte. Mir ist überhaupt kein Satz der supranaturalistischen Ethik bekannt, welcher mehr als eine Uebersetzung in die Sprache der naturalistischen Weltansicht bedürfte um in

einem aus der menschlichen Natur geschöpften Systeme der Sittlichkeit unentbehrlich zu sein. Der Staat, allerdings, setzt sich aus den Interessen der Individuen zusammen; aber diese Interessen sind von vorn herein von einer doppelten Natur. Die einen sind ihrem Wesen nach individuelle, die anderen ursprünglich allgemein menschliche; und während die ersteren nur durch gegenseitige Uebereinkunft, durch einen ewigen Rechtshandel Aller mit Allen zu einem gesellschaftlichen Gleichgewicht gebracht und in einem solchen erhalten werden können, treten die zweiten ursprünglich mit allgemein gültigen Forderungen auf. Zu diesen gehört Alles was zur Sicherung der Existenz des Staates und seines allgemeinen Culturzweckes gefordert werden muß, Alles also was anerkannte Bedingung der Nationalexistenz, der Nationalkraft, der Sittlichkeit und der Bildung ist.

Durch diese zwei in der Natur begründeten Classen von Interessen entsteht in einem jeden Gemeinwesen mit Nothwendigkeit und als unerläßliche Bedingung eines gebildeten politischen Lebens ein doppeltes System der politischen Bewegung, gleichsam eine doppelte Circulation des sittlichen Blutes durch den Staatskörper, — ein populärer Willensstrom welcher von den Individuen zur Regierung, und ein gouvernementaler Willensstrom welcher von der Regierung zu den Individuen läuft.

Zahlreiche Einrichtungen in der Constitution der Vereinigten Staaten entsprechen dieser richtig erkannten Natur des politischen Lebens, und legen Zeugniß für die hohe politische Bildung der Männer ab, von denen die Union gegründet worden ist.

Das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Richtungen in den Willensströmungen des politischen Lebens ist der Schlüssel zum Verständniß aller Parteikämpfe, und es versteht sich also von selbst daß der innerste Gehalt dieser Kämpfe, bei aller Verschiedenheit der Erscheinungsweise, in den Vereinigten Staaten der nämliche ist welcher das Leben der europäischen Völker so lange und so tief bewegt hat und noch bewegt. Diese Kämpfe und Schwankungen sind nicht abnorme sondern normale Erscheinungen jedes ausgebildeten Staatslebens, und es gibt streng genommen nur einen einzigen Fehler in den politischen Einrichtungen der Menschen, den einzigen Fehler nämlich, für das Verhältniß der beiden entgegengesetzten Willensströme und der sie vertretenden Parteien kein Gleichgewicht zuzulassen.

Die populäre Richtung in der Politik der Vereinigten Staaten, die Richtung zugleich welcher die am meisten charakteristischen Erscheinungen des amerikanischen Lebens: — sein Individualismus und seine Privatpolitik, die Lehre von der Souveraineteät des Individuums mit ihren Consequenzen im Squatter- und Flibustier-Wesen angehören, ist durch die Partei repräsentirt welche zur Zeit der Losreißung vom Mutterlande den Namen der Whigs, dann den der Antiföderalisten, später den der Republikaner, und endlich den der Demokraten geführt hat, und letzteren noch führt.

Ihr steht mit der gouvernementalen Richtung die Partei gegenüber welche in jener ersten Periode unter dem Namen der Tories vorkommt, nach Erringung der Unabhängigkeit

den Namen der **Föderalisten***) annimmt, seit 1836 den Namen der **Whigs** geführt hat, und sich jetzt die **republikanische Partei** nennt, indem sie hiermit zum zweiten Male einen Namen führt welcher früher ihre Gegenpartei bezeichnet hat. Die charakteristischen Erscheinungen dieser Richtung gehören der gebildeteren Politik an, und stellen sich als das Bestreben dar, auf gouvernementalem Wege nationale und allgemein sittliche Zwecke zu erreichen, welche die demokratische Partei den einzelnen Staaten der Union oder gar den Individuen überlassen wissen will.

Von Anfang an in der Geschichte der Vereinigten Staaten hat sich die Partei welche sich jetzt die demokratische nennt, an die elementaren Gedanken des Republikanismus — die individuelle Freiheit und die sogenannte Selbstregierung gehalten, während die Whigs (im Sinne der in der letzten Periode giltigen Nomenclatur), gleichfalls von Anfang an, ihr Augenmerk auf die Schwierigkeiten gerichtet haben mit solchen Principien einen großen, mächtigen, für höhere Cultur brauchbaren Staat zu bilden. Ist aus diesem Grunde die Whigpartei — unter dem Namen der Tories welchen sie damals führte — in der ersten Periode

---

*) Föderalisten und Antiföderalisten waren in den Vereinigten Staaten, was die Centralisten und Föderalisten in den Kämpfen der losgerissenen spanischen Colonien gewesen sind und noch sind. In dem Namen des Föderalismus sollte in den Vereinigten Staaten der Vorwurf centralistischer Tendenzen liegen, während die Antiföderalisten auf die Souverainetät der einzelnen Colonien hinarbeiteten.

ihrer Existenz gegen die Losreißung vom Mutterlande ge-
wesen, so ist sie später so gut republikanisch geworden wi
ihre Gegnerin, und ich glaube daß sie gegenwärtig den neu
angenommenen Namen der republikanischen Partei bess
verdient als diese. Denn während die Union unter den
Einflusse des politischen Systems der Partei die sich jetz
die republikanische nennt, wirklich eine res publica darstell
laufen die Tendenzen der Partei die sich früher einma
die republikanische genannt hat und jetzt die demokratisch
nennt, darauf hinaus alle die Interessen welche den Sta
zum Staate im sittlichen Sinne machen dem Privatlebe
zu überlassen.

Aus dem Gegensatze in der politischen Richtung ergil
sich also zwischen den beiden Parteien ein Gegensatz in de
Idee welche beide von der Natur und Bestimmung des Sta
tes haben. Während die demokratische Partei im Staat
nichts sieht als eine Vereinigung von Individuen zu
Schutze ihrer Privatinteressen, erkennt die Whig- oder re
publikanische Partei in ihm eine Anstalt zur Erreichun
allgemeiner sittlicher Zwecke. Sollte man diese Charak
teristik zu doctrinär finden oder gar bestreiten, so könnte ic
dafür die eignen Bekenntnisse der Parteien anführen. I
Bezug auf die demokratische Partei werde ich hierzu in einer
folgenden Kapitel eine ausgezeichnete Gelegenheit haben.

Aus dieser verschiedenen Grundansicht über die sittlich
Aufgabe des Staates ergeben sich mit Nothwendigkeit di
entgegengesetzten Auslegungen der Constitution in Bezu
auf die wichtigen Culturfragen welche in der Union eine

Streitgegenstand darbieten mögen. Wie verschiedene reli=
iöse Secten den Worten der Bibel eine andere Bedeutung
eben, so werden verschiedene politische Parteien in den Be=
timmungen einer Verfassung einen anderen Sinn finden.
luf diese Weise ist die Autorität des Congresses über die
Territorien seit lange eine der wichtigsten Streitfragen ge=
vesen. Hat der Congreß das Recht bei der Ansiedelung
ines neuen Territoriums Bedingungen zu stellen, z. B.
olitische und sociale Einrichtungen wie die Sklaverei oder
ie Polygamie zu verbieten? Das politische Glaubensbe=
enntniß der jetzt sogenannten republikanischen Partei gibt
hierauf ein ja zur Antwort und macht unter Umständen so=
jar ein Einschreiten der Regierung zur *Pflicht*. Das
Glaubensbekenntniß der Demokraten dagegen enthält als
Antwort ein *nein*. Die ultrademokratische Lehre, daß die
Ansiedler eines Territoriums das souveraine Recht haben,
noch ehe sie einen Staat bilden, sich beliebige Ge=
etze zu geben, — diese anarchische Lehre, welche Souve=
rainetätsrechte einräumt wo die Grundbedingung der Sou=
verainetät, die Existenz eines Staates fehlt, ist die *Squat=
ter=Souverainetät* genannt worden. Man sieht, die
Souverainetät ist in das Individuum verlegt, und dem
Staate ist das Hoheitsrecht über das Nationalterritorium
bestritten. Das souveraine Individuum trägt das Hoheits=
recht über das Land von welchem es Besitz nimmt — der
Ausdruck „Squatter" schließt sogar den Begriff der eigen=
mächtigen Besitznahme in sich — mit sich herum. Man
sieht auch in welcher Verbindung diese Lehre mit dem *Fli=
bustier=Wesen* steht. Squatter=Wesen und Flibustier=

Wesen*) sind die innere und äußere Politik der amerikan schen Ultrademokratie.

Aus dem charakterisirten allgemeinen Gegensatze ergil sich nämlich auch das entgegengesetzte Verhalten der nord amerikanischen Parteien in der auswärtigen Politik. D Whig- und jetzt sogenannte republikanische Partei muß durc ihr Bestreben, den Kreis der gouvernementalen Thätigke zu erweitern, auf die Nothwendigkeit einer Territorialbe schränkung geführt werden, weil eine zu große Ausdehnun der Union ihr System unausführbar machen würde. S ist sie die natürliche Gegnerin aller Flibustier-Expeditioner Eroberungskriege und Annexationen, und bildet die wahr Stütze der Neutralitätspolitik. Die demokratische Part dagegen, für welche die Union nichts ist als ein lose Aggregat von souverainen Individuen mit ihrem Zubehö an Mensch und Vieh, — für welche auch die Elementarge danken der demokratischen Freiheit eine wohlfeile und zu Propaganda äußerst bequeme Weisheit sind, kann die halb Welt annektiren ohne sich dadurch für ihr System Schwie rigkeiten zu schaffen**).

---

*) Es ist eine der witzigsten Parteibenennungen welche in de jetzigen Präsidentschafts-Wahlbewegung aufgekommen, die Demo kraten, deren Candidat James Buchanan ist, Buchaneer (Buccaniere) zu nennen.

**) Der deutsche Leser welcher die Charakteristik der nordame rikanischen Parteien mehr in die Specialitäten der positiven Politi verfolgen will, findet dazu die beste Anleitung in Friedric Kapp's kleiner Schrift: „Die Sklavenfrage in den Ver einigten Staaten. Göttingen und New-York 1854." Da

Es gehört nicht viel politischer Verstand dazu um zu :hen daß sich die in den beiden großen Parteien repräsen= irten beiden politischen Richtungen gegenseitig ergänzen, nd daß eine jede von ihnen sich selbst überlassen der Re= ublik den Untergang bereiten würde. In den folgenden capiteln wird dies durch die Betrachtung einzelner extremer Partei=Erscheinungen klar werden.

---

chte Kapitel derselben, S. 103 ff., ist ausschließlich diesem Gegen= ande gewidmet.

Zweites Kapitel.

Irrwege und Ausartungen des demokratischen Systems. — Gefahren der A[nn]exationspolitik: Auflösung oder Militärherrschaft. — Doctrinäre Au[s]bildung des Sklavereisystems als eine natürliche Consequenz ultradem[o]kratischer Ansichten. — Die Sklaverei als angebliche Lösung der social[en] Frage. — Beide amerikanischen Parteien haben ihre socialistischen Spitze[n] — Die Gesellschaft unter der Herrschaft des souverainen Individuums. Herr Stephen Pearl Andrews und Herr Josiah Warren.

Um zu zeigen wohin in den Vereinigten Staaten d[ie] beiden Parteirichtungen, sich selbst überlassen, führen müsse[n,] will ich zunächst auf eine Erscheinung aufmerksam mach[en,] welche, obschon eine reine und scharfe Consequenz des d[e]mokratischen Systems, doch meiner Charakteristik desselbe[n] zu widersprechen scheint. Die demokratische Partei, a[ls] Partei der Annexationen und des Flibustierwesens, ist i[n] der auswärtigen Politik die unternehmendere. Ihr Syste[m] muß daher mit der Zeit die Ausbildung einer stärkere[n] Militärmacht bewirken, was, als zum Centralismus und zu[r] Vergrößerung des Einflusses der executiven Gewalt führen[d,] eine gegen das System selbst gekehrte Richtung ist. U[nd] in der That wäre es neu in der Geschichte wenn nicht au[ch] hier die Ultra-Demokratie entweder zur Auflösung oder zu

Militärherrschaft führen sollte. Denn da das demokratische System, indem es die verschiedenartigsten socialen Institutionen innerhalb der Union zulässig findet, grundsätzlich auf das positive Band einer höheren sittlichen Gemeinschaft in der Nation verzichtet, so kann nicht eingesehen werden durch welches Band, bei fortdauernder Ausdehnung der Union, dem Hereinströmen immer neuer Elemente, und dem von beiden Vorgängen unzertrennlichen immer weiteren Auseinanderlaufen der Entwickelungsrichtungen ihrer entgegeneren Bestandtheile, das lose Aggregat am Ende zusammengehalten werden soll wenn nicht durch das der brutalen Gewalt. Es fehlt nicht an Vorgängen welche zeigen daß schon jetzt die Union nicht allzuweit davon entfernt ist eines solchen Hilfsmittels zu bedürfen. Handelte es sich um die Annexation von Mexiko, Central-Amerika, Cuba, Haiti und aller westindischen Inseln, die demokratische Partei würde dafür sein, und doch gehört Wenig dazu um einzusehen daß diese Länder nur mit Waffengewalt behauptet werden könnten, auf welchem Wege sie auch erworben werden möchten, daß sie also ein mächtiges stehendes Heer unentbehrlich machen müßten. Gleich den ehemaligen Unterthanenländern der Schweiz müßten diese Besitzungen in dauernder Unterwerfung erhalten werden. Der dazu nöthige militärische Apparat würde allmälig den ganzen politischen Geist der Vereinigten Staaten umändern und endlich den Umsturz ihrer Institutionen bewirken, wenn nicht etwa ein Zerfallen der Union, welches dann als ein Rettungsmittel betrachtet werden müßte, der Freiheit zu Hilfe käme. Die über das natürliche Maß ausgedehnten Annexationen also,

weit entfernt die Welt republikanisch zu machen, worau
einige naive europäische Republikaner ihre letzte Hoffnun
gesetzt zu haben scheinen, würden vielmehr, wenn sie möglic
wären, entweder den Zerfall der Union oder ihre Umwand
lung in eine Militärdespotie, vielleicht beides in Verbin
dung, zur Folge haben.

Dies ist indessen nicht der einzige Punkt wo die demo
kratische Richtung in den Vereinigten Staaten am Ende i
ihr Gegentheil umschlägt. Auch die jetzt in den südliche
Staaten herrschende Theorie der Sklaverei ist eine natür
liche Consequenz der amerikanischen Ultrademokratie. Ic
spreche nicht von der Sklaverei als einer Thatsache. Di
Republik hat diese aus dem Colonialzustande ererbt un
keine ihrer Parteien kann dafür verantwortlich gemacht wer
den. Die Abschaffung im Norden war verhältnißmäßig kei
großes Opfer, die Abschaffung im Süden wäre nach meine
Ueberzeugung die unüberlegteste Handlung gewesen. Allei
die südliche Demokratie, welche überhaupt der Kern, di
Seele, der Geist der demokratischen Partei der Union is
hat nicht nur nichts dafür gethan das Institut zu humani
siren und über die schwarze Race in ihrer Bevölkerung au
eine den Forderungen der Cultur entsprechendere Weise z
verfügen, sie hat nicht nur unablässig an der räumliche
Ausdehnung des Institutes gearbeitet, — sie hat auch de
Ruhm eine Theorie erfunden zu haben in welcher die Skla
verei als göttliche Einrichtung und als Blüthe politische
Weisheit erscheint. Und dieses Resultat gehört wesentlich
und seiner innersten Natur nach den in ihr Gegentheil um
schlagenden Erscheinungen der Ultrademokratie an. Ic

habe diesen Gegenstand schon in den Kapiteln über die Sklaverei, im ersten Buche, berührt, und komme hier vom umgekehrten Ausgangspunkte darauf zurück. Und in dreifacher Beziehung schlägt in dieser äußersten Consequenz die Ultrademokratie in ihr Gegentheil um. Erstens nämlich wird durch die auf das Aeußerste getriebene Lehre von der demokratischen Gleichheit die Gesellschaft, unter gewissen Umständen, die theils den ethnologischen, theils den klimatischen, theils den ökonomischen Verhältnissen angehören, genöthigt, gewisse Menschenklassen ganz aus der Rechtsgemeinschaft auszuschließen innerhalb deren dies demokratische Dogma gelten soll. „Alle Menschen sind gleich" — sagt diese Demokratie — „natürlich die Neger und weißen Proletarier ausgenommen!" — Der letzte Zusatz ist im Stillen wol schon immer gemacht worden, als ausgesprochene Doctrin ist er aber neu, und gehört der desperaten Theorie an durch welche die oligarchische Demokratie des Südens ihre Stellung jetzt zu behaupten sucht. Daß damit wirklich die Demokratie principiell in eine Oligarchie umgeschlagen ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Zweitens wird durch die auf das Aeußerste getriebene Lehre von der demokratischen Freiheit die Gewalt an die Stelle des Rechtes gesetzt, weil die Ausschließung von der Sphäre der Gleichheit begriffsmäßig auch eine Ausschließung von der Sphäre des Rechtes ist, und also auch nur mit Gewalt behauptet werden kann. Und diese Gewalt in ihrer brutalsten Form richtet sich gegen jede Seite von der aus das System des Unrechtes bedroht werden könnte. Mit der Freiheit der Rede und Presse und der Freiheit moralphilosophischer Lehre

könnte das System der Sklaverei kein Vierteljahr bestehen, und so müssen diese Rechte, durch welche genau genommen die Republik sich allein legitimiren kann, der Gewalt weichen. So ist es denn auch kein Wunder daß sich am Ende die Begriffe von Gewalt und Recht gänzlich verwirren, und Menschen, die darauf Anspruch machen den gebildeten Classen der Gesellschaft anzugehören, sich brutaler Handlungen rühmen und für dieselben gerühmt werden, nach deren Begehung in einem anderen Lande den Thäter unfehlbar die allgemeine Verachtung und der gesellschaftliche Verruf treffen würde, — so ist es ferner kein Wunder daß man das Verhältniß des Herrn zum Sklaven im vollen Ernste und guten Glauben für ein wohlbegründetes Eigenthumsrecht halten kann. Drittens aber sieht sich eine Partei, die sich im Widerspruche mit den allgemeinen Principien befindet von denen sie in ihrer ganzen politischen Praxis ausgegangen ist und die doch zum Unterschiede von der Gegenpartei den Nachdruck auf die Principien legt, zu dem theoretischen Verzweiflungsschritte getrieben, die ihren Principien widerstreitenden Thatsachen selbst zu einem Principe zu machen und in ihr System aufzunehmen. Hiermit vollendet sich die doctrinäre Ausbildung des Sklaverei-Systems. Die demokratische Sophistik, von der Unwahrheit ausgehend daß das sittliche Princip der Gleichheit zu einer historischen Thatsache gemacht werden könne, endigt in der Lüge daß die historische Thatsache der Ungleichheit zu einem sittlichen Principe gemacht werden müsse. Aus dieser Umkehrung falsch angewandter Kategorien entwickelt sich die monströse Doctrin der Sklaven-

halter-Demokratie daß die Sklaverei eine normale, oder, wie sich Andere ausdrücken, eine göttliche Einrichtung sei. Mit der doctrinären Anmaßung welche sie aus der Genugthuung geschöpft ihre Brutalität endlich auf Principien gebracht zu haben, ist die Sklavenhalter-Demokratie der Vereinigten Staaten zuletzt soweit gegangen die Sklaverei der arbeitenden Volksklassen überhaupt, ganz abgesehen von der Race, für die einzige richtige Lösung der socialen Frage zu erklären*). Wir sind bei der fratzenhaftesten Caricatur angelangt welche die amerikanische Demokratie in ihrer äußersten Verirrung aus sich machen konnte.

Das System des Individualismus von welchem alle diese Erscheinungen ausgehen, ist wol niemals auf eine schärfere und für den amerikanischen Geist charakteristischere Weise ausgesprochen worden als in einer Schrift des Herrn

---

*) Südliche Blätter haben dies kürzlich mit einfachen Worten gerade herausgesagt, und die Parallele zwischen der Sklaverei und den Vorschlägen des modernen Socialismus ist schon in den südlichen Staaten der Union beliebt gewesen. Ueber die Nothwendigkeit, die Sklaverei der arbeitenden Classen allgemein zu machen, kann man sich z. B. im Richmond Enquirer, oder Charlston Standard unterrichten. Ich führe eine Stelle an in welcher zugleich die südliche Demokratie das Bekenntniß macht daß die Sklaverei zu ihren Parteiprincipien gehört: „The democrats of the South“ — kann man im Richmond Enquirer vom 13. Juni 1856 lesen, — „cannot rely on the old grounds of apology and excuse for slavery; for they seek, not merely to retain it where it is, but to extend it where it is unknown.“ Das Blatt welches dies ausspricht, ist, im südlichen Sinne, vom reinsten demokratischen Wasser.

Stephen Pearl Andrews, eines Mannes den ich schon bei Gelegenheit meines Besuches zu Washington genannt habe, und den ich im Folgenden in Verbindung mit den Bestrebungen socialistischer Secten noch mehrfach nennen werde. Es wird bestritten werden, daß die Ansichten welche in dieser Schrift über „die Souveränetät des Individuums"*) enthalten sind, etwas mit der positiven Politik der demokratischen Partei zu thun haben; ich spreche hier aber nicht blos von den Parteihandlungen sondern auch von den Parteirichtungen, und die Ansichten des Herrn Andrews gehören der demokratischen Richtung an, und sind die consequenteste theoretische Fassung dieser Richtung. Jede der beiden amerikanischen Hauptparteien hat nämlich ihre socialistische Spitze, welche praktisch ohne Bedeutung, theoretisch aber um so belehrender ist, da sie den Grundgedanken der Partei zu seinem feinsten und reinsten Faden ausgesponnen darstellt; und während der Socialismus des Whigsystems das Heil der Menschheit in der Association und Organisation sucht, findet der Socialismus des demokratischen Systems dasselbe in der Souveränetät und Isolirung der Individuen. So wenig der Gedankengang des amerikanischen Socialphilosophen neu war, da wir in Europa schon vorher von dem Ideale einer Gesellschaft ohne Regierung und von „dem Einzigen und seinem Eigenthume" hatten reden hören, so ist doch die praktische Ausführung auf welche wir hier stoßen nicht ohne Interesse,

---

*) The true constitution of government in the sovereignty of the individual. By Stephen Pearl Andrews.

indem der Amerikaner, weit entfernt sich in eine kritische Dialektik zu verlieren, vielmehr von nichts spricht als was er unmittelbar in den Vereinigten Staaten für möglich hält, und womit denn auch damals unmittelbar in der individualistischen Colonie „Modern Times“ auf Long Island der Versuch gemacht wurde. Was Max Stirner uns deutsch mit metaphysischer Dunkelheit, Proudhon französisch mit dem Glanze einer brillanten Kritik vorgetragen, das sagt uns Andrews in der praktischen Prosa des Amerikaners, und der Leser, dem es bei der Lectüre der Schriften europäischer Anarchisten im Kopfe immer wüster und dunkler geworden, kann, nachdem er den amerikanischen Anarchisten kennen gelernt, getröstet sagen: „Das geht schon eher, — man weiß doch wo und wie!“ —

Die politischen Ansichten des Herrn Andrews laufen nämlich auf das Folgende hinaus: Nicht nur die Religion sondern auch die Moral eines Menschen geht die übrigen Menschen nichts an, außer in sofern sie dadurch einen directen und reellen Nachtheil erleiden. Es muß dahin kommen daß Alles was jetzt Sache einer Regierung ist, dem individuellen Unternehmungsgeiste und der Concurrenz der Privatpersonen überlassen bleibt. Wie in manchen Staaten schon jetzt ganz oder theilweise das Schulwesen, Straßenwesen, Postwesen, so müssen es auch das Rechtswesen, das Kriegswesen, so müssen es alle Interessen der Gesellschaft werden. Das Postwesen, sagt Herr Andrews, wird schon jetzt durch die sogenannten Expreß-Compagnien besser besorgt als durch die Post der Vereinigten Staaten. Hätte er sein Buch einige Jahre später geschrieben, so hätte er auch

den Vorzug der Privatjustiz vor der vom Staatsorganismus ausgehenden Rechtspflege durch das Beispiel des Vigilanz-Comités von San Francisco beweisen können. Und was sind die modernen Flibustierzüge der Anglo-Amerikaner Anderes als der Krieg in der Form des Privatunternehmens? Das Finanzwesen, jetzt ein so wichtiger Theil des Regierungsgeschäftes, hört mit dieser Auflösung des Staates in die bürgerliche Gesellschaft von selbst auf, denn alle diese Privatunternehmungen gehen natürlich auch auf Privatkosten. Es wird aber nicht nur im bisherigen Sinne des Wortes keine Regierung mehr geben, auch mit der Herrschaft der Majoritäten wird es ein Ende haben. Wer Lust hat wird mit dieser oder jener Sitte den Anfang machen, wird dieses oder jenes öffentliche Geschäft etabliren, dieses oder jenes Nationalunternehmen vorschlagen, — und wer Lust hat wird sich ihm anschließen, oder sich der angebotenen Fähigkeiten bedienen. Wem die Sache nicht gefällt, der bleibt einfach davon, und läßt die Anderen thun was ihnen passend scheint. Selbst eine centrale Leitung der ganzen Nationalangelegenheiten hält Herr Andrews, soweit sie nöthig sein sollte, für möglich als ein der Concurrenz offen stehendes Privatgeschäft, gerade wie eine Bank, eine Assecuranz, eine Agentur.

Ich habe diese nüchterne Ausführung ultrademokratischer Ansichten für hinreichend lehrreich gehalten um den europäischen Leser damit bekannt zu machen. Ich kenne keinen unserer europäischen Ultrademokraten der sich den Zustand der sogenannten Anarchie, — der Gesellschaft ohne Regierung, so klar gemacht hätte wie Herr Andrews, und wenn auch die Ver-

wirklichung solcher Ansichten überall in der Welt gleich unmöglich sein mag, so wird die Tendenz dazu doch noch auf lange Zeit in den Vereinigten Staaten eine Rolle in den wirklichen Vorgängen des politischen Lebens spielen und dem fremden Beobachter manche einzelne Erscheinung der amerikanischen Politik verstehen helfen. Squatter=Praxis, Flibustier=Unternehmungen, Lynch=Justiz, bewaffnete Selbst=hilfe, vor Allem aber die gelinde Beurtheilung aller dieser Unregelmäßigkeiten durch die herrschende öffentliche Meinung wie durch die regelmäßigen Gerichte des Landes — alles dies sind Erscheinungen denen bewußt oder unbewußt ultrademokratische Ansichten wie die des Herrn Andrews zum Grunde liegen, so wenig dieser auch geneigt sein wird immer die Art zu billigen wie sie in's Werk gesetzt werden.

Den Anstoß zu seinen Ansichten hatte Andrews durch Josiah Warren erhalten mit dessen pädagogischem Systeme ich den Leser weiter oben bekannt gemacht habe. Jenes pädagogische System gehört als Ergänzung in diese Lehre des consequenten Individualismus, deren Systematiker und Philosoph Andrews ist. Nach seiner Art die Welt anzusehen, ist die Culturgeschichte ein fortlaufender Kampf des Individuums mit der Einrichtung. Das Individuum ist, wie er sich ausdrückt, von Gott gemacht, während die Einrichtung nur Menschenwerk ist. Es versteht sich also nach ihm von selbst daß das Individuum gegen die Einrichtung Recht hat, und man muß sich nur wundern daß es ihm mit Gottes Hülfe nicht gelingen will der Einrichtung los zu werden. Aber so wie das unglückliche Individuum die eine Einrichtung abgethan, sitzt ihm schon wieder die an=

dere auf dem Nacken, die es sich, ohne es zu merken, selbst gemacht hat. In der nüchternen praktischen Sprache des Amerikaners kommt die Kindlichkeit dieser Weltansicht klarer zu Tage als in der Sophistik der europäischen Anarchisten, die jedoch deshalb um nichts philosophischer ist, so philosophisch sie sich auch geberdet haben mag. Daß das Individuum sich die Einrichtung schaffen muß weil der Gegensatz zwischen beiden sittliches Lebensbedürfniß ist, — ein Bedürfniß dem sogar bis auf einen gewissen Grad nur durch die Fühlbarkeit, durch den Druck der Einrichtung genügt werden kann, haben beide übersehen. Eine Gesellschaft deren Einrichtungen und Formen nicht in fühlbarem Gegensatze mit uns sind, entspräche, wenn sie möglich wäre, nicht einmal den Bedürfnissen unseres Glückes, ist also nicht einmal ein Ideal. In einem gewissen Sinne gehört es unmittelbar zum Glücke der Menschen, fühlbar regiert zu werden, wodurch sich der leichte Erfolg eines Usurpators nach jeder Zeit politischer und socialer Ungebundenheit allein erklärt.

Drittes Kapitel.

Die amerikanischen Parteien und die europäische Einwanderung. — Die Popularität der demokratischen Partei. — Erklärung dieser Erscheinung. — Politische Unwissenheit und falsche Voraussetzungen. — Sympathien der Rohheit. — Verirrungen und Ausartungen der Whigpartei sind von ultragouvernementaler Natur. — Opposition der fremdgebornen Bürger natürlich. — Das Abwechseln der Parteirichtungen ist Gesetz des politischen Fortschrittes. — Die republikanische Partei, als dermaliger Repräsentant des Fortschrittes, und die Deutschen.

Trotz allen Verirrungen und Ausartungen der demokratischen Richtung in den Vereinigten Staaten, zum Theil auch gerade wegen dieser Verirrungen und Ausartungen, muß man es bei einiger Ueberlegung natürlich finden daß die große Mehrheit der adoptirten Bürger von deutscher Geburt, und der europäischen Einwanderung überhaupt, sich der demokratischen Partei zuwendet.

Vor Allem kommt dabei in Betracht daß auch die Whigpartei ihre Verirrungen und Ausartungen aufzuweisen hat, welche, da sie, dem Hauptcharakter dieser Partei gemäß, in einer Neigung zur Beschränkung der Einwanderung selbst und zu gouvernementalen Eingriffen in die moralische Freiheit der Individuen bestehen, den Einwanderer mehr unmittelbar berühren als die Excesse der individuellen Freiheit

auf welche die entgegengesetzte Richtung führt, und bei denen er zum Theile seine Rechnung findet.

Freilich scheint die monströse Lehre daß die Sklaverei der arbeitenden Volksclassen überhaupt die wahre Lösung der socialen Frage sei, den eingewanderten freien Arbeiter mit einem schlimmeren Schicksale zu bedrohen als das welchem er zu Hause entflohen ist; aber zwischen einer dem Geiste der Zeit so widersprechenden Theorie und ihrer Verwirklichung ist eine so weite Kluft, daß die Gefahr nicht sehr ernstlich zu nehmen ist; wie denn die Theorie auch in Wahrheit nichts Anderes als die unüberlegte Aeußerung frecher Zungen sein kann, die in der südlichen Presse, in Ermangelung brauchbarerer Talente, momentan das Wort führen.

Freilich, ferner, entzieht jede Quadratmeile neuer Territorien die der Sklaverei gewidmet wird, dem eingewanderten Arbeiter eben so viel Land für die Wahl seiner künftigen Heimath und eine dem entsprechende Gelegenheit die günstigen Verhältnisse neuer Ansiedlungen zu seinem Vortheile zu benutzen; aber die Vereinigten Staaten haben noch anderen Raum genug um die Wichtigkeit dieser Erwägung für jetzt noch verschwinden zu lassen.

In ihrer großen Mehrheit strömt die Einwanderung nicht dem Süden sondern dem Norden der Union, nicht den Sklavenstaaten sondern den freien Staaten zu. Der kleinere Theil derselben, welcher dennoch den ersteren zukommt, hat sich entweder von Anfang an schon mit der Sklaverei einverstanden erklärt, sonst würde er sich nach dem Norden begeben haben, oder er steht moralisch und intellectuell zu tief

um mit Bewußtsein Partei nehmen zu können, oder endlich — was jetzt bei einem großen Theile der deutschen Bevölkerung in den Sklavenstaaten der Fall ist, — er wird durch eine leider nur zu wohl begründete Furcht abgehalten sich für eine den Interessen der Sklavenhalter zuwiderlaufende politische Richtung zu erklären. Ist doch in diesem Augenblicke in den fünfzehn Sklavenstaaten jede freie Meinungsäußerung und selbst das freie Stimmrecht unterdrückt.

So kommt es, daß die nach dem Süden gehende Einwanderung gegen die politische Partei in welcher sich die Interessen der Sklavenhalter concentriren, keine Opposition macht, sei es weil sie sich zu keiner getrieben fühlt, sei es weil sie dieselbe nicht zu äußern wagt. Der großen Mehrheit der Einwanderung aber welche sich zu ihrer Heimath die nördlichen Staaten wählt, liegt die Aristokratie der demokratischen Partei, welche in den Sklavenstaaten ihren Sitz hat, zu fern, als daß jene durch den Anblick dieser beleidigt werden könnte, während die Whigaristokratie der freien Staaten ihr täglich vor Augen ist. In dieser Beziehung befinden sich die adoptirten Bürger des Nordens in der nämlichen Lage wie die eingebornen unteren Volksclassen dieses Theiles der Union. Und es kommt noch Etwas hinzu. In der Whigaristokratie des Nordens stößt sowol der Einwanderer aus dem continentalen Europa wie auch der Irländer auf den puritanischen Geist des Neu-Engländers, welchen er schon in der alten Heimath in seinem Urbilde gehaßt hat.

Die New-York Tribune, eines der großen Hauptblätter der Vereinigten Staaten, welches, neben einigen

Vorurtheilen die mit dem Whigsysteme mindestens in einer nicht zufälligen Verbindung stehen, auch dessen edelste und aufgeklärteste Tendenzen repräsentirt, und in der großen Bewegung gegen die Sklaverei, welche sich in der republikanischen Partei als der jüngsten Metamorphose des Whigsystemes verkörpert, das leitende Blatt ist, — hat kürzlich einen Artikel über die Frage enthalten, wie es kommt daß die oligarchische Clique der Sklavenhalter — in Wahrheit eine der ausgeprägtesten Aristokratien — sich den Ruf ausgezeichnet demokratischer Principien erworben hat. Dieser Artikel ist für den europäischen Leser belehrend und ich will ihn daher hier im Auszuge mittheilen*).

„Obgleich die freien Staaten der Union" — beginnt derselbe — „von Anfang an in Allem was Civilisation und politische Kraft ausmacht den Sklavenstaaten vorausgewesen sind, ist es eine Thatsache daß die Sklavenhalter sehr bald die politische Controle über das Land bekommen und dieselbe seitdem behauptet haben. — Wie ist es geschehen daß die reichen und gebildeten Männer des Nordens, welche von Natur bestimmt sind dessen politische Führer zu sein, sich durch eine in jeder Beziehung unter ihnen stehende Classe von Menschen, wie die Sklavenhalter, haben auf die Seite drängen lassen? — Dies ist eine interessante und an Belehrung reiche, aber nicht schwierige Frage. Die hervorragenden Männer des Nordens haben es versäumt sich das Vertrauen der Massen zu erwerben, und dadurch den Einfluß und die Stellung zu behaupten welche sie zur Zeit

*) New-York Daily Tribune, Aug. 25. 1856.

Washington's besaßen. Während sie sich immer als Gegner der demokratischen Principien bewiesen haben auf welche bei der Losreißung von England unsere nationale Existenz gegründet wurde, warfen sich unter Jefferson's Führung die Sklavenhalter zu Vertheidigern dieser Principien auf, die sie zwar wenig geneigt sein mochten in ihren eignen Staaten zur praktischen Geltung zu bringen, die sie aber in den nördlichen Staaten gegen die locale Aristokratie dieser letzteren in Schutz nahmen. So schufen sie sich eine Partei in dem Volke des Nordens, welches für die ihm gegen seine eigne Aristokratie gewährte Hilfe sich in unüberlegter Dankbarkeit bereit zeigte der Aristokratie des Südens die Leitung der nationalen Angelegenheiten zu überlassen. Den kalten Schatten seiner eignen Aristokratie fühlte das Volk des Nordens unmittelbar; der schädliche Einfluß der Sklavenhalter-Aristokratie auf die Entwickelung der südlichen Staaten wie auf das Wohl der ganzen Union lag ihm zu fern um seinen Argwohn zu erregen. Dies ist das Geheimniß des politischen Uebergewichtes der Sklavenhalter welches nun mehr als ein halbes Jahrhundert auf dem Lande gelastet hat, und von dem jetzt die republikanische Partei dasselbe zu befreien sucht. Es ist ein Glück daß soviele der alten nördlichen Führer — die Hunt's, Barnard's, Granger's, die Choates, Everett's, Winthrop's, und diese ganze Classe nördlicher Politiker — sich von der republikanischen Partei fern halten; ein noch größeres würde es sein wenn sie dieselbe schmähen und verläumden wollten. Nachdem sie, die nördlichen Geldsack-Aristokraten, solange mit ihren Gegnern, den südlichen Sklavenhalter-Aristokraten, um die

Leitung der nationalen Angelegenheiten gekämpft haben, sehen sie sich endlich, da ihnen jede Popularität fehlt, dahin getrieben die gehorsamen Diener ihrer Gegner zu werden, und mit den Krumen von ihrer Herren Tische zufrieden zu sein. Die republikanische Partei aber bedarf dieser Männer nicht, läßt sie gern zu der Sklavenhalter-Partei übergehen oder halbwegs bei den Know-Nothings einkehren, und hält es für einen Gewinn als Ersatz dafür die wahren alten Demokraten des Nordens in ihre Reihen aufzunehmen."

Der Leser thut hiermit einen tiefen Blick in das Parteiwesen der Vereinigten Staaten, und in's Besondere in den Proceß durch welchen sich — auf dem Boden des reformirten und fortgeschrittenen Whigsystemes — die republikanische Partei, als Vereinigung der sittlichen Fortschrittselemente beider alten politischen Heermassen, mit Zurücklassung der Aristokraten und des Pöbels von beiden, gebildet hat.

Ich werde weiter unten diesen Gedanken specieller ausführen und kehre hier zu meinen Bemerkungen über das Verhältniß der deutschen Einwanderung zu den amerikanischen Parteien zurück. Zu Gunsten der demokratischen Partei sind bei dieser Volksclasse Beweggründe europäischen Ursprungs wirksam. Bei den Massen welche seit 1849 aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten gegangen, hat der Name der Demokratie einen magischen Einfluß ausgeübt. Wir haben gesehen was dieser Name in den Vereinigten Staaten Alles in sich zu fassen vermag. Die deutsche Einwanderung aber, welche seit dem genannten Jahre vorzugsweise den Classen angehört hat die zu Hause die demokratische Partei der Revolutionsjahre 48 und 49 ausmach-

ten, und welche auf dieser Seite des Meeres wieder auf zwei Parteien stößt von denen sich die eine die demokratische nennt, mußte wol auch ohne Mißleitung und schlechten Unterricht auf den Gedanken kommen daß es sich auch hier auf der einen Seite um Freiheit und Gleichheit und auf der anderen um Tyrannei und Unterdrückung handle. Aber auch dieser Unterricht ist außerdem noch ertheilt worden und wird mit Bezug auf die republikanische Partei noch jetzt ertheilt. Eine Erwartung die zu den thörichtsten und trügerischsten gehört, kommt dieser irrigen Vorstellung zu Hilfe. Die demokratische Partei steht in dem Rufe zur Einmischung in die politischen Händel anderer Länder geneigter zu sein und den Krieg weniger zu fürchten als ihre Gegenpartei. Von Zeit zu Zeit hält ein altersschwacher demokratischer Senator eine kriegschnaubende Rede, einige demokratische Diplomaten halten zu Ostende eine den europäischen Monarchien Vernichtung drohende Conferenz, „Poseidon Pierce," wie ein deutscher Reisender kindischer Weise den unfähigsten Präsidenten nennt welchen die Vereinigten Staaten jemals gehabt haben, „schwingt seinen Dreizack," und es gibt deutsche Demokraten in den Vereinigten Staaten die nicht zweifeln, daß was Hecker und Struve nicht zu Stande gebracht, durch eine zur rechten Zeit ausgeführte bewaffnete Intervention zu Gunsten der deutschen Republik in's Werk gesetzt werden könne, wenn nur die demokratische Partei am Ruder bleibe. Und wenn vollends Buchanan Präsident werden sollte, — er der bei der Ostende-Conferenz selbst mit dabei war! — Dann kommt es zur allgemeinen Annexation, über die schon vor Jahren ein deutscher Demokrat ein englisches Buch ge-

schrieben. Einstweilen haben sich die Thaten der gegenwärtigen Verwaltung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik auf die Vernichtung eines hilflosen Städtchens, wie Greytown, zu Gunsten der Interessen einer intriguirenden Actiencompagnie beschränkt, und Pierre Soulé, welchem die Annexation von Cuba nicht möglich war, trifft die ersten Vorbereitungen, in Nicaragua die Sklaverei wieder einzuführen! —

Es bleibt mir noch eine Bemerkung übrig die, so unangenehm sie klingen mag, doch gemacht werden soll. Wie die demokratische Richtung *hier* ihre Ausartungen und Mißgeburten erzeugt hat, so ist die Anlage dazu in den demokratischen Elementen Europa's in noch reicherem Maße vorhanden, und es kann nicht auffallend sein daß, so verschieden die europäische Freiheitsflegelei von der amerikanischen sein mag, jene dennoch unter dem Schutze dieser sich am freiesten entfalten zu können glaubt. Die Sympathie der Rohheit hat also auch ihren Antheil an der Erscheinung von welcher ich hier spreche. Gerade das was den armen *Heine*, als er sich eine bessere Welt suchte, abgehalten hat

„nach Amerika zu segeln“ —

gerade das bestimmt eine gewisse Classe von Menschen unter denen der Dichter wahrscheinlich sogar einige Leser hat, sich zu der Partei zu schlagen welche, wie selbst ihre gefeiertsten Congreßmitglieder zeigen, aus der Brutalität und Lümmelei Profession macht.

Man sieht daß sich diese Bemerkung nicht auf die große Masse der Einwanderung beziehen kann, welche nicht im Stande ist in der neuen Umgebung sich aus eigenem Urtheil

und freier Wahl für bessere oder schlechtere Sitten zu entscheiden. Ich spreche vielmehr von Menschen welche sich zu Wortführern und Rathgebern aufwerfen, — Menschen welche Verstand genug hätten zu wählen, aber auch schlechten Geschmack genug haben um zu glauben die Union sei wirklich dazu bestimmt „der große Freiheitsstall" zu werden für den sie Heine hielt, und sie, denen es über den bloßen Vorbereitungen dazu schon „so kannibalisch wohl" geworden, seien vor Allen berufen zu wachen daß das Land seine Bestimmung nicht verfehle. Es gibt Leute die dies als die culturhistorische Mission der Deutschen in Amerika betrachten.

Trotz allem dem bin ich sehr weit davon entfernt zu verkennen daß es im Allgemeinen eben so viele Beweggründe gibt sich zu der einen wie zu der anderen Partei zu halten. Ich bin von dem Satze ausgegangen, und habe ihn durch eine Untersuchung des Grundcharakters der Parteien bewiesen, daß beide im Staatsleben in gleichem Grade unentbehrlich sind. Wenn dies richtig ist, so muß es auch für die deutsche Einwanderung andere Gründe als die der Unkenntniß oder der Sympathie mit den minder rühmenswerthen Charakterzügen der demokratischen Partei geben, sich vorzugsweise zu dieser zu halten. Es ist ganz natürlich daß verschiedene Volksclassen ihre wohlberechtigten verschiedenen Interessen haben, die bei der einen oder der anderen Partei besser ihre Rechnung finden werden, und es ist eben so natürlich daß im Allgemeinen die Interessen eingewanderter Bürger sich unter dem Schutze des demokratischen Systemes besser befinden als unter dem des Whigsystemes. Daß diese Behauptung richtig ist, wird sich sehr

einfach aus der Betrachtung gewisser Verirrungen diese
letzteren ergeben, welche sich zu ihm ungefähr eben so ver
halten wie die Sklaverei sich zum demokratischen System
verhält. Wenn die Ausartungen des demokratischen Syste
mes die nothwendige Consequenz ultraindividualistische
Tendenzen sind, so muß man in den Ausartungen des Whig
systemes, welche ich im folgenden Kapitel näher in's Aug
fassen werde, die nothwendige Consequenz ultragouvernemen
taler Tendenzen erkennen, welche, wie die Sittengesetzgebung
den fremdgebornen Bürgern besonders lästig fallen müssen
oder, wie die Absichten des Nativismus und Knownothing
thums, geradezu gegen sie gerichtet sind. Daß sie sich diese
Bestrebungen widersetzen, ist ganz natürlich. Es folg
hieraus aber nicht daß sie Recht daran thun über diesem
besonderen und relativ untergeordneten Interesse das allg
meine außer Augen zu lassen, welches bei jeder großen Maß
regel von umfassender ethischer oder politischer Wichtigkei
wie die Vertheidigung des Landes gegen einen sie bedrohen
den Feind sein würde, und wie die beabsichtigte Beschränkun
der Sklaverei — des größten inneren Feindes — wir
lich ist, von jedem verständigen Bürger die Unterstützun
derjenigen Parteirichtung verlangt, was auch sonst der
Ziele sein mögen, welche den Ruhm hat das für d
herrschende Lage des Landes entscheidende Gute zu bringe
Es ist das wahre Gesetz des Fortschrittes im politisch
Leben daß die Parteien abwechselnd mit den Consequenz
ihrer Systeme den Bedürfnissen desselben entsprechen u
daher abwechselnd die Majoritäten des Volkes an sich ziehe

Die politische Lage bei der gegenwärtigen Präsidente

wahl ist eine der besten Erläuterungen dieses Satzes. Die republikanische Partei ist eine Entwickelung des Whigthumes, in welcher dieses mit dem Programme des Verbotes der Sklaverei in den Territorien auftritt, einer Maßregel die durch ihre heilsame Wichtigkeit jede andere Rücksicht in den Schatten stellt. Diejenigen alten Whigs welche zu dumm, zu superklug, oder nicht rechtlich genug sind dieser Maßregel beizustimmen, sind von diesem Fortschritte zurückgelassen worden, und werden den alten Namen noch einige Zeit lang fortführen bis er mit der Sache selbst ausstirbt. Wer von der demokratischen Partei Verstand genug hat zu wissen was dem Lande Noth thut, und Rechtlichkeit genug dies zu wollen, tritt zu der republikanischen Partei über. Die beschränkte Ansicht daß ein solches Uebertreten überhaupt eine Untreue sei, hat bei dieser Gelegenheit auch unter den Deutschen einen entscheidenden Stoß erlitten. Mit richtigem Sinne hat vielmehr kürzlich eine deutsche Versammlung, indem sie sich für die republikanische Partei und ihren Präsidentschaftscandidaten Fremont erklärt, die Erklärung hinzugefügt daß ihre Mitglieder dieser Partei angehören werden solange dieselbe den jetzt von ihr proclamirten Grundsätzen treu sein wird. Dies ist im Allgemeinen ein großer politischer Fortschritt unter den Deutschen in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1849, als ich nach New-York kam, bat ich einen namhaften deutschen Bürger, welcher schon seit vielen Jahren zu den Handlangern gehört hatte deren sich die demokratische Partei bedient um sich der deutschen Stimmen zu versichern, mir die Principien dieser Partei zu erläutern. „Ich will Ihnen sagen," erwiderte er mir,

„was man mir als ich noch ein Neuling war wie Sie, au
die Frage, wer ein Demokrat sei, geantwortet: der welche
für die demokratische Wahlliste stimmt, ist ein Demokra
he who votes the democratic ticket, is a demokrat*).“ —
So stehen die Dinge nicht mehr! — Die heilsame Wirkung
der gegenwärtigen politischen Krise hat auch die Masse de
deutschgebornen Bürger durchdrungen, und während diese
Theil der Bevölkerung, wie die Präsidentenwahl auch aus-
fallen möge, in den Anstrengungen zur Erreichung de
Guten eine ehrenvolle Stellung eingenommen haben wird
ist ihm diese Bewegung zugleich eine Schule aus welcher e
mit großem Gewinn an politischer Bildung hervorgehen muß

*) Es ist bei der Herrschaft solcher Grundsätze kein Wunde
daß die fremdgebornen Bürger sich bei ihren politischen Herren un
Meistern den Ehrennamen voting cattle, d. h. Stimm-Vieh, zuge
zogen.

Viertes Kapitel.

Die ultragouvernementalen Tendenzen des Whigsystemes näher betrachtet. — Die Temperenzgesetze, Sonntagsgesetze und das Knownothingthum. — Wein und Bier als Hauptgesichtspunkte deutsch-amerikanischer Politik. — Die Temperenzfrage als eine Frage der Culturgeschichte. — Rausch und Nüchternheit als Ideale verschiedener Culturperioden und Culturformen. Gefahren einer die leibliche und geistige Diät regulirenden Gesetzgebung. — Moralisch-politische Quacksalberei. — Katholischer und lutherischer Lebensgenuß im Conflicte mit puritanischer Strenge. — Das Knownothingthum und die in ihm concentrirten Tendenzen und Absichten.

Die politischen Richtungen welche den Deutschen in den Vereinigten Staaten am meisten verhaßt sind und gegen die sie eine nimmer ruhende Opposition machen, sind die welche in den Temperenz- und Sonntagsgesetzen und in dem Knownothingthume ihren Ausdruck finden. In Bezug auf das letzte ist dies natürlich, in Bezug auf die beiden ersten sehr begreiflich.

Alle diese Tendenzen werden von den Deutschen mit mehr oder minder Bestimmtheit der Whigpartei zugeschrieben, was wohl, in dem Sinne in welchem man berechtigt ist die Ausbreitung und doctrinäre Ausbildung der Sklaverei auf Rechnung der demokratischen Partei zu setzen, nicht unrichtig sein mag. Ein Sklavenhalter oder Sklavereivertheidiger

braucht freilich nicht zur demokratischen, und ein Mensch welcher die leibliche und geistige Diät des Volkes durch Gesetze regulirt und das Hereinströmen fremder Volkselemente mit fremden Sitten in Schranken gehalten wissen will, nicht zur Whigpartei zu gehören. Aber wenn der Mann nicht zur Partei gehört, so gehört darum doch die Sache selbst in das System der Partei. Nicht alle Menschen machen Profession aus der Logik, und wenn Jemand selbst nicht weiß wohin er eigentlich gehört so kann dies dem logischen Zusammenhange der Elemente politischer Systeme und Richtungen keinen Abbruch thun.

Muß der Herausgeber eines deutsch-amerikanischen Blattes welches sich im Allgemeinen zu einer whigistischen Richtung bekennt, schon auf ausgedehnte Popularität verzichten, so wäre ein zu Gunsten der Temperenz-Gesetze, also gegen Wein und Lagerbier geschriebener Zeitungsartikel ein positiver Verrath an der guten Sache, eine Selbstenthüllung des verkappten Aristokraten, ein moralischer Selbstmord in der öffentlichen Meinung. So weit bin ich denn auch während meiner Betheiligung an der deutsch-amerikanischen Presse in meinen reactionären Tendenzen nicht gegangen, obschon ich im Stillen schon längst gedacht es möchte vielleicht nicht ganz zufällig sein daß in verschiedenen Ländern die Consumtion von Bier, Wein, Tanzmusik und Gemüthlichkeit in umgekehrtem Verhältnisse mit politischer Bildung und politischer Freiheit steht. Diejenigen welche der Meinung sind, es liege in der Natur der Republik daß man sich in ihr mehr amüsire als in der Monarchie, befinden sich in einem gefährlichen Irrthume, — einem Irrthume, eben so

gefährlich für die Monarchie wie für die Republik und für die welche ihn hegen. Die Gedanken indessen welche mir in dieser Richtung aufgestiegen waren, habe ich als Zeitungsschreiber wohlweislich nicht laut werden lassen. Ich schrieb umgekehrt einige Artikel zu Gunsten von Bier und Wein, in welchen ich den Doctor Luther und viele deutsche Dichter citirte, bewirkte dadurch daß meine strafwürdige Theilnahme an dem Whigblatte bald viel milder beurtheilt wurde als im Anfange, und versöhnte sogar den Mann der Frau meines Schuhmachers. Und es sei mir hier gestattet, Jedem welcher nach mir die Laufbahn eines deutsch-amerikanischen Publicisten als Neuling sollte betreten wollen, einen wichtigen Rath zu geben. Findet er daß er Dinge zu sagen hat die seinem Publikum nicht munden wollen, oder weiß er ihm sonst nicht zu gefallen, so unterlasse er nicht von Zeit zu Zeit einen lesbaren Bierartikel zu schreiben, z. B. so:

„In alten Zeiten hat Deutschland aus drei Reichen bestanden, welche das Schnapsland, das Weinland und das Bierland genannt wurden. Nach und nach ist das erste vom letzten erobert worden; die beiden anderen haben sich freiwillig vereinigt, und der dadurch hervorgebrachte politische Zustand wird die deutsche Einheit genannt."

Eine solche Besprechung nationaler Cultur- und Staatsinteressen wird die schwankende Gunst des Publikums wieder fesseln, und der Verfasser derselben wird die Freude haben seine Worte vom stillen bis zum atlantischen Ocean, und von Texas bis an die Grenze von Canada von dem populäreren Theile der deutschen Presse reproducirt zu sehen.

Die Temperenzfrage, wie die ganze Angelegenheit des Verbotes geistiger Getränke hier kurz genannt wird, verdient indessen auf eine ernstere Weise besprochen zu werden als ich, durch einige Reminiscenzen aus meinen Erfahrungen als Zeitungsschreiber verleitet, hier damit den Anfang gemacht. Mir scheint die Frage in den Erscheinungen des Ueberganges aus einer idealistischen in eine realistische Culturform eine höchst wesentliche zu sein, — eine wahre Principienfrage der politischen Moral und socialen Aesthetik, und als Parteigänger für eine beginnende Culturperiode, in welcher es sich nicht mehr darum handelt wie Kinder mit einer idealisirten Wirklichkeit zu *spielen*, noch auch wie poetische Jünglinge für das Ideal an sich zu *schwärmen*, sondern als verständige Männer an der Verwirklichung desselben zu *arbeiten*, nehme ich auf das Entschiedenste Partei gegen die geistigen Getränke, und halte die Idealisirung ihres Genusses, die Poesie welche flaschenweise genossen wird, für eine größere Demoralisation als selbst den rein materiellen Rausch welchem sich minder gebildete Völker ergeben. Das Wesentliche auf das es bei der Frage ankommt, ist nicht die physische Wirkung, sondern die moralische und ästhetische Bedeutung des *Rausches*. Der Grieche suchte durch ihn den Genuß einer schönen Wirklichkeit zu steigern, der Christ die Qual einer schlechten Wirklichkeit zu vergessen; wir aber, die wir in allem Ernste durch verständige künstlerische Arbeit eine schöne und edle Wirklichkeit schaffen wollen, können ihn nicht mehr brauchen. In einer langen Periode des Elendes, in der die Menschheit an der Verwirklichung großer Gedanken verzweifelte, haben wir

uns allerdings daran gewöhnt jede poetische Gemüths-stimmung als einen Rausch, und umgekehrt jeden Rausch, so schlecht er auch sein mochte, als eine poetische Gemüths-stimmung zu betrachten. Und wie wir das Wort Rausch im geistigen Sinne für jeden höheren Zustand des Gemüthes brauchen gelernt, ebenso das Wort Nüchternheit für jede Stimmung in welcher die höheren Seelenkräfte dem gemeinen praktischen Verstande das Feld überlassen haben. Wir machen uns aber bei diesem Sprachgebrauche und bei der moralischen Weltansicht die ihm zu Grunde liegt nicht klar, daß der physische Rausch nichts ist als eine Eselsbrücke um über den Schlammgraben unserer geistigen Unfähigkeit zu kommen, und daß die Flucht aus der Nüchternheit in den Rausch der Seele nichts Anderes bedeutet als die Flucht aus der Wirklichkeit in welcher das Ideal durch unsere Arbeit dargestellt werden soll, in eine Welt der Täuschung die uns vorlügt daß es schon wirklich existire. Der Rausch als sittlich-ästhetisches Princip, zu dem ihn namentlich deutsche Dichter gemacht haben, bezeichnet eine ganz bestimmte Entwickelungsstufe, welche die Welt zu überschreiten im Begriffe ist, — die Stufe, in welcher die Idealität kein anderes Mittel hat sich Genüge zu leisten als indem sie sich selbst belügt. Es wird eine Zeit kommen zu deren Poesie das Bierglas oder die Weinflasche nicht besser passen wird als die Tabakspfeife oder Cigarre in den Mund einer griechischen Statue. Ganz gewiß spielen geistige Getränke körperlich und geistig eine bestimmte culturhistorische Rolle. Eine solche spielt auch der Kaffee, der Thee, der Tabak. Selbst der letzte, so unästhetisch der Genuß desselben in jeder seiner

Formen ist, hat, wie jeder künstliche Genuß, ein Verdienst um die Bändigung der rohen Natur. Wenn wir aber jetzt lächeln indem wir uns im Gedanken einen Kreis indianischer Krieger vergegenwärtigen, unter denen zur Feier eines wichtigen Bündnisses in ernstem Schweigen die Friedenspfeife herumgeht, so werden unsere Nachkommen mit demselben Rechte lächeln indem sie daran denken wie ihre Väter, als sie noch auf der Stufe civilisirter Barbarei standen, das Vorurtheil hegten es müsse der Becher kreisen und der Champagner sprudeln um die einer erhebenden Veranlassung des öffentlichen oder Privatlebens entsprechende gesteigerte Seelenstimmung hervorzubringen, zu unterhalten und symbolisch darzustellen.

Die Bestrebungen zur Abschaffung des Genusses geistiger Getränke gehören also meiner Ueberzeugung gemäß dem Fortschritte an, und die aus Europa, namentlich aus Deutschland eingewanderten Bewohner der Vereinigten Staaten befinden sich in einem großen Irrthume wenn sie glauben daß ihre Opposition gegen diese Bestrebungen, soweit sie sich auf die Sache selbst bezieht, einen anderen als einen reactionären Charakter habe.

Anders muß man allerdings aus praktisch-politischen Gründen den Versuch beurtheilen die Absicht der Temperenz-Agitatoren auf dem Wege der Gesetzgebung zu erzwingen. Nicht daß eine solche Gesetzgebung weniger berechtigt wäre als die welche Spielhäuser verbietet und Eltern zwingt ihre Kinder zur Schule zu schicken; es ist aber unzweckmäßig daß die gesetzgebende Gewalt von ihrer Befugniß einen anderen als den allervorsichtigsten Gebrauch mache wenn sie sich auf

dem bedenklichen Gebiete der leiblichen und geistigen Diätetik bewegt. Das Recht Gesetze zu geben, und die Weisheit von diesem Rechte Gebrauch zu machen, ist zweierlei. Und hier ist der Punkt wo die ultragouvernementalen Verirrungen des Whigsystemes beginnen, welches selbst vor dem Einschreiten des Congresses zur Regulirung der Diät der Nation nicht zurückschreckt; wenn auch solche Vorschläge in der That nur zu den Extravaganzen des Systemes gehören, welche von sectirerischen Fractionen der Partei vertreten werden. Auf diesen Punkt, nämlich das Einschreiten des Congresses, wird aber die ganze Frage, soweit sie von der Gesetzgebung gelöst werden soll, dadurch getrieben daß, nach der Entscheidung richterlicher Autoritäten, nirgends im Gebiete der Vereinigten Staaten der Verkauf eines Gegenstandes verboten werden kann, dessen Einfuhr in die Union erlaubt ist, sodaß ein Verbot geistiger Getränke sich nur auf die im Inlande fabricirten beschränken könnte. Wenn man den Einfluß richtig schätzt welchen in einer Demokratie so leicht einzelne Männer auf die Massen bekommen, zumal wenn es sich um Fragen handelt in denen diese letzteren unmöglich ein selbstständiges Urtheil haben können, — wenn man weiß wie sehr in's Besondere die Bevölkerung der Vereinigten Staaten geneigt ist Allem zuzufallen was in's Gebiet leiblicher und geistiger Quacksalberei gehört, — wenn man dann die einflußreiche Stellung kennt zu der es politische und socialistische Sectirer mit den wunderlichsten Marotten in diesem Lande bringen können, Menschen z. B. welche mit ihrer diätetischen Moral soweit gehen daß sie sich einen Skrupel daraus machen das Blut Christi in der Form eines

gegohrnen Getränkes zu genießen und deshalb die Einführung des Mostes statt des Weines beim Abendmahle verlangen, — dann ist es begreiflich daß es dem verständigen Menschen vor gewissen Reformatoren der schlechten Sitten mehr bange ist als vor diesen selbst, und daß selbst der Trunkenbold dem Apostel der Mäßigkeit zuruft: und du willst mich reformiren? — ich bin ja betrunken immer noch vernünftiger als du in deiner Nüchternheit! —

In den extravagantesten Bestrebungen dieser Art spukt die Idee daß es durch eine radikale Reform der Diät gelingen müsse die menschliche Natur von allem Bösen zu reinigen und damit zu einer harmonischen Organisation der Gesellschaft geschickt zu machen. Dieser Gedanke der Health Reformers knüpft an den Fourrierismus an. Ich komme in einem folgenden Kapitel auf diesen Gegenstand zurück. Hier will ich nur sagen daß die Opposition der deutschgebornen Bürger eins der stärksten Hindernisse der Durchführung des Verbotes geistiger Getränke gewesen ist, und der europäische Leser wird nun den Zusammenhang verstehen wenn er hört daß kürzlich bei einer zahlreichen Versammlung zu Gunsten Fremonts, als des Präsidentschaftscandidaten der republikanischen Partei, ein deutscher Verein mit der Devise aufzog: „Keine Temperenz!“

In naher Verwandtschaft mit den Temperenzgesetzen stehen die Sonntagsgesetze, gegen welche die deutschen Bürger dieselbe oppositionelle Haltung einnehmen wie gegen jene. Ich glaube daß sie dies mit geringerem Rechte thun. Die Gesetzgebung ist hier auf einem ihr unbestreitbar zustehenden Felde, und ich weiß nicht was sich gegen ein zweckmäßiges

Eingreifen derselben zur Erhaltung eines der Ruhe und dem geistigen und gemüthlichen Leben gewidmeten Tages sagen ließe, wenn dazu statt der religiösen oder vielmehr kirchlichen Motive, die bei Weitem nicht für alle Bürger des Landes passen oder Gewicht haben, politische und sociale genommen würden. Eine weise Gesetzgebung der Art, welche ganz vom weltlich-bürgerlichen Standpunkte ausginge, könnte für das Volk nur wohlthätig sein, und eine Opposition dagegen könnte nur von einer Rohheit ausgehen, welche unfähig ist das Bedürfniß eines Tages der Woche zu fühlen der für die Seele mindestens die nämliche Wohlthat ist wie ein reines Hemd für den Leib.

Geht man auf die historischen Ausgangspunkte zurück, so stellt sich in der Opposition der fremdgebornen Bürger gegen Temperenz- und Sonntagsgesetze die puritanische Strenge des calvinistischen Geistes, welcher von Anfang an die Politik als Moral und Religion betrieben hat, im Conflicte mit der Leichtfertigkeit des Katholicismus und der schwerfälligen Gemüthlichkeit des Lutherthumes dar, aus welchem letzteren sich jener Idealismus des Materialismus entwickelt hat, — jene Lyrik des Essens, Trinkens, Tabakrauchens und Musikanhörens, auf welche das deutsche Volk sich soviel einbildet. Ich habe nichts gegen diese Einbildung; nur sollten die welche sie hegen sich klar machen, daß man mit solchen Sitten keine Republik gründen und keine Republik erhalten kann. Die Lyrik überhaupt ist nicht die poetische Gattung welche der Republik entspricht, und die gemüthlichen Sitten welche die Deutschen aus dem alten monarchischen Vaterlande mit in das republikanische neue

herübernehmen, sind hier in mancher Beziehung gefährlich. Sie können ihrer Natur nach immer nur die Sitten des niederen Mittelstandes sein. Das Proletariat eines Volkes, und ein solches gibt es bis jetzt überall, hat nicht die Mittel diese Sitten mitzumachen, oder sollte sie nicht dazu anwenden; die höheren Stände aber, und solche gibt es bis jetzt auch überall, haben entweder einen zu guten Geschmack um durch solche Genüsse befriedigt zu werden, oder sie affectiren wenigstens einen solchen, und sie besitzen die Mittel sich die Genüsse einer verfeinerten Geselligkeit zu verschaffen. Das Volk der Vereinigten Staaten, soweit es angelsächsischen Stammes ist, hat bis jetzt das Glück daß seine Sitten im Wesentlichen unverändert durch alle Classen der Gesellschaft gehen, die sich also nur durch den Grad, nicht durch die Art der Bildung unterscheiden, und diese Gleichförmigkeit wiegt als Grundlage des republikanischen Lebens eine Menge von Verhältnissen auf, die für die Dauer der Republik Besorgniß einflößen könnten. Sie allein ist es welche es möglich macht daß die Personen sich in dem steten Wechsel der politischen und socialen Lage immer mit Sicherheit behaupten können. Die besonderen Sitten einer besonderen Volksclasse aber, welche hauptsächlich durch die Deutschen eingeführt werden, stören diese Gleichförmigkeit. Indem sie aus der Nation, oder dem Volke im politischen Sinne, ein Volk im socialen Sinne, das was man in den monarchischen Staaten Europa's das Volk zu nennen pflegt, aussondern, — schaffen sie zugleich unter demselben einen Pöbel und über demselben eine Aristokratie, welche beide anfänglich zwar nur einen socialen Charakter haben, mit der Zeit aber

ohne allen Zweifel einen politischen erhalten werden. Ich glaube mich nicht zu täuschen wenn ich voraussehe daß aus diesen Verhältnissen den Vereinigten Staaten noch große innere Kämpfe entspringen werden, von denen die Know-nothing-Bewegung nur ein schwaches Vorspiel gewesen ist.

Im Knownothingthume nun concentriren sich alle Elemente der Reaction gegen das Eindringen aller der fremden Bestandtheile, Sitten, Meinungen und Geistesrichtungen, welche es dem Whigsysteme unmöglich machen seinen Zweck zu erreichen. Es liegt nämlich im Wesen des Whigsystemes daß es die Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten für geschlossen erklären möchte, während durch das demokratische System dieselbe offen, und damit die Union in ihrem inneren Leben gewissermaßen in einem dauernden Colonialzustande gehalten wird. Von diesem Punkte aus muß das Knownothingthum beurtheilt werden, wenn seine historische Bedeutung, die gewiß noch nicht vorüber ist, gewürdigt werden soll. Das folgende Kapitel soll einer näheren Betrachtung dieses Gegenstandes gewidmet sein.

Fünftes Kapitel.

Das Knownothingthum und seine bleibenden Tendenzen genauer betrachtet. — Die massenhafte Einwanderung in ihrem schädlichen Einflusse auf die republikanische Gleichheit der Sitten. — Die deutschen Provinzialmundarten und die englische Sprache. — Die massenhafte Einwanderung als eine Bedingung der Territorialvergrößerungen ihres demoralisirenden Einflusses. — Die Wirkung des sich vermehrenden Proletariats. — Entgegengesetzte Interessen des Nordens und Südens. — Elemente und bewegende Kräfte des Knownothingthums. — Das Zerfallen der Coalition. — Der große principielle Irrthum in der Bewegung.

Nimmt man sich die Mühe, die Bestrebungen welche sich im Knownothingthume concentrirten, einer unparteiischen Prüfung zu unterwerfen, so kommt man in vielen Beziehungen auf ein ganz anderes Resultat als das auf welches die Leidenschaft der in ihren Interessen und ihrem Selbstgefühle verletzten fremdgebornen Bürger gekommen ist.

An und für sich ist eine mäßige Opposition des auf angelsächsische Basis errichteten Amerikanerthums gegen das Hereindringen allzugroßer Massen fremder Elemente etwas Natürliches; und sofern sich diese Opposition in gesetzlichen und gebildeten Formen hält, nicht rückwärts wirken will, und in der Sache selbst eben nicht zu weit geht, läßt sich

von derselben nur eine nützliche culturhistorische Wirkung erwarten.

Zunächst ist es weder für die Vereinigten Staaten selbst noch für die Freiheit und Bildung der Welt gut wenn die Bevölkerung der Union sich allzurasch durch Einwanderung vermehrt, weil dabei nicht Zeit genug bleibt die heterogene Masse mit einer gleichförmigen Bildung zu durchdringen, aus der Ungleichförmigkeit aber für die Zukunft nur verwildernde Kämpfe vorauszusehen sind. Der Europäer denkt zwar, und zuweilen mit Recht, daß er die größere Bildung mit herüberbringe, daß also die Einwanderung in dieser Beziehung nur zum Vortheile des Landes ausschlagen könne; er vergißt aber daß es sich in dieser Frage nicht um den Grad sondern um die Art der Bildung handelt. Er vergißt auch daß bei der großen Kluft die in Europa die verschiedenen Volksclassen trennt, auf einen einwandernden Europäer welcher sich rühmen kann über dem Niveau der nordamerikanischen Bildung zu stehen, hundert andere kommen welche unbestreitbar unter diesem Niveau stehen, und von solchen die auf gleichem Niveau stehen keiner, weil gerade dieses Niveau in Europa nicht vorhanden ist. So lange die Einwanderung sich in solchen Schranken hält daß der amerikanische Geist ihre Massen bewältigen kann, ist es etwas Anderes. Die ausgezeichneteren Bildungselemente welche sie in einer kleineren Zahl von Individuen mit sich bringt, werden sich schon selbstständig geltend machen. Die höhere Bildung hat einen kosmopolitischen Charakter. Man sieht ihr weder den Deutschen noch den Franzosen an; sie hat also nicht nöthig sich zu amerikanisiren. Die niedere

dagegen welche sich schon dadurch als eine solche beweist daß sie überall hin ihren Geburtsschein als Fahne vor sich herträgt, kann durch Amerikanisirung nur gewinnen. Wer durch diese Bemerkung in seinem europäischen Nationalgefühl verletzt wird, der nehme sich die Mühe irgendwo in den Vereinigten Staaten in der Stadt oder auf dem Lande zwei eingewanderte Familien zu vergleichen, von denen die eine im häuslichen Leben ihre europäische Einrichtung beibehalten, die andere ihrem Hauswesen eine amerikanische Form gegeben, und er wird finden daß die zweite sich auf eine viel höhere Stufe des Lebens erhoben hat. Man wird vielleicht sagen daß dies eine Aeußerlichkeit sei, daß es aber bei der Beurtheilung des Werthes der Menschen auf die innere Bildung ankomme. Ich räume aber dies nur in einem sehr eingeschränkten Sinne ein, — da nämlich wo es äußere Ursachen sind welche den Einzelnen gehindert haben sich mit Formen des Lebens zu umgeben die seiner inneren Bildung entsprechen. Wo jedoch äußere Vernachlässigung freier Geschmack ist, werde ich mich nie abhalten lassen aus derselben auf innere Vernachlässigung zu schließen. Damit ist aber die Sache noch nicht abgemacht, denn es ist hier nicht die Rede vom Privatleben, sondern von den Interessen der Republik. Diese verlangen es daß die Bildung sich in äußeren Formen bethätige. In Europa, wo die Menschen vom Staate nach Ständen und Classen registrirt sind, und man den Bildungscursus kennt welchen ein Mann durchgemacht haben muß um zu einer gewissen Stellung, zu einem gewissen Amte, zu einem gewissen Titel zu kommen, gibt es andere Erkennungsmittel der Bildung als die gebildete Erschei-

nung. Hier aber fehlen diese, und die Erscheinung, wenn sie nicht sagt was der Mensch ist, sagt wenigstens was er zu sein prätendirt. Und dieses Prätendiren erhält hier gerade eine bedeutende, ja eine principielle Wichtigkeit. Auf der Prätension der Gleichheit, nicht auf der wirklichen Gleichheit selbst, beruht die ganze Republik; man kann also auch sagen daß sie auf einer gewissen Gleichheit der Formen des Lebens beruhe. Wer nicht durch seine Erscheinung, seine häusliche Einrichtung, seine Sitten und seine Sprache die Prätension der Gleichheit an den Tag legt, der beweist einen Mangel an politischem Ehrgefühl und also an republikanischem Geiste. Ich appellire an jeden gebildeten Amerikaner ob ich hiermit nicht das amerikanische Urtheil ausgesprochen habe. „Was für ein gemeiner Mensch muß der sein" — sagte mir auf meiner Fahrt von San Francisco nach New=York auf dem Dampfschiffe Cortes ein californischer Richter — „was für ein gemeiner Mensch muß der sein, welcher eine Passage in der zweiten Cajüte nimmt, wenn er eine in der ersten bezahlen kann. Und diese Menschen dort könnten es. Sie sind aber auch keine gebornen Amerikaner." Hier hat man die ganze auf diesen Gegenstand bezügliche amerikanische Lebensansicht in einem einzigen Satze — eine Lebensansicht mit der der Geist des amerikanischen Republikanismus steht und fällt.

An die Frage der Sitten schließt sich die der Sprache an, und hier muß ich die gleichen Urtheile wiederholen. Unter Tausenden in der deutschen Einwanderung ist kaum Einer welcher ein Deutsch redet um das es Schade wäre wenn er es vergäße. Die kleinere Zahl solcher Einwan=

derer welche ihre Muttersprache rein sprechen können, und persönliches, sociales und nationales Ehrgefühl genug haben es zu thun, kann entweder schon englisch, oder dieses wird, wenn sie es lernt oder ihre Kinder lernen läßt, die deutsche Sprache bei ihnen nicht verdrängen. Bei der großen Masse dagegen ist es eine Wohlthat für die Menschheit, wenn es der neuen Welt erspart wird, durch Mundarten in denen sich die ganze provinzielle Gemeinheit eines in seinen nationalen Angelegenheiten zurückgebliebenen und politisch verwahrlosten Volkes ausspricht, verunziert zu werden. Die Annahme der englischen Sprache ist für die große Masse der deutschen Einwanderung nicht nur ein intellectueller und ästhetischer, sondern auch ein moralischer Fortschritt, indem sie den Stolz des Bürgers eines großen Gemeinwesens an die Stelle eines krähwinkelhaften Provincialgefühls setzt. — „Und was soll aus unserer deutschen Literatur, aus unserer deutschen Philosophie in Amerika werden?" — höre ich indignirt ausrufen. Als ob die Hunderttausende welche aus Deutschland einwandern ohne ein Wort reines Deutsch reden zu können, zu den Lesern Lessing's und Kant's, Schiller's und Göthe's, Schelling's und Hegel's, Jean Paul's und Heine's gehörten. — Wenn einmal diese Hunderttausende das Kauderwelsch *verlernt* haben werden welches sie Deutsch zu nennen wagen, dann ist eine Hoffnung vorhanden daß sich die Zahl der Amerikaner vermehren wird, welche die Sprache jener großen Dichter und Denker zu *lernen* geneigt sind.

Eine *zweite* Gefahr der allzuraschen Einwanderung ist der Einfluß den sie auf die Vergrößerung des Gebietes

der Vereinigten Staaten ausübt. Allerdings werden die Annexationen vorzugsweise von den Sklavenhaltern und im Interesse der Sklaverei betrieben; um so schlimmer aber wenn die zu rasche europäische Einwanderung mit dazu beiträgt diesen gefährlichen Vergrößerungsproceß zu befördern. Und daß sie es thut, und der Natur der Sache nach thun muß, unterliegt keinem Zweifel. Nicht alle Annexationen, wenn auch zum Vortheile der Sklavenhalter ausgedacht, wie die der sämmtlichen ehemals mexikanischen Länder die jetzt zu den Vereinigten Staaten gehören, schlagen wirklich zum Vortheil der Sklavenhalter aus. Wo es nicht der Fall ist, braucht man freie weiße Ansiedler. Ob diese direct aus Europa einwandern, oder ob sie hauptsächlich, wie z. B. in Oregon, eingeborne Amerikaner sind, ist einerlei, denn diese letzteren würden die alten Staaten nicht verlassen wenn nicht die europäische Einwanderung die durch den Abgang eintretenden Lücken ausfüllte. Wandern aber Bürger aus den Sklavenstaaten nach einem aus annectirtem Gebiete entstandenen Territorium oder Staate, so müssen auch sie zu Hause durch irgend Jemand ersetzt werden. Sie müssen zu Hause ihre Güter verkaufen und brauchen dazu Käufer, und wenn auch diese in den Sklavenstaaten meist geborne Amerikaner sind, so müssen letztere anderswo verkauft haben. Immer entstehen Lücken die zu groß sind und sich zu rasch folgen als daß sie auf dem Wege der natürlichen Vermehrung ausgefüllt werden könnten, und die Einwanderung muß zuletzt zu Hilfe kommen um die Bewegung der Bevölkerung zu unterhalten. Je rascher nun die Einwanderung zuströmt, desto rascher ist ein Wechsel des Grund=

eigenthums möglich, desto schneller lassen sich neue Gebiete füllen, desto gewinnreicher werden in diesen die Landspeculationen und alle möglichen Unternehmungen und Projecte, desto verführerischer werden Schwindeleien und Betrügereien, ein desto schöneres Feld findet sich für Advocatenkniffe, bestechliche Richter und gewissenlose Geschworne, kurz desto unaufhaltsamer schreitet der Proceß der Demoralisation fort welcher hauptsächlich aus diesen Territorialerweiterungen und der raschen Ausdehnung der Ansiedelungen seine Anstöße erhält. „Neue Territorien" — las ich neulich in einer amerikanischen Zeitung — „sind immer der Sammelplatz aller Räuber, Mörder, Spieler, Diebe, Schwindler und Desperados." Wenn es aber so ist, so muß die rasche Folge der Eröffnung eines neuen Territoriums nach dem andern, der Annexation eines Landes nach dem andern, die Grenzländer zu einem wahren Treibbeete dieser Giftpflanzen machen. Ich sprach indessen hauptsächlich von den Annexationen neuer Gebietstheile. Bei diesen gibt es die beste Gelegenheit ohne große Kosten in Besitz ausgedehnter Ländereien zu kommen, aus deren Parcellirung der glückliche Speculant nachher Millionen schöpft. Die Speculation ist schon vorher gemacht und wird zur Triebfeder der großen Politik. Welche Demoralisation, welche Gewöhnung an Betrug und Gewaltthat in der auswärtigen Politik! Selbst das nordamerikanische Flibustierwesen, obschon es hauptsächlich von Eingebornen betrieben wird, würde ohne die allzurasche Einwanderung nicht möglich sein, weil dazu jede Veranlassung fehlen würde.

Ein dritter Punkt ist der große und entscheidende

Einfluß der raschen Einwanderung auf die beiden bestehenden großen Arbeitssysteme der Vereinigten Staaten, — die freie Arbeit und die Sklaverei. Wie bisher die Dinge sich verhalten haben, fiel die Einwanderung, obschon sie vorzugsweise in die freien Staaten gegangen, und zum Theile eben deswegen, zum Vortheile der Sklaverei und zum Nachtheile der freien Arbeit aus. Dies ist einer der wichtigsten Punkte dieser ganzen Angelegenheit. Die Mehrzahl der Einwanderer gehört dem an was man in Europa das Proletariat nennt. Indem die Massen desselben in die freien Staaten des Nordens strömen, drücken sie die Arbeitslöhne herab, setzen den einheimischen Arbeiter ökonomisch und social herunter, tragen zur Vermehrung der Kluft zwischen dem Arbeiter und Capitalisten bei, und helfen die auf die Würde der freien Arbeit gegründete nördliche Gesellschaft immer mehr nach europäischem Vorbilde in Bourgeoisie und Proletariat zerlegen. Auf diesen Gegensatz aber gründet sich der Einfluß der Sklavenhalter auf die Politik des Nordens. Die südlichen Oligarchen haben sich desselben, wie ich schon in einem früheren Kapitel gezeigt, mit großem Geschick zu bedienen gewußt, indem sie sich an die Spitze der demokratischen Partei gestellt, dadurch die Massen des Nordens für sich gewonnen, und die Aristokraten des Nordens, — die Chefs eben jener Bourgeoisie — um ihren politischen Einfluß in der Union gebracht. Der Adel des Südens — das ist der Sinn dieses ganzen Verhältnisses — nimmt die Partei der nördlichen Proletarier gegen die nördlichen Bourgeois, und unterwirft damit diese letzteren seinen politischen Zwecken. Mit Recht konnte im Congresse John

Randolph zu den Nordländern sagen: „Wir beherrschen euch nicht durch unsere schwarzen sondern durch eure weißen Sklaven.“ Im Süden selbst würde freilich eine massenhafte europäische Einwanderung der Oligarchie gefährlich sein; allein nur ein kleiner Theil derselben wendet sich dem Süden zu, und er hilft dort mehr die Zahl der Sklavenhalter als das weiße Proletariat vermehren, während bisher jedes Hunderttausend europäischer Einwanderer welches in die nördlichen Staaten strömte, dem Troß der demokratischen Partei zufallend und gegen die nördliche Bourgeoisie Partei nehmend, die Macht des südlichen Adels um eben so viele Stimmen vermehrt hat.

So ist es denn freilich für die südliche „Demokratie“ sehr leicht gewesen sich in der Knownothing-Bewegung zum Beschützer der fremdgebornen Bürger und der Einwanderung aufzuwerfen und die nördlichen Whigs wegen ihres Nativismus zu denunciren. Die deutschgebornen Bürger aber bedurften der Greuel von Kansas, des Terrorismus der Sklavenmacht in den südlichen Staaten, der persönlichen Brutalitäten im Congresse, der ganzen politischen Krisis in welcher sich das Land bei dieser Präsidentenwahl befindet — sie bedurften aber auch wie es scheint nicht mehr — um endlich einzusehen welchem politischen Spiele sie so lange gedient. Benehmen sie sich dieser erworbenen Einsicht gemäß und mit politischem Verstande in einigen anderen Dingen, so werden sie vielleicht bei einer folgenden nativistischen Bewegung, die schwerlich ausbleiben wird, den Süden zu ihrem Feinde und den Norden zu ihrem Beschützer haben.

Der vorurtheilsfreie Leser muß aus dieser Entwickelung der mit der Einwanderungsfrage verknüpften politischen Interessen das Urtheil schöpfen daß der amerikanische Nativismus keineswegs eine ganz unbegründete und unberechtigte Erscheinung ist. Das Knownothingthum schließt, außer dem Nativismus, auch noch die puritanische Intoleranz in sich, und ich habe auch dieser, in sofern es sich um nichts als um die Wahl zwischen strengeren oder frivoleren Sitten handelt, im vorigen Kapitel eine gewisse Berechtigung zugesprochen. Ob das Knownothingthum wirklich von so verständigen und selbst vorurtheilsfreien Erwägungen ausgegangen und sich in anständigen Grenzen gehalten, ist freilich eine andere Frage, welche verneint werden muß, in der Sache aber nicht wesentlich ist.

Praktisch genommen ist das Knownothingthum aus folgenden Tendenzen zusammengesetzt gewesen:

1) Die Grundlage bildete die natürliche Reaction gegen das Hereinströmen der fremden Elemente welche es dem amerikanischen Leben unmöglich machen, zum Abschlusse eines politischen, socialen, und — kann man hinzufügen — religiösen Systems zu gelangen. Der Brodneid amerikanischer Arbeiter, Stellensucher und kleiner Geschäftsleute macht einen moralisch untergeordneten aber praktisch wichtigen Bestandtheil dieser Haupttendenz aus.

2) An diese nativistische Reaction, welche ihre Wurzeln im Whigsystem und ihre Stütze im nördlichen Interesse hatte, schlossen sich wohlgemeinte moralisch-politische Reformbestrebungen an, welche in vielen Dingen Recht hatten, aber die Thorheit und das Unrecht begingen die überhand

nehmende amerikanische Demoralisation direct der Einwanderung zuzuschreiben.

3) Eines Theiles der einmal begonnenen Bewegung bemächtigten sich nördliche Politiker, welche in den naturalisirten Bürgern die blinden Trabanten einer von der südlichen Oligarchie beherrschten Partei zu sehen gewohnt waren und jetzt das Joch des Südens abzuschütteln versuchten.

4) Die südliche Oligarchie bemächtigte sich, während sie dagegen Reden hielt, eines anderen Theiles der Bewegung, um hinter dem aufgeworfenen nationalen Staube und in dem Geschrei patriotischer Phrasen ihre Vergrößerungspläne zu verbergen.

5) Von da an wirken in dem Orden feindliche Kräfte, die sich der nämlichen Mittel bedienen wollen um entgegengesetzte Zwecke zu erreichen, und jemehr von Union die Rede ist, desto mehr haben die Einen nur den Norden, die Anderen nur den Süden im Auge.

6) Einige ehrliche Thoren glauben demungeachtet daß es sich um eine Rettung des Vaterlandes handle, und daß die durch das Auseinanderlaufen der nördlichen und südlichen Interessen bedrohte Union nur durch diese sogenannte „Nationalpartei" zusammengehalten werden könne.

7) Wie aber die Zeit der praktischen Anwendung dieses ganzen Apparates herannaht, löst sich die Maschine in ihre Bestandtheile auf, die entgegengesetzten Interessen laufen auseinander, die Mehrzahl der nördlichen Knownothings geht, indem sie ihre Marotten und Thorheiten, sei es für immer, sei es blos zeitweise fallen läßt, in die republikanische Partei über, deren Zweck die Einschränkung der Skla-

verei und die Emancipation des Nordens vom Süden ist; — die südlichen Knownothings aber mit ihrem zuverlässigen Anhange im Norden operiren zum Vortheile des Sklavereisystems weiter, so lange sie es den Umständen angemessen finden.

Von allen diesen Motiven verdient nur das erste eine Kritik. Diese Kritik enthält aber auch die der ganzen Erscheinung, und trifft zugleich das Whigsystem, indem es dessen principiellen Zusammenhang mit dem Nativismus berührt.

Die Whigpartei, aus Gründen die mit Nothwendigkeit aus ihrem politischen Systeme hervorgehen, betrachtet die Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten als geschlossen, oder sucht dieselbe abzuschließen, während nach dem demokratischen Systeme dieselbe als eine offene Frage erscheint. „Dieses große Staatengebilde ist nun fertig und muß nur noch verbessert und regiert werden": das ist das Glaubensbekenntniß des Whigsystems. „Dieses große Staatengebilde ist bis jetzt nichts als der Ansatz zu einer welthistorischen Entwickelung deren Ziel Niemand kennt und deren Gang man am besten dem Volksinstincte überläßt": das ist die Antwort welche hierauf die Demokratie gibt. Freilich ist diese Antwort nur zum Theil eine ehrliche. Die demokratischen Massen des Nordens sind es welche dieselbe in ehrlicher Meinung geben; die demokratischen Führer des Südens sind es welche im Stillen ihr eignes Ziel sehr gut kennen, und welche sehr wohl wissen wie man den Volksinstinct benutzen kann. Dadurch eben daß die demokratischen Oligarchen des Südens den Volksinstinct immer zu täuschen

und für i h r e Zwecke zu benutzen gewußt haben, erhält die abschließende nativistische Ansicht des Whigsystems ihre relative Berechtigung. Ich weiß daß es aufgeklärte Fractionen der Whigpartei gibt welche weit von jedem Nativismus entfernt sind; sie unterscheiden sich aber von den übrigen Parteigenossen nur durch einen edelmüthigeren Glauben an die assimilirende Macht des guten Geistes der großen amerikanischen Union, — einen Glauben der für s i e ehrenvoll ist, aber nichtsdestoweniger ein Irrthum sein könnte.

Die abschließenden gouvernementalen Tendenzen des Whigthums haben zwei ihrer Natur nach sehr verschiedene Quellen, eine geistige und eine materielle. Die erste liegt in den Ueberresten des theokratischen Geistes der Puritaner und seiner an das Judenthum erinnernden Volks- und Glaubensaristokratie, die andere in den ökonomischen Interessen des industriellen Nordens welche mit den Landbau-Interessen des Südens in Widerstreit kommen. Die Schutzzölle nämlich sind das national-ökonomische Glaubensbekenntniß der Whigs, wie der Freihandel das der Demokraten.

Die Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten ist geschlossen, d. h. das geistige Princip des Lebens dieses großen Gemeinwesens ist gegeben, — das Material zu seiner ganzen Darstellung ist gegeben, — der Raum auf welchem es sich darstellen soll ist gegeben, — und es kann sich nun nur noch darum handeln es als politisches Kunstwerk auszuarbeiten: — dies ist der Gedanke welcher dem Nativismus zum Grunde liegt, und man muß gestehen daß wenn dieser Gedanke richtig wäre seinen Tendenzen in vieler Beziehung

Recht gegeben werden müßte. Es wäre dann wirklich eine vernünftige Politik, fremde Elemente nur in einer Proportion und unter Umständen zuzulassen, in welchen eine Garantie läge daß sie sich vollständig assimiliren, wozu, nach meiner Ueberzeugung, eine große Einschränkung der Einwanderung und eine vollständige Verzichtung auf jede fernere Territorialerweiterung erforderlich sein würde.

Der Gedanke aber ist in seiner Allgemeinheit ein unrichtiger. Die Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten ist thatsächlich und aus tiefen inneren und äußeren Gründen noch nicht geschlossen, — ihre ganze Bevölkerung, auch die älteste, trägt noch viel vom Stempel des Immigranten und Colonisten, — das geistige Princip ist noch weit davon entfernt außer Zweifel zu sein und wird sogar jetzt mehr von innen als von außen in Zweifel gezogen, — Material und Raum sind noch nicht gegeben, schon weil inhaltsschwere Fragen in Bezug auf das endliche Schicksal benachbarter Staaten sich nicht beliebig beseitigen lassen und es nicht das erste Mal wäre daß ein Staat wider Willen Eroberungen macht, — kurz der Grundgedanke des Nativismus eilt der Geschichte weit und unüberlegt voraus, und kann also in mehr als einer Beziehung ein voreiliger genannt werden. Die verständige Bewachung und kräftige Beschützung des großen Entwickelungsprocesses auf welchem so viele Hoffnungen der Menschheit ruhen, ist die einzige Aufgabe welche für ein weises gouvernementales Eingreifen übrig bleibt und auf die sich der Beruf der Whigpartei beschränken muß.

Das geistige Princip des amerikanischen Lebens ist nicht

gegeben und kann nicht gegeben sein, weil es weder das des im Untergehen begriffenen religiösen und socialen Systems der alten Welt sein kann, noch ein neues an dessen Hervorbringung die Weltgeschichte zwar arbeitet, dessen Hervorbringung aber noch nirgends, auch in den Vereinigten Staaten nicht, gelungen ist. Der große principielle Kampf welcher die Welt bewegt, ist auch hier noch nicht entschieden. Der Kampfplatz ist hier ein günstigerer für den Sieg des Neuen als in Europa — eine Menge Hindernisse die dort bestehen, sind hier hinweggeräumt — das ist der wesentliche Unterschied; aber die amerikanischen Vorzüge sind hauptsächlich negativer Art. Die Freiheit selbst ist nur ein negativer Begriff: — das Nichtvorhandensein von Hindernissen. Sie ist die Bedingung kräftiger und schöner Entwickelung, aber sie ist nicht diese Entwickelung selbst, noch ist sie ein bestimmtes Wesen welches sich entwickeln soll. Die religiöse Toleranz ist ebenfalls nur ein negativer Grundsatz. Freie Entwickelung religiöser Ideen — ganz gut — aber welche Ideen sind es die sich entwickeln werden? — das wissen wir so wenig wie welcher Gebrauch am Ende von der politischen Freiheit gemacht werden wird.

Es ist eine historische Thatsache daß von allen Glaubensbekenntnissen der Calvinismus sich um die Begründung der modernen Republik die größten Verdienste erworben hat. Die Menschheit bedurfte dieser Brücke um aus dem Systeme der katholischen Bevormundung zu dem der Selbstregierung hinüber zu kommen. Die lutherische Reformation leistete dasselbe auf dem theoretischen Gebiete indem sie einen Jeden zum Ausleger des göttlichen Wortes erklärte; aber praktisch

zeigte sich die lutherische Kirche unfähig die Selbstregierung zu begründen. Dies that der Calvinismus, dessen culturhistorische Bedeutung die ist daß durch ihn, indem er auf eine republikanische Theokratie hinarbeitete, der Mensch zum Träger des göttlichen Willens gemacht wird. Die lutherische Reformation führt zur Souverainetät der menschlichen Vernunft, die calvinistische zur Souverainetät des menschlichen Willens, und während sich aus dem ersten die von der Religion emancipirte Philosophie entwickelt, wird durch die letzte der Republikanismus als Religion aufgestellt.

Hieraus geht aber hervor daß wenn der Calvinismus die moderne Republik begründen konnte, er nicht befähigt ist zu ihrer höheren Ausbildung zu führen, da die Freiheit des Willens die der Vernunft bedarf um eine höhere Culturform zu schaffen.

Wie aber das Zusammenwirken der Culturrichtungen, die aus den beiden großen protestantischen Kirchen hervorgingen, zur Sicherung des Fortschrittes der Menschheit nöthig ist, so kann dieser Fortschritt auch den Einfluß der Culturrichtungen nicht entbehren welche aus anderen großen Glaubensbekenntnissen hervorgehen. Wie die verschiedenen Nationen und Racen zusammenwirken müssen um den culturgemäßen physischen Gesammtorganismus der Menschheit schaffen zu helfen, ebenso die verschiedenen sittlichen Gemeinschaften welche sich in der Form von Religionssystemen und Kirchen entwickelt haben, zur Hervorbringung ihres sittlichen Gesammtorganismus. Wer wird den Einfluß verkennen welchen die Juden auf den Fortschritt der europäischen Völker ausgeübt haben. Außerhalb der Verirrungen des Chri-

stenthums stehend, gehörten sie, wo sie zum Worte kommen konnten, überall zu den Ersten welche für die Freiheit und Aufklärung wirkten, und bis zu diesem Augenblicke bildet der reine jüdische Deismus ein wichtiges Element in der Cultur der Menschheit.

Die katholische Kirche ist von Allen welche nach geistiger und materieller Freiheit streben, seit lange als ein Hinderniß betrachtet worden, und man müßte nichts von der Geschichte wissen wenn man den freiheitsfeindlichen und freiheitsgefährlichen Charakter des Papstthums und des Jesuitismus verkennen wollte. Man muß aber auch hierin nicht einseitig und kurzsichtig urtheilen. Auch der Katholicismus bringt in die große geistige Mischung aus welcher sich unter dem Schutze der Freiheit eine neue Culturform entwickeln soll, seine unentbehrlichen Elemente, denn weder seine künstlerische und poetische Stimmung noch seine das Menschengeschlecht in allen seinen Racen umfassende humane Tendenz ist einer der übrigen christlichen Kirchen im gleichen Grade eigen, und dem specifisch anglo-amerikanischen Leben sind beide in besonderem Grade fremd. Die protestantischen Kirchen der Vereinigten Staaten dürfen es wagen sich nach Racen und Ständen abzusondern, dürfen den Neger an einen besonderen Ort der Andacht verweisen, oder dem Proletarier die Thüre schließen. Die katholische Kirche hat die allgemein menschliche, rein humane Aufgabe des Christenthums wenigstens in dieser Beziehung nie vergessen. In ihrem Heiligthume wenigstens wird es anerkannt daß vor Gott der schwarze oder rothe Mann dem weißen, der Bettler dem Mächtigen der Erde gleich ist. Wie aristokratisch sie

auch in ihrem Autoritätssysteme sein mag, sie steht allen Menschen offen, und wer sich in ihren Schutz begibt, findet wenigstens auf diesem Gebiete in seiner Race keinen Vorwurf, und wird als Mensch mit gleicher Würde anerkannt.

Wenn wir nun in der Mischung culturhistorischer Elemente alle religiösen und kirchlichen Hauptrichtungen brauchen, und damit ganz auf die negative Maxime der Toleranz angewiesen sind, so müssen wir fragen: wo ist das positive geistige Princip des amerikanischen Lebens, wenn es weder in der Politik noch in der Religion zu finden ist?

Es gibt eine Antwort, welche mehr sagt als die zu wissen pflegen, welche sie geben. Die zukünftige große Culturform wird durch den Glauben an die Verwirklichung des Ideals charakterisirt sein, und diese Verwirklichung geschieht durch die menschliche Arbeit. Die Arbeit also, die rastlose Thätigkeit zur materiellen und geistigen Verbesserung der Welt, eine Thätigkeit wie sie mit gleicher Energie nur in Amerika existirt, ist das Princip des amerikanischen Lebens. — Aber ist diese Thätigkeit nicht eine blinde, so lange wir nicht wissen welche Zustände die wünschenswerthen sind, um sie durch unsere Arbeit zu schaffen? — Alle Arbeit ist, wie aller Besitz, nur ein Mittel. Wo ist aber der Zweck dem diese Mittel dienen sollen? Wer kennt ihn, oder wo ist die Uebereinstimmung der Menschen für denselben? — „Wir alle sind Pioniere einer neuen Civilisation“ — haben uns öfters Amerikaner gesagt. Sehr wahr! — antworten wir — aber dann stellt euch nicht als ob ihr Priester einer Ur-Religion wäret und alte Tempel zu bewachen hättet. — Ihr seid die Pioniere; ihr habt den Bauplatz gefunden; ihr

habt eine allgemeine Idee gefaßt daß ein großes Werk aufgeführt werden soll welches einst ein Denkmal der kühnen Gedanken des gegenwärtigen Geschlechts sei; ihr habt den Platz gereinigt, aber ihr braucht die Welt um den Bau auszuführen. — Wollt ihr ihn kleinmüthig aufgeben wie Die welche einst den großen Thurm zu Babel errichten wollten? — findet ihr das Unternehmen zu vermessen, oder schrecken euch die fremden Bauleute welche herzuströmen um euch zu helfen? — Fasset Muth! — Die Zeiten sind vorbei wo jedes Volk seine eignen Götter hatte, und wo die Sprachen sich verwirrten anstatt sich zu verschmelzen. Was die Adamiten des grauen Alterthums nicht zu thun vermochten, das können ihre Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert ausführen, und wenn es nicht mit dem Willen der amerikanischen Nativisten geschieht, so wird es wider ihren Willen geschehen. Auch wir, wenn auch keine Angelsachsen, glauben an das „manifest destiny“ — und — fügen wir für die Nativisten hinzu — das „manifest destiny“ glaubt auch an uns.

Dies ist der Sinn der einzigen würdigen Antwort welche Einwanderer und adoptirte Bürger der amerikanischen Nativpartei geben können.

Sechstes Kapitel.

Aus dem Gebiete des amerikanischen Socialismus. — Ein Kreis interessanter Menschen und wunderlicher Bestrebungen. — Die Souveränetät des Individuums in der Gesellschaft. — Die Umänderung der Welt durch Reform der Diät. — Das Amerikanerthum, mit sich selbst unzufrieden, stellt seinen Gegensatz als Ideal auf. — Die nichtskostende Kraft der Geister und der Centrifugalmaschine. — Die Gottheit unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit. — Transatlantische Epigonen des Doctors Faust. — Die Lehrjahre der Menschheit. — Der Cursus des Genießens, der Cursus des Betens und der Cursus des Arbeitens — Das Studiren und die Hexerei. — Verfehlte Rückkehr in das Griechenthum.

Meine Betheiligung an der deutsch=amerikanischen Presse, neun bis zehn Monate vor der Präsidentenwahl von 1852, läßt mich recht deutlich den großen Fortschritt im politischen Bewußtsein der deutschgeborenen Bürger erkennen welcher während der unrühmlichen Verwaltungsperiode des Präsidenten Pierce vor sich gegangen ist. Die Verhältnisse des Landes haben sich während dieser Periode einer gefährlichen Krisis genähert, und es ist erfreulich die Bürger deutscher Abkunft sich während dem zu der ehrenvollen und den Anforderungen der politischen Lage entsprechenden Stellung emporarbeiten zu sehen, die sie in der jetzigen Wahlbewegung einnehmen.

Damals handelte es sich bei der Präsidentenwahl um

eine politische Situation von minder entschiedenem Charakter. Die Verwilderung der Demokratie war noch nicht soweit gediehen wie jetzt, und die Whigs hatten ihr gleichfalls noch nicht das so weit entwickelte und geklärte Bewußtsein entgegenzusetzen welches zu ihrer jüngsten Metamorphose — der Entstehung und Macht der republikanischen Partei geführt hat. Das Blatt an dessen Redaction ich damals betheiligt war, konnte keine andere Aufgabe haben als für allgemeine Grundsätze oder einzelne Maßregeln seiner Partei zu sprechen und nach der Nomination eines Präsidentschaftscandidaten denselben zu unterstützen. Ehe diese Nomination aber vor sich ging, war ich von dem Blatte zurückgetreten, womit ich mir die Verlegenheit der Theilnahme an einer sogenannten Wahl-Campagne ersparte in welcher ich für jede Partei sammt ihrem Candidaten gleich wenig Sympathie gehabt haben würde.

Ich lasse hiermit für jetzt meine Erörterungen über amerikanische Politik fallen, und lade meine Leser ein, ehe ich sie im folgenden Bande durch die Wildnisse des fernen Westens bis an die Küste Californiens führe, mir auf kurze Zeit in die Sphäre des socialen Lebens von New-York zu folgen, in welcher ich sie mit einigen charakteristischen Erscheinungen bekannt zu machen wünsche.

Ich wurde in jener Zeit in einen kleinen Kreis gebildeter und in vieler Beziehung interessanter Menschen eingeführt die sich auf eine rühmliche Weise für alles Edle und Schöne interessirten. Sie gehörten, sogar in den Personen weiblichen Geschlechtes, meist wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Berufen an. Den Mittelpunkt aber bildete

eine Familie die aus gewissen socialen Reformbestrebungen Profession machte. Mann und Frau waren Schriftsteller für die Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, und hatten eine Art von Schule junger Leute beiderlei Geschlechts um sich versammelt denen sie Vorlesungen über Menschenkunde, Moralphilosophie, und andere unmittelbar in die geselligen Verhältnisse der Menschen eingreifende Zweige der Bildung hielten. Eine erwachsene Tochter bildete sich zur Malerin aus.

Der gesellschaftliche Ton in diesem Kreise war tadellos. Heiterkeit und Ernst wechselten in einer sich in feinen Formen bewegenden Unterhaltung. Wissenschaft und Kunst, Politik und Religion, Fragen der Philosophie und des Geschmackes, wurden mit Freiheit, mit Selbstbeherrschung, und zuweilen mit Geist besprochen, und auf eine seltene Weise wurde selbst bei extravaganten Ansichten die sittliche Freiheit des Individuums geachtet. In der That bildete „die Souveränetät des Individuums,“ wie Herr Andrews dieselbe interpretirt hatte, das politische und sociale Glaubensbekenntniß von welchem das Leben des kleinen Kreises beherrscht wurde, und welches ihn, bei allen Wunderlichkeiten, die sich nur in Amerika mit soviel Bildung vereint finden können, auf der Höhe eines vollkommen guten gesellschaftlichen Geschmackes erhielt.

Die Elemente der geistigen Atmosphäre in der sich dieser Kreis bewegte, waren indessen der wunderlichsten Art. Schwedenborg und Fourrier waren die beiden Apostel in deren Evangelien man hier das neue Heil verkündet sah. Josiah Warren und Stephen Pearl Andrews, mit welchen Beiden ich meine Leser schon bekannt gemacht habe, waren

gewissermaßen die Kirchenväter der neuen Lehre, welche in einzelnen Richtungen dieselbe weiter entwickelt hatten. Innerhalb des Kreises hatte sich dieselbe zu einem Moralsysteme ausgebildet welches seinen Einfluß nach allen Seiten über das Leben dieser Menschen verbreitete.

Die Souveränetät des Individuums war der praktische Mittelpunkt des Systemes. Wenn aber aus souveränen Individuen eine gebildete und harmonische Gesellschaft entspringen soll, so müssen diese Individuen gute und edle Menschen sein. Daß die Mehrzahl der Menschen dieser Anforderung nicht entspricht, mithin keine gebildete und harmonische Gesellschaft zuläßt, liegt an der physischen Ungesundheit des Geschlechtes, und diese wieder ist die Folge einer fehlerhaften Diät. Hier also ist der Anfangspunkt für jede gründliche Verbesserung des Menschengeschlechtes vorgezeichnet. Jede gründliche Reformbestrebung muß mit der Nahrungsweise beginnen. Meine amerikanischen Freunde also waren Gesundheitsreformatoren, und unterwarfen sich zu diesem Zwecke einer strengen Wasser- und Pflanzendiät. Fleischspeisen, geistige und narkotische Getränke, Tabak, Gewürze, alle Medicinen, in welcher Krankheit es auch sein mochte, wurden von ihnen verworfen, und sie erwarteten von dieser unschuldigen Diät eine entscheidende und unmittelbare Wirkung. Ich hörte eine Dame dieses Kreises über die Arbeiten eines Malers sprechen, und indem sie denselben ein hohes Lob ertheilte, fügte sie hinzu, daß man aber leider seinen Compositionen noch den Einfluß des Tabakrauchens anmerke.

Unter anderen Hoffnungen welche sich an die Reform

der Diät knüpften, war auch die daß durch die gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, alle Neigung zur Gewaltthat, alle Herrschsucht, Streitsucht, Eifersucht, und wie andere ähnliche Laster heißen mögen, aufhören werden. Die Freiheit wird von selbst siegen, wenn die Tyrannei aus diätetischen Gründen ausstirbt. Der Krieg wird aufhören wenn die Menschen von ganzem Herzen den Frieden lieben. Die Conflicte der Leidenschaft werden aufhören und die theoretische Frage der freien Liebe wird gelöst sein wenn es keine Eifersucht und keine bösen Gelüste mehr gibt. Dem gewaltthätigen und eroberungssüchtigen Geiste des fleischessenden Angelsachsen stellten diese Reformatoren die duldende Sanftmuth des reisessenden Hindu als Ideal gegenüber. Das mit sich selbst unzufriedene Amerikanerthum strebt in dieser Erscheinung nach seinem subjectiven Gegensatze. Ich werde meine Leser bei einer späteren Gelegenheit mit einer Erscheinung bekannt machen in welcher es auch nach seinem objectiven Gegensatze strebt; und wenn das erste Streben sein Ideal in Indien zu finden glaubt, so sucht das letzte das seinige in China*).

Mit diesem Gegensatze, in welchem bei meinen Freunden das Amerikanerthum mit sich selbst erscheint, stimmt es ganz überein daß sie nach nichts Geringerem suchten als nach einem Auskunftsmittel durch welches dem Menschen die Nothwendigkeit der Arbeit erspart wird.

---

*) Vergleiche das zweite Kapitel des vierten Buches, im zweiten Bande, wo von einem unzufriedenen Amerikaner „die patriarchalische Verfassung des himmlischen Reiches" als höchstes politisches Ideal aufgestellt wird

Damals gerade gaben die Klopf= und Scharrgeister sammt dem Tischrücken in den Vereinigten Staaten Veranlassung zu besonders lebhaften Erörterungen. Der neumodische Geisterglaube wurde in das System der wunderlichen Reformatoren von denen ich spreche aufgenommen; aber die Geister sollten nicht Geister sondern materielle Wesen sein, und für solche wurden auch die Seelen der lebenden Menschen erklärt. Die Entdeckung der Klopf= und Scharrgeister sollte, wie die Metamorphosen der Schmetterlinge, in das Gebiet der Naturgeschichte gehören, und ich wurde gefragt wie ich die Behauptung rechtfertigen könne daß die Existenz unsichtbarer, unfühlbarer, und dennoch natürlicher und materieller Wesen unmöglich sei? Meine Beweisgründe gegen den Supranaturalismus waren hier ganz verschwendet. Wie unsere jungen deutschen Naturforscher der atheistischen oder pantheistischen Schule der Natur selbst den Geist vindiciren, so vindicirten ihr meine „spiritualistischen" Freunde die Geister. Sie glaubten an dieselben wie man an die große Seeschlange glaubt.

Man muß es sich klar machen daß gewisse Richtungen welche man in Deutschland unter den Begriff des Mysticismus zusammenfaßt und welche dort zu den Erscheinungen der Reaction gerechnet werden müssen, in den Vereinigten Staaten zu den Erscheinungen des Fortschrittes gehören. Wer in Deutschland dem Glauben an Geister das Wort redet, thut es um damit die Existenz einer übernatürlichen Welt zu beweisen, — wer in Amerika die nämliche Meinung vertritt, ist auf dem Wege zu beweisen daß es keine übernatürliche Welt gibt. Und da diese Ueberzeugung der

Mittelpunkt des realistischen Moralsystemes ist auf welches die Menschheit mit aller Macht hinarbeitet, — des Moralsystemes welches die Arbeit zur Verwirklichung der menschlichen Ideale als seinen leitenden Gedanken hat, — so ist es nur eine consequente Erscheinung des amerikanischen Lebens daß wir hier jenen Mysticismus, in welchem sich die Wirklichkeit und die Imagination vermischen, jenen Aberglauben der auf der Brücke zwischen zwei großen Weltansichten und Culturperioden steht, gerade bei Menschen finden welche von ganzem Herzen dem Fortschritte zugethan sind. Sie gehen über diese Brücke aus dem Reiche der Chimäre in das der Wirklichkeit vorwärts, während jene europäischen Mystiker ihnen auf dem Wege rückwärts begegnen.

Und dennoch kann man in dieser sonderbaren Geistesverfassung eine Abtrünnigkeit des Amerikanerthumes von sich selbst erkennen, da es sich hier mit nichts Geringerem beschäftigt als mit der Aufgabe die Magie an die Stelle der Arbeit zu setzen.

Eine Unterhaltung welche ich in jener Zeit zu Philadelphia mit einem der nämlichen Geistesrichtung und den nämlichen Ueberzeugungen angehörigen Manne führte, machte mir dies in besonderem Grade klar. „Wie ist es möglich" — fragte ich diesen Mann — „daß verständige und gebildete Menschen wie Sie und unsere New-Yorker Freunde solche Ansichten haben können?" — „Ich will Ihnen sagen" — erwiderte er — „wie ich darüber denke. Ich habe mit den Hoffnungen des Christenthums gebrochen. Für mich gibt es keine zukünftige Welt mehr. In *dieser* Welt erschöpfen sich meine Interessen. Wenn ich aber nicht glauben

sollte daß es in *dieser* Welt anders wird als es ist, und wenn ich diese Veränderung nicht zu *erleben* hoffte, ich würde meinem Dasein heute ein Ende machen. Wir brauchen eine gänzliche Veränderung der menschlichen Natur, welche durch die Gesundheitsreform bewirkt werden muß. Wir brauchen ein anderes Klima, welches die Menschen selbst sich schaffen müssen. Wir brauchen, um dies Alles zu bewirken, eine Einsicht die uns nur durch die Geister eröffnet werden kann. Wir brauchen, um die ungeheure Arbeit zu verrichten durch welche die Menschheit aus ihren Fesseln erlöst werden soll, eine Kraft die nichts kostet, und als diese bieten sich ebenfalls die Geister an." —

Wem fallen nicht hierbei die Worte ein:

Es möchte kein Hund so länger leben! —
Drum' hab' ich mich der Magie ergeben.

Das Problem der nichtskostenden Kraft beschäftigte übrigens meine Freunde auf verschiedene Weise. Während die einen sich darauf beschränkten die sich freiwillig anbietenden Klopf- und Scharrgeister, wie die Kobolde früherer Zeiten, in den Dienst zu nehmen, beschäftigten sich andere, um den nämlichen Zweck zu erreichen, mit der Erfindung des Perpetuum Mobile durch Construction einer Maschine die sie die Centrifugalmaschine nannten. Es sollte nämlich durch diese Maschine ein Ueberschuß an Kraft erzeugt werden, mit welchem natürlich nachher jedes mechanische Problem gelöst werden konnte. Hierbei war freilich kein individueller Geist in Bewegung gesetzt worden, allein der Mechaniker welcher dem Probleme schon viele Zeit, viele Geschicklichkeit, und viel Geld gewidmet hatte, bemerkte

gegen mich, während ich seinen Experimenten beiwohnte, daß er hier nicht eine mechanische sondern eine dynamische Kraft darstelle, — zwar eine in der ganzen Natur wirkende aber bisher noch niemals für sich zur Erscheinung gekommene Kraft — „und" — fügte er hinzu — „was ihr deutschen Philosophen nur denkt, das haben wir praktischen Amerikaner gemacht. Was ist der Gott eurer Pantheisten Anderes als meine Centrifugalkraft?" —

Der Leser sieht daß auch hier, wie bei der Benutzung der Geister, die Umgestaltung der Welt nicht ganz mit rechten Dingen zugeht. Ja der Erfinder der Centrifugalmaschine ist der verwegenste aller Hexenmeister, indem er nicht vor dem Gedanken erzittert den Weltgeist selbst in seinen Pflug zu spannen. Selbst die Gottheit erscheint hier dem kühnen Utilitarier der neuen Welt nur unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit! — Der amerikanische Gedanke ist hier auf seine Spitze getrieben.

Ich bitte meinen Leser zu glauben daß ich hier mit Gewissenhaftigkeit Ansichten und Worte wiederholt habe, die ich wirklich, ernsthaft gemeint, von gebildeten und sonst verständigen Menschen vernommen.

Was mein Urtheil betrifft, so kann ich nur sagen daß ich keine belehrendere Verirrung des menschlichen Geistes kenne als diese reformatorischen Hoffnungen und Bestrebungen, welche in einer Beziehung der beginnenden großen Culturperiode der Menschheit vorauszueilen suchen, in einer anderen aber so kläglich hinter ihr zurückbleiben. Diese amerikanischen Weltverbesserer sind in der That die transatlantischen Epigonen des alten Doctors Faust. Einer ande-

ren Generation angehörend, erscheinen sie da auf der Bühne der Geschichte wo ihr ehrwürdiger Vorfahre von derselben verschwindet, nämlich im dritten Acte des großen Stückes welches die Lehrjahre der Menschheit darstellt. Unser Geschlecht hat bis jetzt zwei Curse der Bildung durchgemacht, und ist neuerdings in den dritten eingetreten. Die Vorschrift des ersten war: lerne genießen! — die des zweiten: lerne entsagen und beten! — die des dritten aber ist: lerne arbeiten! — Die Zeit wird allerdings kommen in welcher alle diese Studien zu einer erfreulichen Lebenspraxis benutzt werden. Von Zeit zu Zeit wird aber der Lehrling ungeduldig, sehnt sich in seine ersten Jahre zurück wo das Leben geringere Ansprüche machte und größere Befriedigung gewährte, oder denkt den letzten Cursus zu überspringen und der Schule ganz zu entlaufen. Aber der Rückzug ist so schwierig wie das Entspringen. Der Weg zum Genusse wie zur Freiheit führt über die Brücke der Arbeit. Was ist zu thun? — In dieser Verlegenheit befindet sich die mittelalterliche Menschheit. — Zwischen dem Beten und dem Arbeiten liegt ein Mittelding: das Studiren. Was ist es Anderes als ein Beten durch Arbeiten verrichtet? Führt es nicht zum Ziele? nicht zu Freiheit und Genuß? — Es war ein ungeschickter Versuch! Kehre ihn um und verrichte die Arbeit durch Gebet! — Die Arbeit durch Gebet verrichtet ist die Magie. Wenn Etwas, so muß sie Genuß und Freiheit verschaffen. Abermalige Täuschung! Der Besitz der schönen Helena kann den Faust nicht dauernd befriedigen. Hinter der Arbeit die keine wirkliche Arbeit ist, liegt ein Genuß der kein wirklicher Genuß ist. Ein solides, nach den

Maximen der Nützlichkeit geordnetes Leben ist das Einzige was übrig bleibt. Die wirkliche Arbeit, die nützliche Thätigkeit, läßt sich nicht mehr umgehen. Göthe versteht sie ernsthaft als den Schluß des Cursus, das Ende der Lehrjahre, die letzte Weisheit; — Heine, dem es offenbar gelungen ist, selbst der Schule zu entlaufen, moquirt sich über die ganze Anstalt, erklärt daß es mit der Arbeit auch nichts ist, macht seinen Doctor zum Quacksalber und läßt ihn in goldbetreßter Scharlachkleidung mit Pillenschachtel und Latwergebüchse, aber gegen baare Bezahlung verkaufend, zur Hölle fahren.

Der transatlantische Epigone des Doctors fängt da an wo dieser aufgehört hat: bei der Charlatanerie, — dem Humbug. Der letzte verkauft Pillen, Latwergen und Mixturen, der erste erklärt alle Arzneien für Gift, und reformirt die Welt durch Wasser und Pflanzenkost. Und von da geht er rückwärts. Er verlegt sich auf das Studiren und auf die Magie. Er erfindet die Centrifugalmaschine und unterwirft sich die Klopf- und Scharrgeister. Er setzt sich in Besitz der nichtskostenden Kraft. Er gründet endlich die Gesellschaft der freien Liebe, und wäre damit glücklich wieder bei dem Genusse und dem Griechenthume angelangt, wenn ihn nicht die New-Yorker Polizei gestört hätte.

Wie es sich mit allem diesem verhielt, muß ich, soweit ich den Leser nicht schon damit bekannt gemacht, zum Schlusse in der Kürze erzählen.

Siebentes Kapitel.

Ein Besuch bei den Pflanzenessern. — Beginn der moralischen Wiedergeburt und Rückfall in die Sündhaftigkeit. — Besuch in der individualistischen Colonie Modern Times. — Zweiter Besserungsversuch und ein verhängnißvolles Ereigniß. — Ein Stinkthier als deus ex machina. — Spätere Schicksale meiner weltverbessernden Freunde. — Der Verein der freien Liebe und die New-Yorker Polizei. — Principielle Streitigkeiten in der New-Yorker Presse. — Die Souveränetät des Individuums und die Zwangsmoral.

Als der Frühling herankam zog die Familie pflanzenessender Weltverbesserer, mit deren Ansichten ich meine Leser bekannt gemacht habe, auf das Land. Meine Freunde hatten für ihre Wasserheilanstalt und die damit verbundene Akademie der Leib- und Seelenheilkunde, der individualistischen Moral und der socialen Harmonie ein geräumiges Haus gemiethet, welches auf dem Gipfel eines Hügels stand, und über die mit zerstreuten Wohnungen, Wiesen, Feldern und Hainen bedeckte Landschaft blickte, und ich folgte der Einladung bei ihnen einige Tage zuzubringen. Ein warmes Frühlingswetter hatte mich verlockt die Winterkleider abzulegen; die Luft wehte aber dünn und kühl noch ehe ich ankam, bald war mein Blut erstarrt, und ich konnte meine Gedanken auf nichts richten als auf ein gutes Kaminfeuer

und ein kräftiges warmes Mittagsessen. Thörichte und mit Recht getäuschte Hoffnung! Dem leiblichen und geistigen Regime gemäß welches meine Freunde sich mit unnachsichtlicher Strenge vorschrieben, standen in ihrem Hause Thüren und Fenster offen. Der kalte Luftzug drang durch den Leib in die Seele. Und das war die Absicht. Denn auch die Seele sollte ausgelüftet und von dem Krankheitsstoffe des verdorbenen Stadtlebens gereinigt werden.

Es wurde zur Mittagstafel geläutet, und ich kann nicht sagen daß es ihr an Mannigfaltigkeit gefehlt hätte. Mehlbrei, Griesbrei, Reisbrei, Maisbrei, Lattigblätter und Stärkemehlpudding, — Alles kräftig au naturel, mit Vermeidung aller künstlichen, verweichlichenden und erhitzenden Zuthaten, und theils lau theils kalt genossen, bildeten eine reiche Abwechselung, die mir hätte genügen können, wären nicht meine Begierden durch lasterhafte Gewohnheit verdorben gewesen. Ich fühlte daß man ein Held sein muß um nicht auf dem Pfade der Besserung umzukehren, und die Hochachtung welche ich schon vor meinen Freunden hegte, steigerte sich zur Bewunderung, indem ich sah welche Fortschritte sie schon in der Tugend gemacht hatten.

Nach Tische genossen wir die frische Luft zwischen zwei offenstehenden Thüren. Ich habe sie auf den Gipfeln der Alpen nicht reiner geathmet. Das Abendessen war natürlich etwas einfacher als die Mittagstafel, aber mit gleicher Sorgfalt nach moralischen Grundsätzen ausgewählt. Nach einer heiteren Unterhaltung brachte ich unter leichter und kühler Decke die Nacht zu. Am Morgen versetzte mich ein Frühstück von frischem, krystallhellem Wasser und kalter Milch so=

gleich in die rechte idyllische Stimmung. Es war mir so unschuldig zu Muthe als wäre meine Urgroßmutter nicht mit beim Sündenfalle gewesen. Bei diesem Regime — das wurde mir klar — konnte man ohne Gefahr die Souveränetät des Individuums sammt der freien Liebe proclamiren, und hätte ich mich demselben nur einige Monate unterworfen, ich würde sicherlich ein anderer Mensch geworden sein. Dazu fehlte mir aber die moralische Kraft. Ich fühlte mich nicht stark genug meinen üblen Gewohnheiten zu entsagen. Schon am dritten Tage eilte ich nach New-York zurück. Bei dem ersten Restaurant kehrte ich ein, aß zwei Beefsteaks, trank eine Flasche Wein, rauchte nachher eine ächte Regalia bei einer Tasse Kaffee, und fühlte mich erst nach allen diesen Reizmitteln wieder in meiner gewohnten, zwar verderbten aber mir liebgewordenen Gemüthsstimmung.

Meine Freunde machten einen zweiten Versuch mich zu retten und für die moralische Umgestaltung der Welt zu gewinnen, und diesmal war es das Schicksal welches nicht gewollt hat daß die gute Absicht gelinge. Josiah Warren und Stephen Pearl Andrews hatten auf Long Island die individualistische Colonie Modern Times gegründet. Einige Wochen nach dem Besuche von welchem ich soeben berichtet habe, wurde von mehreren Personen beiderlei Geschlechts, sämmtlich gebornen Amerikanern, aus dem Kreise auf welchen sich der Inhalt dieses und des vorhergehenden Kapitels bezieht, ein Besuch in dieser Colonie verabredet, und ich wurde aufgefordert von der Partie zu sein.

Warren und Andrews hatten für die Niederlassung ihrer Proselyten ein sehr schlechtes Land gewählt, um zu

beweisen — wie man mir sagte — daß durch eine nach ihren Grundsätzen lebende Gesellschaft sogar ein solches Land in einen Garten verwandelt werden könne. Ich bedaure daß ich nicht weiß was seitdem aus der Colonie geworden. Die Menschen welche sich hier gesammelt hatten, waren in der That vom besten Willen beseelt, und der höchste Grad der individuellen Freiheit in Moral und Lebensweise welcher hier als Gesetz proclamirt war, kann dem Gedeihen nur beförderlich gewesen sein. Denn was man auch von der Selbstregierung und dem Ultra-Individualismus für die Bedürfnisse einer alten, zahlreichen, gebildeten und complicirten Gesellschaft halten mag, diese Maximen sind wenigstens die unter deren Herrschaft allein neue Ansiedelungen mit der wunderbaren Kraft und Schnelligkeit gedeihen können, welche man nie und nirgends außer in den Vereinigten Staaten gekannt hat. Sämmtliche Ansiedler gehörten einer mittleren Bildungsschicht an, und hatten entweder von jeher, oder wenigstens in der letzten Zeit, sich keiner Glücksgüter zu rühmen gehabt. Die meisten hatten sich ihre Häuser selbst gebaut. Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit waren aber wirksam, dem Oertchen in naher Zukunft ein achtbares Aussehen zu versprechen, und manche der Ansiedler waren ganz freundlich und behaglich eingerichtet. Einige waren verheirathet, andere ledig, noch andere lebten in wilder Ehe, was hier als eine Angelegenheit der individuellen Moral, die keinen Dritten berührt, betrachtet wurde.

Wir besuchten Herrn Josiah Warren, dem ich, was ich auch über seine Reform-Ideen denken mag, die Achtung nicht versagen konnte, die uns durch die beharrliche Energie eines

redlich gemeinten Strebens immer abgenöthigt wird. Ich hatte früher einmal mit diesem Manne ein Gespräch über die Stellung der Kunst in einer seinen Ideen entsprechenden Gesellschaft geführt. Er verlangte daß jeder junge Mensch von Kindheit an für sich selbst sorgen müsse. Der Leser erinnert sich wohl dessen was ich weiter oben über die Erziehung gesagt welche Herr Warren seiner kleinen Tochter gegeben. — Ich wandte ein daß die höhere Ausbildung für Wissenschaft und Kunst langer Jahre bedürfe in welchen ein junger Mensch für seine materiellen Bedürfnisse nichts thun könne. Er bestritt dies, und führte die musikalischen Leistungen seiner Söhne als Beweis gegen mich an. Jetzt hatte ich Gelegenheit diese Leistungen zu beurtheilen. Herr Warren mit seinen zwei Söhnen führte uns zu Ehren ein kleines Concert auf, wobei er das Violoncell, die beiden Knaben Violine spielten. Dem guten Manne flossen dabei die Thränen der Rührung über die Wangen, — sei es daß ihn die Musik so ergriff, sei es daß ihn die Freude über die Leistungen seiner Kinder übermannte. Ich konnte nichts thun als einen Gemüthszustand beneiden der aus so einfachen und primitiven Kunstelementen Anregung und Genuß schöpfen kann.

Vieles was ich um mich sah und hörte, gab mir zu denken, und erweckte in mir bald die Gefühle der Theilnahme bald die boshafte Neigung zur Satyre. Ich hatte einige Damen um mich gehabt die sich um meine Bekehrung zu ihren Ansichten bemühten. Ich wünschte mich diesen Bemühungen zu entziehen, und machte deshalb einen Gang ins Freie. Um die Ansiedlung her war die Gegend mit verkrüppeltem Kiefernwalde bedeckt. Nachdem ich eine Strecke

weit gegangen, legte ich mich unter einem einzelnen großen Baume nieder, und war in meine Gedanken vertieft, als ich plötzlich durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde. Indem ich mich wandte sah ich ein der Länge nach gestreiftes Thierchen, etwa größer als eine Katze, mit einem emporgerichteten buschigen Schwanze hinter mir. Es schien durch meine Anwesenheit in großen Zorn versetzt zu sein, zeigte nicht die geringste Neigung zu fliehen, und machte als ich mich aufrichtete, auf eine eigenthümliche Weise knurrend und den Boden stampfend, einen förmlichen Angriff auf mich. Ich ergriff einen Stock um das unartige Ding zu züchtigen. In dem nämlichen Augenblicke aber war die mich umgebende Luft mit einem erstickenden Geruche erfüllt. Ich wandte mich entsetzt zur Flucht; aber zu meinem Schrecken nahm ich wahr, daß das pestilenzialische Parfum meine Kleider, mein Gesicht, meinen Bart, meine Haare bedeckte. Ich hatte nichts Schlimmeres mehr zu erwarten. Wüthend drang ich auf meinen Feind ein, den ich mit einem Hiebe meines Stockes erlegte. Es ist nicht das einzige Stinkthier mit welchem ich seitdem den Kampf so ungleicher Waffen habe bestehen müssen. Zwar wurde in diesen späteren Fällen der Kampf auf dem moralischen Gebiete gekämpft, aber jedesmal hat er in mein Schicksal eingegriffen. Damals war es mit den Bemühungen der bekehrungseifrigen Damen vorüber. Schon ehe ich das Haus erreichte, flohen alle Menschen aus meiner Nähe. Meine Freunde bedauerten von Herzen mein Mißgeschick und gaben mir aus der Ferne ihren guten Rath. Wasser, Seife und Eau de Cologne wurden verschwendet, aber ohne Nutzen. Zwei Mittel, sagte

man mir, gebe es, meine Kleider von dem Geruche zu reinigen: sie auf einige Wochen in die Erde zu vergraben, oder auf einige Stunden in den Rauch zu hängen. Ich war gezwungen das letzte zu wählen. Einer der Nachbarn lieh mir freundschaftlich einen Anzug. Vor dem Hause wurde ein großes Feuer angebrannt und einige Stunden lang mit grünem Reisholze unterhalten, während an einer hohen Stange meine Kleider in den Rauch gehalten wurden und die Freunde in der Ferne dem Reinigungsprocesse mit großer Theilnahme zusahen. Von Zeit zu Zeit ließ ich mir den Dampf in das Gesicht ziehen, um Haare und Bart zu entpesten. Ich kann aus Erfahrung sagen, daß dieses Mittel hilft. Der Kreosotgeruch welchen ich nachher verbreitete, war ein himmlischer Duft gegen die mephitischen Dünste welche er vertrieben hatte. Die Gesellschaft aber war für mich verloren, die letzte Gelegenheit zu meinem Heile ging ungenutzt vorüber, ich kehrte noch an diesem Tage nach New-York zurück, und hatte bald nachher in den Prairien von Kansas über Büffelzungen auf brennendem Büffelmiste gebraten die Reform der menschlichen Gesellschaft durch Abschaffung der Fleischspeisen aus den Augen verloren.

Etwa anderthalb Jahre später, aus Mexiko zurückgekehrt, erkundigte ich mich zu New-York wieder nach den pflanzenessenden Weltverbesserern, und nach den Individualisten von Modern Times. Von den letzteren konnte ich nichts erfahren. In der Wasserheilanstalt und Akademie aber war eine Reaction gegen die neuen Lehren ausgebrochen, welche die ganze Anstalt, nicht ohne öffentliches Aergerniß, aus einander gesprengt hatte.

Ich verließ abermals New-York und kehrte zwei Jahre später aus Californien dahin zurück. Die Tagesblätter enthielten lebhafte Discussionen über die Versammlungen eines sogenannten „Vereines der freien Liebe" (free-love-league) und das Einschreiten der New-Yorker Polizei gegen dieselben. Das Unternehmen, von Andrews ausgegangen, war der Versuch eine socialistische Secte zu gründen, welche den Grundsatz anerkennt: „jedes Weib hat das Recht sich den Vater ihrer Kinder zu wählen." Der Grundsatz ist eine bloße Consequenz der Souveränetät des Individuums, und Herr Andrews hat nichts gethan als die praktische Consequenz seines Princips gezogen. Als es durch die scandalsüchtigen Enthüllungen einiger Zeitungsblätter bekannt wurde daß eine solche Secte wöchentlich zweimal im Broadway ihre Zusammenkünfte hielt und man für fünfundzwanzig Cents Einlaß erhalten konnte, mögen einige allzu sanguinische Freunde einer solchen Theorie sich mit der Erwartung getäuscht haben, daß die angedeutete Wahl in diesen Versammlungen ohne große Umschweife vor sich gehe, was natürlich ein großer Irrthum sein mußte. Soviel ich aus guter Quelle erfahren konnte, ließ sich gegen die Zusammenkünfte von Seiten der Sittlichkeit und des guten Anstandes nicht das Geringste einwenden, indem sie theils der Belehrung durch Vorträge theils einer durchaus unschuldigen Geselligkeit gewidmet waren. Es versteht sich aber daß in den Vorträgen die moralischen Theorien der Secte entwickelt wurden. Wie dem aber auch sei — die Publicität der Angelegenheit zog eine Menge Neugieriger, und zugleich die officiellen Vertheidiger der Sittlichkeit —

eine Anzahl von Polizeibeamteten — nach dem Lokale der Versammlung, wo auf Gerathewohl einige Verhaftungen vorgenommen wurden. Da keine Anklagepunkte irgend einer Art vorlagen, so erfolgte die unmittelbare Freilassung der Verhafteten am nächsten Morgen, und die Polizei zog sich von allen Seiten eine scharfe Rüge zu. Eine öffentliche Discussion, welche sich bei dieser Gelegenheit in der New-Yorker Presse ergab, hatte indessen ein principielles Interesse. Die Tribune trat gegen die Lehre der Secte — daß die Moral, so lange sie keinem bestimmten einzelnen Menschen ein bestimmtes Unrecht zufüge, die Gesellschaft oder den Staat nicht berühre sondern reine Privatsache sei wie die Religion — mit der positiven Forderung einer Zwangsmoral (compulsory morality) auf. Ihren Whiggrundsätzen, und der Stellung, die sie als das große Centralorgan der Temperenzbestrebungen einnimmt, war die Tribune mit dieser Forderung getreu. Da aber der Verein der freien Liebe aus einer ursprünglich fourrieristischen Richtung hervorgegangen war und von namhaften Fourrieristen, wie Prisbane, protegirt wurde, die Tribune aber anerkannter Maßen ein Kind des Fourrierismus, wenn auch ein dem Vater entwachsenes ist, so zeigten sich in dieser Discussion zwei Fractionen der nämlichen socialistischen Schule mit einander in einem schroffen Gegensatze. Es ist der nämliche große Gegensatz welcher zwischen dem Systeme der Whigpartei und dem der Demokratie besteht.

Ende des ersten Bandes.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

